



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

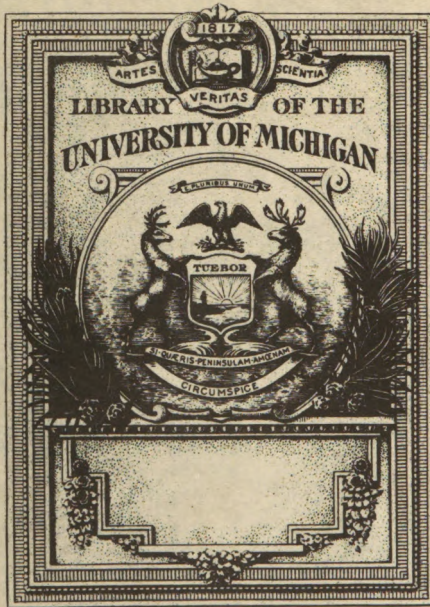
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



THE GIFT OF
Professor
Josef Wiehr



Dem Andenken meiner Mutter

Der Eid des Stephan Hüller

Der Eid des
Stephan Hüller
von
Felig Hollaender

1912
11.-20.
Tausend

Ullstein & Co. Berlin-Wien

838

H 133 li

**Copyright 1912 by
Ullstein & Co, Berlin**

Stacks

Gift

Prof. Josef Weber

11-10-10

864970-291

Erstes Buch



Es war am Ausgang der achtziger Jahre, als der Wintergarten jenes glänzende Januarprogramm brachte, von dem die Suitiers und Kenner der Varietés später behaupteten, es sei diesem Etablissement in der Folgezeit nie mehr gelungen, einen Abend von solcher Bunttheit und so außergewöhnlichen Darbietungen zustande zu bringen. Und das Merkwürdige war: Von den damals auftretenden Artisten hatte eigentlich keiner einen berühmten Namen. Sie waren in der englischen und der französischen Provinz zusammengetrommelt worden, wo sie für eine verhältnismäßig billige Gage gleichsam im Dunkel gearbeitet hatten.

Die findige Agentur von Klered u. Graff, die zu jener Zeit gerade aufkam, hatte das Programm zusammengestellt. Jakob Gribber, der Unternehmer, war ein junger Mann. Er hatte sich Herrn Klered kommen lassen und ihm ausdrücklich erklärt, er wünsche keinen Stern zu engagieren. Das Programm dürfe nicht viel kosten und müsse trotzdem „first rate“ sein. Herr Gribber, der zurzeit nur über ein mäßiges Betriebskapital verfügte, wollte billig arbeiten.

„Meine Stars“, hatte er zu Herrn Klered gesagt, „mache ich mir selber. Berühmte Nummern

engagieren kann jeder Esel. Dazu gehört nichts weiter als ein großer Geldsack. Zeigen Sie, daß Sie eine Spürnase haben und entdecken Sie Attraktionen, Herr Klered. Ihr Nashorn ist groß genug," fügte er hinzu, indem er über seinen Witz breit lachte.

Herr Klered schnitt ein sehr verdutztes Gesicht und stöhnte.

„Wo in der Welt gibt es noch unentdeckte Attraktionen? Sobald eine Nummer den Durchschnitt nur etwas überragt, hat sie Marinelli auch schon aufgegabelt und nach London geschleppt. Der Londoner Markt verschlingt eben alles. In London werden die großen Kurse gemacht.“

Jakob Gribber kenne ja den Londoner Schwindel — was brauche er ihm viel zu erzählen — Jakob Gribber sei ja selber Fachmann.

Herr Jakob Gribber hatte seinen Mann ruhig ausreden lassen. Dann sagte er kaltblütig:

„Mir scheint, ich habe mich in Ihnen getäuscht. Wir werden das Geschäft schwerlich zusammen machen.“

Herrn Klereds Züge wurden länger und seine Nase immer spitzer. Er fragte Gribber tief getränkt, weshalb er plötzlich kein Vertrauen mehr zu ihm hätte.

Und Gribber antwortete prompt:

„Lieber Klered, Sie erzählen lauter olle Kamellen, und das vertrage ich nicht. Wenn ich berühmte Nummern engagieren will und im Monat 27 000 M. Etat haben darf, brauche ich Sie nicht. Dann depeschiere ich einfach an Marinelli, und in zwei

Stunden hat er alle Größen der Welt für mich gebucht.“

Klered nickte, und seine Züge hatten einen traurigen Ausdruck.

Gribber mußte wieder laut lachen.

„Die Sache ist ganz simpel. Es kommt eben darauf an, ob Sie Schwein haben oder nicht. Wenn Sie kein Schwein haben, lassen Sie die Hand aus dem Spiel. Und wenn Sie Schwein haben, brauchen Sie sich überhaupt nicht anzustrengen, Sie fahren nach Manchester und Glasgow — es kann natürlich ebenso gut Lyon oder Grenoble sein. Es kommt lediglich darauf an, daß Sie sich in den richtigen Zug setzen. Lieber Klered, wenn Sie sich auf die Suche legen, sind Sie schon aufgeschmissen. Das Kunststück ist: Finden, ohne zu suchen. Wer Glück hat, findet. Ich habe Glück, also werden Sie finden. Und nun auf Wiedersehen, Herr Klered. Am 7. September eröffne ich. Machen Sie es wie Ihr Glaubensgenosse Saul: ziehen Sie nach einem Esel aus und bringen Sie mir ein Königreich.“

Herr Klered, der mit seinem bürgerlichen Namen eigentlich Simon Silbermann hieß, war nachdentlich in sein Bureau gegangen. Jakob Gribbers „Schweine-theorie“ beschäftigte ihn lebhaft. Es war eine ganz neue Art, das Geschäft anzufassen. Und wenn Klered diese merkwürdige Welt und ihre wunderlichen Gestalten an sich vorüberziehen ließ, so mußte er ohne weiteres zugeben, daß Verstandeskräfte und Genie — wenigstens im Geschäftsleben — nicht immer den

Ausschlag gaben. Wäre sein Vater nicht so ein armer Teufel gewesen, er hätte studiert und stünde heute anders da. Immer hatte er sich abgerackert — sich abgequält und seinen Profit auf eine redliche Art einzubringen gesucht. Und was hatte dabei herausgeschaut? — — In einem engen Loch saß er — und mußte seinem Schöpfer danken, wenn er am Anfang jeden Quartals die Miete zahlen konnte.

Er grübelte Jakob Gribbers Worten nach, und der Kopf wurde ihm schwer. Wenn der Manager recht hatte — und je länger er sinnierte, desto einleuchtender erschien ihm diese Auffassung des Lebens — so war es bare Unvernunft, dem Glücke mit vorgefaßten Plänen nachzujagen. Es mußte auf einen zukommen wie die Welle im Meere. Vielleicht war es ein Fingerzeig des Schicksals, daß er mit Jakob Gribber zusammengetroffen war. Wenn der wirklich das Glück in sich hatte — konnte es dann nicht geschehen, daß aus dieser Verbindung es auch auf ihn überströmte?

Herr Klered hatte von geheimnisvollen Zusammenhängen reden hören, die noch von keiner Seele ergründet worden waren. Er beschloß, alle geschäftlichen Praktiken dieses Mal beiseite zu stellen, kein Programm zu machen, ohne festes Ziel zu reisen. Er wollte Jakob Gribbers Rat befolgen. Jakob Gribber sah aus wie einer, dem die Zukunft gehörte. Wenn die Geschichte gelang, war die Agentur von Klered u. Graff gemacht.

Den kleinen Mann ergriff ein Taumel. Er fühlte sich dem Erdreich der Wirklichkeit enthoben und in

einen phantastischen Bezirk verfehlt, der außerhalb kalter Ziffern und nüchterner Berechnungen lag. Er blickte sich scheu und ängstlich um. Hatte da nicht dicht hinter seinem Ohr ein höhnisches Lachen geklungen!? Hatte ihm nicht jemand mit heiserer Stimme zugerant: Du Narr Du?! Einerlei! Er war mitten im Geheimnis. Die Welt war kunterbunt und zeigte ihm ein Antlitz, das er noch nie geschaut hatte. Die Segel waren gehißt, und er fuhr mit frischer Brise in das Land der Abenteuer. Marinelli, der die großen Nummern jahraus, jahrein buchte, hatte ausgespielt. Die Erde fing unter ihm zu hüpfen und zu tanzen an. Er würde auf die Bahn gehen, ohne vorher auch nur das Kursbuch aufzuschlagen — in den Zug, der gerade aus dem Perron stief, würde er steigen.

Seltzam und bänglich war ihm zumute. Diese erste Saison unter Jakob Gribbers Direktion mit den von ihm zusammengestellten Programmen würde eine Reihe noch nicht dagewesener Sensationen bringen. Herr Klered würde all die entdeckten Größen auf Jahre hinaus verpflichten. Das war sein Trick. Sie durften kein Engagement mehr ohne ihn machen. Es sollte ein fettes und einträgliches Geschäft werden — sozusagen der Grundstein für das Haus Klered u. Graff.

Vom Friedrichstraßen-Bahnhof aus depeschierte er an Gribber: „Soeben abgereist, lasse mich vom Zufall treiben, vertraue auf Ihre Maximen. Klered.“

Und Klered u. Graff hatten Fortüne. Die erste Hälfte der Saison war gut — das Januarprogramm

brachte mit seinen Schlagern den entscheidenden Erfolg und Gribber ein ausverkauftes Haus nach dem anderen.

Die Nummern, die damals debütierten, errangen zum großen Teil Weltruhm und arbeiteten in den nächsten Jahren abwechselnd in Paris, London, New York, Berlin und Kopenhagen, um nur die Hauptplätze zu nennen, an denen diese Leute sich ein Vermögen machten.

Mitte Januar des betreffenden Jahres hatte Klered den ersten Anstoß zu einem Schmerbauch. Er strahlte. Aus der Provinz kamen die Direktoren, um seine Attraktionen zu engagieren . . .

Und in der Tat, dieses Januarprogramm hatte es in sich.

Da waren die vier Trurvechs mit ihrem berühmt gewordenen Drahtseilakt; zwei Herren und zwei Damen, in weißen Atlas gekleidet, der ihre prächtigen Formen und die Geschmeidigkeit ihrer Glieder wunderbar zur Geltung brachte. Da waren die Harmony-Fours in ihrem wahnsinnig komischen Stetch beim Gesangsprofessor; da waren die Hadji Mohamed Ben Madani, marokkanische Springer, bei deren Gelentigkeit einem selber schwindelig wurde, acht junge Burschen, deren elegante Körper das Auge entzückten. Und da war, nicht zu vergessen, die Tschin-Maa-Truppe, Chungusen-Gauler, in alten, echten chinesischen Kostümen, die unheimliche Arbeit verrichteten. Der Älteste von ihnen trat vor das Publikum, nahm eine Handvoll zerknüllten Seidenpapiers

in den Mund, das er mit einem brennenden Hobelspan entzündete. Und nun gab er eine ganze Weile Rauch von sich, bis er plötzlich zwischen den Zähnen eine helle, züngelnde Flamme zeigte, die er in kleinen Zwischenräumen verlöschen und wieder grell aufleuchten ließ. Zuletzt nahm er das Papier aus dem Munde — und wenn man wähnte, es sei undenkbar, daß seine Mundhöhle auch nur noch einen schmalen Felsen barg, förderte er immer neuen, schier unerschöpflichen Vorrat hervor, bis er schließlich eine ungeheure Pyramide aufgebaut hatte. Und dann zog er zum grenzenlosen Erstaunen des verblüfften Publikums aus diesem Wust von Seidenpapier eine lange Schnur hervor, einem Spalter nicht unähnlich, an dem zwölf hell erleuchtete Laternen befestigt waren.

Nach den Chinesen kam der komische Jongleur The great Treiland, der am Schlusse seiner Nummer zwölf weiße Teller gleichzeitig in Bewegung setzte und einen Wirbeltanz aufführen ließ, daß einem Hören und Sehen verging.

Die kleine Marga Törred ist inzwischen eine gefeierte Tänzerin geworden. Damals war sie ein halbes Kind, kaum sechzehn Jahre alt, hatte ein schneeweißes Gesichtchen, aus dem große, dunkle Kinderaugen schwärmerisch leuchtend und wieder unsagbar traurig in die Welt blickten.

Alle diese Artisten fanden allabendlich stürmischen Beifall, aber den Clou des Programms bildeten doch die beiden letzten Nummern, oder im Grunde genommen eigentlich die Schlußnummer.

Der Mann, der die vorletzte Nummer ausführte, war ein Belgier, der sich Borelly nannte; er exekutirte einen äußerst schwierigen Drahtseilakt, der damit endete, daß er, auf dem Seile beständig von einem Ende zum andern gehend, außerordentlich kunstvoll ein höchst schwieriges Konzertstück auf der Flöte blies. Man hätte meinen können, daß das Publikum, das aus Leibeskraften applaudierte, nach dieser Leistung unfähig sein würde, noch etwas Neuem seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Weit gefehlt. Es wartete gespannt auf das Erscheinen von Charles Tiller, der mit Frau und Sohn halbschwerische Kunststücke an einer sechs Meter hohen Bambusstange ausführte. Charles setzte die Bambusstange auf seine linke Schulter, und auf dem Knopf der Stange standen abwechselnd auf einem Bein Frau Tiller oder ihr zwölfjähriger Sohn Stephan.

Den Leuten ging der Atem aus, wenn Charles Tiller, auf der Schulter die Stange balancierend, sich vorwärts bewegte, während Stephan den schlanken, gestreckten Körper oben am Rohr in die Stellung einer Fahne brachte. Es war das Verwegenste, was ein Akrobatenhirn zu ersinnen vermochte. Zum Schluß schwang sich Frau Tiller auf die Schulter ihres Mannes, und Stephan stieg auf den Kopf der Mutter, der, von einem Gummitranz umrahmt, ihm Halt bot.

Es war nicht allein die großartige Kühnheit und die vollkommene Eleganz der Leistung, die das Publikum faszinierte — man fühlte sich auch gefangen genommen von der Schönheit dieser drei Menschen.

Charles Tiller, der mit seinem deutschen Namen Friedrich Hüller hieß und aus Schleswig stammte, war frühzeitig in die Schule der englischen Akrobaten gekommen — ein großer sehniger Mensch mit breitem holsteinschen Schädel und wasserhellen Augen, aus denen Lebensfreude funkelte. Frau Tiller war brünett und braunäugig. Sie war in Südfrankreich geboren und mit den Eltern, die auch zur Zunft gehört und ein frühes Ende gefunden hatten, nach England verschlagen worden. Sie zählte kaum siebzehn Jahre, als Tiller sie in Manchester kennen lernte und gewissermaßen vom Fleck weg ehelichte. Sie hatten nur das einzige Kind, das auf den Namen Stephan getauft war und ein ausgezeichnetes Exemplar der Rassenmischung darstellte. Ein verträumter Junge, der von der Mutter die dunkle, leuchtende Gesichtshaut und das schwarze Haar, das wie Seide glänzte, geerbt hatte und vom Vater den sehnigen, straffen Körper und die hellen, schimmernden, gültigen Augen.

Unter den Artisten nannte man die drei die glückliche Familie. Jedesmal, bevor die Nummer begann, und sobald sie zu Ende war, hörte man aus der anstoßenden Garderobe Charles Tillers tiefes, glucksendes Lachen — und die Leute wußten, daß er an jedem Abend Frau und Sohn nach getaner Arbeit, bevor sie sich noch umkleiden durften, herzte und küßte.

Das Engagement im Wintergarten bedeutete für die Tillers einen unerhörten Glücksfall. Es war ihnen durch allerlei widrige Zufälle bisher nicht gelungen, in Paris, London oder Berlin aufzutreten. Aller-

dings war es noch kaum sechs Monate her, daß die Tillers am Bambusrohr ihre unvergleichliche Equilibristik ausführten.

Tiller hatte sich jahrelang den Kopf zerbrochen, um eine neue Nummer zu finden, die ihm endlich die großen Plätze des Kontinents öffnen sollte. Das elende Dasein, bei dem man sich gerade durchschlug, hatte er satt. Unermüdtlich waren sie in ihrer Arbeit; Schweiß genug hatte es sie gekostet. Wie oft war die kleine Frau Hortense der Verzweiflung und dem Weinen nahe gewesen. Aber immer hatte sie tapfer die Zähne zusammengebissen und die Tränen hinuntergeschluckt. Denn Tillers Augen waren messerscharf. Er liebte die kleine Hortense. Und sobald sie die Mundwinkel nur ein wenig herabzog, hörte er zu arbeiten auf, nahm sie wie ein Baby in die Arme und trug sie, als ob er sie wiegen würde, leise trällernd durch das Zimmer. Und zuweilen lachte er ohne jeden Grund tief auf mit seinem heiseren, gurgelnden Lachen. Dann durchströmte seinen Körper ein wunderliches Glücksgefühl — er spürte deutlich, wie es leise und geheimnisvoll in seinem Blute rieselte und brodelte. Jedesmal dachte er dann: Jetzt fängt mein Blut zu singen an. Tiller liebte seinen Jungen. Wenn er diesen schlanken, hübschen Burschen ansah, so schwoll sein väterlicher Stolz. Und mit heimlicher Freude stellte er in seinem Innern fest, daß Stephan von ihm den nachdenklichen Ernst, die Geradheit und grüblerische Versonnenheit besaß. Aber auch die Augen, die wasserhellen Augen hatte er von ihm.

In Stunden der Rast saß der Junge manches liebe Mal auf seinem Schoß, schlang die Arme um des Vaters geschmeidigen Hals, und Tiller erzählte ihm von der holsteinischen Heimat, die vom Meer umspült und von Märchen und Sagen umwoben war. Tiller liebte seinen Jungen — aber eigentlich liebte er in ihm noch einmal die kleine Hortense. Ihr Lachen, auch wenn es zuweilen einen schrillen Ton gab, klang in seinem Ohre wie Musik — aus ihren dunklen Augen mit den so seltsam geschwungenen, leise hingetupften Brauen und den ungewöhnlich langen, seidenen Wimpern, die kleinen Schutzdächern glichen, funkelte Lebensgier; Tigeraugen hast Du, sagte Tiller, und bist vor tausend Jahren ganz gewiß einmal ein Raubtier gewesen. Und feingliedrig war ihr Körper, knarzte bei jeder Bewegung. Wenn Tiller dieses Geräusch hörte, schnalzte er vor Vergnügen leise mit der Zunge.

Hast die Knochen einer Taube, sagte er und staunte über die Leichtigkeit und Beweglichkeit ihrer Gelenke, hast lauter kleine Sprungfedern im Körper, fügte er hinzu und küßte sie wie ein zerbrechliches Spielzeug, ganz vorsichtig auf den kirschroten Mund, dessen Lippen ein wenig zu stark waren.

Den Mund hatte Stephan nicht von der Mutter, der war bei ihm schmal und fein.

Tiller war mit seiner Nummer just zu der Zeit fertig geworden, als Herr Klered mit seinen platten Füßen das Pflaster von Glasgow betrat.

Der kleine Mann war sich sofort darüber klar, daß den Tillers die Zukunft gehörte. Er war vor Freude taumelig geworden. Sein Telegramm an Gribber war total verworren gewesen. Er wollte sofort einen langjährigen Vertrag abschließen, aber Tiller schüttelte bedächtig und ernsthaft den Kopf. Er war zu lange beim Bau, hatte sich in all den elenden Nestern zu sehr schinden müssen, um für ein Binsengericht seine mühselige Arbeit zu verkaufen. Gewiß, nach Berlin ging er für den ersten Monat um ein Butterbrot. Für ihn war es zunächst das Wichtigste, an hervorragender Stelle gesehen zu werden. Aber wenn das Glück, nach dem er all die Jahre gehungert hatte, sich endlich einstellen sollte, dann wollte er auch die Früchte ernten. Dann mußte „Verdienen“ groß geschrieben werden.

Vor dem Einschlafen, wenn es ganz dunkel war und Hortense längst in tiefem Schlummer dalag und Stephans Brust in regelmäßigen Atemzügen sich hob und senkte, träumte Herr Charles Tiller mit wachen Augen von seiner Zukunft. Dann hieß er nicht mehr Charles Tiller, dann war er wieder Friedrich Huller aus Flensburg in Schleswig-Holstein. In Flensburg hatte es außer seinem Vater keinen Mann gegeben, der diesen Namen trug. Der Urgroßvater — weiter konnte er nicht zurückdenken — war offenbar aus einer katholischen Gegend an die holsteinsche Küste verschlagen worden — denn die Hullers waren katholischen Glaubens.

Herr Klered war mit Tiller handelseinig geworden. Denn was Tiller vorgebracht hatte, war

sachlich und einleuchtend gewesen. „Wenn ich mit Ihnen Geschäfte mache, Herr Klered, und Sie mich nicht über den Löffel barbieren, so bleibe ich bei Ihnen. Selbstverständlich! Dann brauchen wir keinen Kontrakt, ein einfacher Handschlag genügt.“

Und Klered hatte geantwortet, daß er Tiller auf allen großen Plätzen hüben und drüben placieren würde, und feierlich versichert, in knappen fünf Jahren würde er, Charles Tiller, dank der Arbeit des Hauses Klered u. Graff, ein Depot von mindestens fünftausend Pfund Sterling auf der Bank in London liegen haben.

Tiller hatte dazu bedächtig genickt und erwidert:

„Das Haus Klered u. Graff in Ehren — aber die sechs Meter hohe Bambusstange mit Stephan und Hortense oben am Knopfe dürfte beim Ausgang des Geschäftes nicht völlig übersehen werden.“

Es schien, als ob alles so eintreffen sollte, wie Klered es prophezeit hatte. Und höchst possierlich war es, wenn der kleine Mann fast jeden Abend vor Tiller hintrat und schmunzelnd sagte:

„Nu, hab' ich zu viel versprochen? Gribber hat für Februar prolongiert, und alle übrigen Monate im Jahr sind besetzt — und wenn das Jahr sechzig Monate hätte, ich könnte Sie placieren. Wie steht's mit dem neuen Kontrakt?“

Tiller schüttelte den Kopf und antwortete:

„Es bleibt bei dem, was ich Ihnen in Glasgow gesagt habe: ein Kontrakt ist überflüssig — ich bleibe Ihnen treu.“

Das war nicht ganz nach dem Herzen Klercks. Er war für das Geschriebene. Aber was sollte er mit diesem Dickhädel anfangen! Selbst der Versuch, ihn wenigstens für das folgende Jahr festzulegen, mißlang.

Tiller meinte, wer von uns beiden weiß, ob er dann überhaupt noch existiert.

Der kleine Klerck verzog seinen Mund zu einem breiten Grinsen: „Hundert Jahre werden Sie alt, Herr Tiller, ein Mann von Ihrer Leibesbeschaffenheit!“

„Hundert Jahre wären zu viel, Mister Klerck!“

„Was heißt zu viel, wenn man ausgeforgt hat, und in zehn Jahren haben Sie ausgeforgt.“

„Hundert Jahre wären zu viel,“ wiederholte unbeirrt Tiller noch einmal — „aber bei gesunden Gliedern alt zu werden und schöne weiße Haare zu bekommen, denke ich, muß gut sein.“

Und Tiller lächelte geheimnisvoll, ohne dem andern zu verraten, weshalb er sich sein Alter so schön ausmalte. Dann wurde er ernst und brach das Gespräch mit ein paar kurzen Worten ab. Er redete so etwas von Gott, dem man nicht vorgreifen dürfte. Denn Tiller glaubte an Gott, einfach und stark, ohne darüber zu sinnieren.

Klerck rechnete indes im geheimen aus, wie hoch sich die Provisionssumme belaufen könnte, die in den nächsten zehn Jahren aus Tiller herauszuschlagen war. Ihm war sein Glück zu Kopf gestiegen. Mit Gribber stand er etwas kühl, Gribber tat gerade so, als ob er

es gewesen wäre, der dieses glänzende Programm zusammengestellt hätte. Aber verderben wollte er es mit Gribber nicht, von dem Mann ging eine verblüffende Sicherheit aus.

Gribber glaubte an sich, er besaß eine Seelenruhe, die nie ins Wanken geriet, während Klered, trotzdem sein Weizen blühte, eine leise Unruhe nie verließ. Wenn er sich aller Sorgen frei wußte und in der vergnügtesten Laune war, zupfte ihn ein unsichtbarer Teufel am Rockzipfel und flüsterte ihm spöttisch zu: „Trauen Sie nur nicht dem Frieden, lieber Klered, passen Sie nur auf, Sie fallen noch gehörig rein.“

Und dann mußte er merkwürdigerweise immer an die Tillers denken und eilte aufgeregt in ihre Garderobe, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Er steckte seinen Kopf in die Tür und sagte in besonders freundlichem und besorgtem Ton:

„Ich wollte nur einmal nachschauen, Herr Tiller“ — und rasch, ohne eine Antwort abzuwarten, tief und beruhigt aufatmend, zog er seinen Kahlkopf wieder zurück und verschwand eilig.

Die Tillers lachten jedesmal laut auf — allmählich jedoch gewöhnten sie sich an diese Aeußerung der Teilnahme.

Stephan stand unablässig hinter der Szene, wenn die Chinesen auftraten. Einer von ihnen machte Luftsprünge durch einen verhältnismäßig engen, mit scharfen Dolchen gespickten Rahmen. Den langen, schwarzen Zopf hatte er sich hinten in den Nacken ge-

steckt, unter jeder Achsel trug er obendrein noch einen bunten Teller.

Charles Tiller hatte gesagt, es sei ein kleines Meisterstück. Ueberhaupt machten die Chinesen unheimliche Dinge, die sich der Knabe nicht erklären konnte. So ließ einer aus der Truppe ein neunjähriges Kind in einer großen Urne, die nur eine Oeffnung von der Stärke einer Knabenhand hatte, verschwinden. Niemand wußte, wie. Er warf über das Kind und die Urne ein dunkelseidenes Tuch, machte mit einem Rohr ein paar beschwörende Zeichen — nahm das Tuch wieder fort, und siehe da, das Kindlein gab aus dem Innern der Urne langgezogene, klagende Töne von sich und streckte die Spitze des kleinen Füßchens aus der Oeffnung hervor.

Stephan zitterte am ganzen Leibe.

Reich gestickte Gurte hatten die Chinesen, und die schwere alte Seide ihrer Gewänder ratterte und knisterte seltsam in seinen Ohren — und dazu gesellten sich die merkwürdigen Laute ihrer Kehlen. Was war das überhaupt für ein Gewirr von Stimmen und Sprachen, das zu ihm drang:

Arabisch und Englisch — Chinesisch, Deutsch, Französisch und dazwischen weiche ungarische Worte. Die ganze vielsprachige Welt schien sich hinter diesen armseligen Bretterverschlägen, die sie Garderoben nannten, versammelt zu haben.

Der Knabe träumte sich auf einem weißen Hengst durch die Steppe reitend, oder sah sich in Peking schwere Seiden und kostbare Hölzer einkaufen und von

da in das Innere des Landes bringen, den Zauberern, Priestern und Gauklern ihre Teufelstünfte und geheimen Wissenschaften ablauschend und abguckend. Oder er fuhr mit der Mutter in die Bretagne und mit dem Vater an die holsteinische Küste. Und immer mußte Marga Lörred, die kleine ungarische Tänzerin, dabei sein. Zarte, unsichtbare Fäden woben sich durch beider Seelen. Oft standen sie im dunklen Hintergrund der Bühne Hand in Hand, schweigend, beglückt schon durch ihr Beieinandersein. Dem Knaben war es, als ob die Lörred immer weinte. Er hörte kein Schluchzen und sah keine Tränen, aber stets schimmerten ihre Augen in feuchtem Glanz, und ständig zuckte es schmerzhaft um ihre feinen Lippen. Zuweilen ergriff sie seine Hand und fuhr damit schmeichlerisch über ihr schneeweißes Gesicht, und diese Berührung machte Stephan erschauern, erregte ihn noch tiefer, als wenn sie sich zu ihm herabbeugte und ihn küßte, wobei er deutlich spürte, daß ihre Oberlippe mit einem zarten Flaum bedeckt war.

„Warum bist Du so traurig?“ fragte er sie einmal und sah scheu zu Boden, weil ihn seine eigene Frage erschreckt hatte. Sie gab ihm keine Antwort, aber er fühlte sehr deutlich, wie ihre Hand in der seinigen leise zuckte. „Ich werde nicht mehr davon sprechen,“ sagte er demütig.

Nie sah man die Lörred in Gesellschaft; sobald sie gearbeitet hatte, verabschiedete sie sich rasch von ihrem kleinen Freund und fuhr nach Hause. Eines der Mitglieder, das sie von einem früheren Engagement her

kannte, wollte wissen, sie hätte einmal etwas mit einem ungarischen Magnaten gehabt, der auf eine rätselhafte Art ums Leben gekommen war. Er erzählte das aber in so gewöhnlicher Manier, daß man es nur für ein vages Gerücht nahm und seinen Worten keinen rechten Glauben schenkte.

In Stephans Seele jedoch blieb die Erinnerung an die Tänzerin haften, und dieser erste starke Eindruck, den ein so ausgeprägter Frauentyp, wie der Marga Törrecks es war, auf ihn ausübte, sollte für sein ganzes späteres Leben entscheidend werden.

Auch die Tillers hielten sich vom Verkehr abseits. Große Freundschaften und Intimitäten sind unter den Artisten nicht üblich. Jeder hat mit sich zu tun, muß dauernd seinen Körper trainieren, pünktlich und enthaltsam leben, um Abend für Abend exakte Arbeit liefern zu können, denn die Leute vom Zirkus und Varieté haben es nicht so gut wie die übrigen Künstler, die sich je nach ihrer Laune Stimmungen hingeben — und auf das Publikum pfeifen. Wer schlecht arbeitet, kann am nächsten Tage schon entlassen werden; davon ganz abgesehen, daß viele von diesen Leuten ihr Leben riskierten, wenn sie nicht unter Anspannung aller ihrer Kräfte immer bei der Sache wären.

Ein Mensch aus der Truppe hatte sich den Tillers angeschlossen und ging mit ihnen regelmäßig speisen. Es war der Herr Borellya, der Flötist auf dem Drahtseil. Er sah im bürgerlichen Leben mit seinem kurz geschorenen Haar oder richtiger gesagt mit seinem

beinah rasierten Schädel und dem glatten Gesicht wie ein Jockei aus.

Charles Tiller mochte ihn als Tischgenossen. Mit dem ernsthaftesten Gesicht konnte Borellya die lustigsten Schnurren erzählen. Er war groß, schlank und hatte als Kopfbedeckung eine Jockeimütze mit einem breiten Schirm. Auffallend war, daß er stets einen schmalen, weißen Schlips trug, der ganz lose unter dem Kragen befestigt war.

Frau Tiller gefielen seine zarten Frauenhände, die mit kostbaren, leuchtenden Rubinen und Brillanten besät waren.

Dieser Herr Borellya schloß sich der Familie Tiller eng an; man aß abends und mittags zusammen, und es stellte sich unter ihnen sehr bald ein vertraulicher Ton ein; man duzte sich, man wurde intim miteinander.

Frau Tiller, die ein gebrochenes, schlechtes Deutsch sprach und sich nur schwer verständlich machen konnte, nahm bei ihren Besorgungen und Einkäufen den Flötisten mit. Er mußte den Dolmetsch machen; auch verstand er sich ganz anders als Tiller auf Supons und Roben und all die kleinen Frauendinge, die ihr am Herzen lagen. Wenn sie spät am Nachmittag ins Hotel kam und vor Tiller ihre bunten Schätze ausframte, so ließ der sein tiefes, glucksendes Lachen ertönen. Obwohl er von Hause aus eine sparsame Natur war, machte ihn nichts fröhlicher, als wenn die kleine Hortense, wie er sie zu rufen pflegte, glücklich war. Er

war Borellya aufrichtig dankbar, daß er ihr bei den vielen Einkäufen behilflich war.

„Von den Teufelsdingen verstehe ich nicht so viel,“ sagte er und knipfte Daumen und Zeigefinger zusammen, „aber Du, Borellya, bist ein verfligter Junge, bist ein smarterer Bursche, bei dem man in die Schule gehen müßte.“

„Kannst Du alles bei mir lernen,“ meinte Borellya, „lege tausend Franken auf die Kante des Tisches, und in zwei Wochen — —“

Tiller wehrte lachend ab: „Habe keine tausend Franken übrig,“ erwiderte er — „und selbst wenn ich's versuchte — mit mir ist nichts anzustellen. Die Kleine hat recht, mir könnte man ein Sacktuch für indische Seide aufreden.“

Borellya zwinkerte bei diesen Worten sonderbar mit den Augen, und Frau Tiller bekam einen leichten Hustenanfall, der die Unterhaltung auf eine ganz natürliche Art unterbrach.

Wunderlich war es, daß Stephan von Anfang an gegen Borellya eine tiefe Abneigung hatte, deren er trotz der elterlichen Ermahnungen nicht Herr zu werden vermochte. Er blieb eigensinnig bei seinem ersten Ausspruch: Ich mag ihn nicht. Und wenn Tiller von ihm verlangte, er sollte die Gründe seiner Abneigung ihm nennen, so hob der Junge hilflos die Achseln ein wenig in die Höhe und wandte sich schweigend ab.

Tiller mochte nicht in ihn dringen. Auch wurde er, als der Januar seinem Ende entgegen ging, unruhiger, als es je seine Art gewesen war. Hortensens Einkäufe,

die gar nicht aufhören wollten, machten ihn nervös. Die ganzen Nachmittage blieb sie weg. Wenn sie dann, mit ihren Paketen beladen, heimkam, war sie aufgereggt und schuffelig. Zuweilen wollte er ihr Vorwürfe machen. Sah er sie jedoch in ihrer stürmischen, fieberhaften Freude, so unterdrückte er seinen Groll. Einmal sagte er halb im Scherz: „Ganz Berlin wirst Du noch ausplündern!“

Sie zog die Augenbrauen zusammen, und um ihren Mund legte sich eine tiefe Falte, die Tiller nicht sehen mochte. Tiller kannte sie gut, er wußte aus den ersten Jahren ihres Zusammenlebens, daß man sich mit ihr in keinen Kampf einlassen durfte. Sie besaß einen zähen Eigensinn, der nicht etwa in lauten Ausbrüchen sich äußerte, sondern durch ein hartnäckiges Schweigen sich kundgab. Und sie besaß die Stärke, an diesem Schweigen und einer eisigen Kälte, die jeder Berührung ängstlich auswich, tage-, nein wochenlang festzuhalten. Davor fürchtete sich Tiller. Und weil er die Frau liebte, ohne Einschränkung liebte und die Unebenheiten ihres Wesens nicht sehen wollte, hatte er längst den Kampf in allen diesen kleinen Dingen aufgegeben. Er fühlte sich wohl dabei. Die Zärtlichkeit ihrer Hände, die Schmiegsamkeit und Biegsamkeit ihres federleichten Körpers schufen ihm eine Süße, die sein schweres, norddeutsches Blut in Aufruhr brachte.

„Du brauchst keine bösen Augen zu machen,“ sagte er langsam. „Du weißt, ich freue mich, wenn Du Freude hast.“ Und er legte seine große, wuchtige Hand auf ihr schimmerndes, seidenes Haar und fühlte, wie es

in seiner Handfläche bei dieser Berührung taktmäßig auf und nieder klopfte.

Sie blickte zu ihm empor, lachte hell und silbern auf, und ihre weißen Perlzähne leuchteten wie Schnee in der Sonne. Sie konnte einen Charme haben, die kleine Hortense, der Charles Tiller den letzten Rest seiner Besinnung nahm. Und nun setzte sie mit beredter Zunge — ein Wort überflügelte das andere — auseinander, daß Charles Tiller in dieser Sache das beste Geschäft mache. Berlin sei die billigste Stadt der Welt; in Paris und London müsse man den dreifachen Preis für jeden Gegenstand bezahlen.

Tiller zog ein großes Notizbuch aus seiner Tasche.

„Paß auf, kleine Hortense. Hier hab' ich alles gebucht. Siebzehntausend Mark können wir in diesem Jahre zurücklegen; fünfundzwanzigtausend im nächsten, und dreißigtausend durchschnittlich in den fünf darauffolgenden. Die Nummer hat so lange sicher Attraktion — und wenn nicht — ich finde etwas Neues. Das wird mit den Zinsen etwa zehntausend Pfund machen. Wenn ich die habe, kleine Hortense, dann ziehen wir heimwärts, ans Meer, laufen uns ein Anwesen und sind da unten schwerreiche Leute — es gibt nicht ihrer viele, die zehntausend Pfund Sterling haben! Und dem Stephan will ich es ersparen, daß er sein Leben unter den Artisten verbringt — schau nur in seine Augen — er taugt nicht dazu, unser Junge. Siehst Du, Hortense, davon träume ich Tag und Nacht: Ich fahre mit den Fischern auf den Fischfang — und Du hast Dein ruhiges, bequemes Leben, brauchst Dich

nicht mehr zu schinden, klöppelst Deine Spitzen, wie Du es zu Hause gelernt hast, und liegst nachmittags auf einem breiten schönen Sofa und ruhst Dich aus. Und in jedem Winter machen wir ein paar Sprühtouren nach Kiel und Lübeck, nach Hamburg und Bremen und kaufen für Weihnachten feine Sachen ein; wenn's Dich juckt, gehen wir gar auf ein paar Tage nach Berlin, besorgen uns ein Ticket für den Wintergarten und sehen zu, was für Leute wir da finden. Ich denke immer, wir müssen unsere Zeit wahrnehmen, und jeder Taler, den wir mehr auf die Bank legen, bedeutet einen Tag früher mit der Arbeit aufhören. Das wollte ich Dir einmal sagen, kleine Hortense, damit Du weißt, weshalb ich die Goldfische nicht davonlaufen lasse."

Er wartete ihre Antwort nicht ab, hob sie hoch in die Höhe und wiegte sie seiner Gewohnheit gemäß wie ein kleines Kind in den Armen. Sie wollte sich sträuben, er ließ sie aber nicht locker, trällerte vor sich hin und hatte seine Unlust vergessen.

Hätte Herr Charles Tiller in ihr Herz zu blicken gewußt, es wäre ihm schwarz vor den Augen geworden.

Am Abend dieses Tages nahm er zu seinem Schrecken wahr, daß Hortense unachtsam und zerstreut war. Sie arbeitete schlecht, und er mußte wie ein Schießhund aufpassen, damit kein Unglück passierte. Er warf ihr mahnende Blicke zu, und als sie wieder auf dem Erdboden stand, flüsterte er ihr ein paar erregte Worte ins Ohr.

Sie schien wie abwesend und hörte ihn kaum. Sein Blut begann zu siedeln, und in seinen Schläfen pochte und hämmerte es. Er warf einen Blick nach seinem Jungen und bemerkte, daß Stephan die Farbe gewechselt hatte. Die Augen des Jungen schienen noch tiefer als sonst in ihre Höhlen gesunken zu sein, das Gesicht sah grünlich aus.

„Jungerle, ist Dir was?“ raunte er ihm zu. Der aber schüttelte nur den Kopf und lächelte matt. Am Abend gingen die Tillers still zum Essen und sprachen kaum ein Wort miteinander.

So waren diese Menschen.

In ihnen arbeitete es, und äußerlich hielten sie an sich und verbargen ihre geheimsten Regungen.

Herr Borellna war nicht zu dieser Mahlzeit erschienen, die in tiefem Schweigen von Vater, Mutter und Sohn eingenommen wurde.

Charles Tiller wollte zehnmal in der Minute eine Frage an Hortense richten, aber immer wieder biß er sich auf die Zunge und blieb stumm wie ein Fisch. Er grübelte darüber nach, was in ihr vorging. Wie kam es, daß sie plötzlich mitten in der Arbeit den Kopf verlor? Zerstreut sein bedeutete hier nicht mehr und nicht weniger als Blut und Leben aufs Spiel zu setzen.

Während dieser Nacht lagen sie alle drei mit wachen Augen da, und eines wußte vom anderen, daß es keinen Schlaf zu finden vermochte.

Am andern Morgen aber sagte Frau Tiller unvermittelt und ohne jeden greifbaren Zusammenhang, sie hätte Berlin satt — und Tiller sollte für Februar lösen.

Es sei überhaupt unklug, zwei Monate hintereinander im Wintergarten zu arbeiten, damit verdürbe man sich Berlin für die Zukunft; „Borellya ist der gleichen Ansicht,“ fügte sie hinzu und wandte ihm scheinbar zufällig den Rücken.

Liller wurde krebsrot; es lag indessen nicht in seinem Wesen, zornig auszubrechen. Sich zu beherrschen, Schmerz und Aerger herunter zu würgen, sich selber ständig zuzurufen, nimm dich in acht, Liller, sei vor dir auf der Hut, war das Ergebnis einer Selbsterziehung, an der der schwerblütige Mensch lange genug gearbeitet hatte.

So antwortete er, während es bereits in ihm kochte, mit äußerer Ruhe: sie sollte ihm nicht unnötig den Kopf beschweren, sie wüßte so gut wie er, daß man einen Kontrakt nicht brechen könnte, es sei im übrigen auch grundfalsch, wenn sie auf einmal, er wüßte nicht, durch welchen Einfluß, behauptete, daß die Februar-Prolongation für den Wintergarten ihnen Schaden bringen könnte. Das Gegenteil sei der Fall; denn in der ganzen Artistenwelt habe es geradezu Aufsehen erregt, daß Gribber mit ihnen prolongiert habe; daß dieser jetzt lösen würde, sei gänzlich ausgeschlossen — und was sollten sie auch mit dem Februar beginnen?!

Hortense sah ihren Mann mit halb zugekniffenen Augen ein Weilschen lauend an wie ein zum Sprung bereites Kästchen, ehe sie vorsichtig entgegnete, darüber brauchte er sich den Schädel nicht zu zerbrechen, Alered würde die Sache schon drehen. Gribber würde sie für

Hamburg freigeben, dafür müßten sie ihrerseits im Dezember nächsten Jahres wieder in Berlin sein.

Charles Liller war über das Gehörte so perplex, daß er zunächst keinen Laut hervorbrachte, sich mehrere Male über die Stirn fuhr und im stillen noch einmal langsam den Sinn ihrer Worte sich vergegenwärtigte.

Er spürte dabei an den Schläfen einen heftigen Schmerz, denn Rätsel raten und über schwierige Dinge nachgrübeln, war nicht seine starke Seite. Einmal aber beunruhigt und aus dem Gleise geraten, biß er sich an ihren Worten fest wie ein Fisch am Röder und vermochte nicht mehr davon loszukommen. Was war denn bloß in sie gefahren? Bisher hatte sie sich niemals um das Geschäftliche gekümmert — und nun auf einmal hatte sie hinter seinem Rücken, als ob er gar nicht existierte, mit Klered konferiert! Und plötzlich bekam er eine große Wut auf Klered, der offenbar an der ganzen Geschichte schuld war. Dieser kleine Mann, der so schön mit einem tun konnte, hatte ihm den bösen Brei eingerührt! Der Klered mochte sich vor ihm hüten, wenn er ihm zwischen die Finger geriet, würde er ihn zerquetschen!

„Wieso denn gerade nach Hamburg?“ fragte er nach langem Nachdenken, ohne sich im Augenblicke selbst über den schweren Sinn seiner Frage klar zu sein.

Sie lächelte zwischen den vier scharfen, kleinen Raubtierzähnen, die ihr Vordergebiß einrahmten, und erwiderte in einem halb gezogenen, singenden Ton, beinahe schon gewiß, daß der starke, große Mann willenlos ihr folgen würde: „Borellna meint, nach Berlin

müsse man Hamburg machen, Hamburg sei nach Berlin der größte Platz in Deutschland.“

Tiller begriff noch immer nicht. Er wurde ärgerlich, daß sie von Borellya ihre Weisheit über Hamburg bezogen hatte, als ob er nicht zehnmal besser Bescheid wüßte. „Was geht denn die ganze Geschichte Borellya an?“ fragte er. „Der braucht sich doch nicht dazwischen zu stecken!“

Und im Untergrunde seines Erkennens — ihm war es, als ob er mühselig eine Schaufel Erde nach der andern abtrug, bis er endlich auf klares Wasser stieß, in dem er sich zu spiegeln vermochte — tauchte nun plötzlich Borellyas Sockeigeficht auf. Und es war gar nicht mehr der kleine Klerer, — es war Borellya mit seinen schmalen, ringbefäten Frauenhänden, der ihr das dumme Zeug eingeredet hatte. Dabei dachte er gar nichts Böses; denn er mochte den Drahtseilkünstler wohl leiden und traute ihm keinen Arg zu.

Sie verzog keine Miene und antwortete ruhig: „Borellya hat auch für Hamburg abgeschlossen. Es wäre doch charmant, wenn man noch einen Monat zusammenbliebe.“

Im, machte Tiller und atmete tief. Er fand ihre Erklärung plausibel. So weit wäre es schon ganz recht, entgegnete er trocken, aber es ginge nicht. Wenn er jetzt mit Berlin löse, würde es einen üblen Eindruck machen, und nun, wo man nach jahrelanger Arbeit endlich aus dem Elend sei, dürfe man keine Torheit begehen. Durch eine saftige Dummheit könnte man wieder in den alten Dreck geraten — und a n d e r e

würden das Geld auf die Bank in London tragen. Nein, dazu habe er wahrlich keine Lust.

„Ein Hof in Holstein kostet Geld, und ohne Zinsen kann man nicht leben,“ schloß Tiller mit ruhiger Sachlichkeit. Das habe er mit seinem bißchen Verstand nun doch schon herausgeküßelt. Aber zu ihrer Beruhigung wolle er sich die Sache noch einmal durch den Kopf gehen lassen und sich am Abend mit Klered bereden.

Charles Tiller hatte sein Gleichgewicht wiedergefunden. Es war von ihr eine Weiberlaune und nichts anderes. Er fühlte sich wie von einem bösen Alp befreit, lächelte wieder auf seine besondere Art, wenn ihm auch der Kopf nach alledem weh tat.

Dem Klered hatte er doch wohl unrecht getan; das wurmte ihn in seinem Gerechtigkeitsfynn. Und Borellna wollte er in aller Kameradschaftlichkeit sagen: Lieber Junge, jeder Mensch hat mit sich selber genug zu tun; was gehen Dich meine Geschäfte an! Den Teufel noch einmal, laß die Hand davon, oder unsere Freundschaft geht in die Brüche.

Es war ihm im Grunde recht, daß der Flötist in den nächsten Tagen nach Hamburg ging. Er taugte eigentlich nicht für Verkehr und war am liebsten mit Frau und Kind allein. Wie war es denn nur gekommen, daß sie die ganzen Wochen wie die Kletten zusammengehangen hatten? Er spuckte dreimal aus; es war dies noch eine Gewohnheit von früher her, wenn er mit einer widerwärtigen Sache endgültig ins reine kommen wollte.

Es war am Nachmittag desselben Tages gegen fünf Uhr, als Tiller in das Café Bauer trat und sofort die Treppe hinauffstieg, um in den oberen Saal zu gelangen, in dem die Artisten ihren Stammtisch hatten.

Und richtig, da saßen sie vollzählig an einer großen Tafel, die aus mehreren zusammengerückten Marmortischen bestand. Chinesen und Araber, Engländer, Franzosen und Deutsche.

Als Tiller sichtbar wurde, verstummte plötzlich das Gespräch. Dichte Rauchwolken hüllten die Gesichter ein, so daß Charles Tiller die einzelnen kaum zu unterscheiden vermochte. Er hätte sich über die eingetretene Stille vielleicht sofort gewundert, wenn nicht Klered aufgesprungen wäre, um für ihn eifertig Platz zu machen.

Er schüttelte, wie es seine Art war, allen die Hände und glaubte wahrzunehmen, wie jeder einzelne mit besonderer Herzlichkeit den Gruß erwiderte, und wie alsdann die Unterhaltung gleich wieder zu stocken begann.

„Was habt Ihr denn?“ fragte er halb ärgerlich, „werden hier Geheimnisse verhandelt? — Stören will ich beileibe nicht — —“

Aber Klered unterbrach ihn mit einem großen Wortschwall und nötigte ihn zum Bleiben.

Tiller bestellte sich türkischen Kaffee; er brauchte einen kräftigen Saft, um seine von all dem Grübeln müden Nerven wieder in Fassung zu bringen. Der starke Mensch fühlte sich erschöpft und elend.

Die Tafel leerte sich allmählich. Die einen gingen Billard spielen, die andern wollten pokern.

Tiller spielte nicht. Er blickte zerstreut auf die Kollegen, die, um ihn nicht allein zu lassen, zurückgeblieben waren.

„War Borellna nicht hier?“ fragte er.

„Borellna, — nein, der war nicht hier,“ erwiderte einer und lächelte kaum merklich.

Aber Tiller hatte dieses Lächeln sofort aufgefangen. Und sei es nun, daß er durch all das Vorangegangene bereits über die Maßen nervös und gereizt war; sei es, daß ihm, dem Dumpfdenkenden und schlicht Vertrauenden, plötzlich greifbar und deutlich ein Argwohn zum Bewußtsein kam . . . genug, er fuhr unwirsch auf und erklärte in herausforderndem Ton, daß er solche Bosheit sich verbitten müsse und es nicht dulden könne, wenn eine harmlose Frage auf so infame Art beantwortet würde. Sollte das nicht genügen, so würde er nötigenfalls nachdrücklicher sich zu wehren wissen.

Der andere fühlte sich durch die in drohendem Ton hervorgebrachten Worte beleidigt und legte sich, obwohl der kleine Klerer mit aufgeregten Gesten ängstlich zu vermitteln suchte, ebenfalls keinen Zwang mehr auf. Er verbat sich energisch Herrn Tillers anmaßende Dreistigkeit und setzte gleichzeitig spitz hinzu, er wüßte schon, weshalb er gelächelt, und Herr Klerer wüßte es genau so gut — und die andern auch. Er sollte Klerer nur resolut fragen, dann würde er schon die richtige Antwort erhalten.

Tiller begriff noch immer nicht ganz. Ihm war, als ob einer mit dumpfen Schlägen auf seine breite Stirn loshämmerte — aber dieser Zustand ging mit blüh-

artiger Geschwindigkeit an ihm vorüber, und während er die wuchtige rechte Hand mit gespreizten Fingern schwer auf die Platte des kleinen Marmortisches legte, beugte er sich zu Klered hin und sagte mit scheinbar völlig ruhiger Stimme:

„Heda, Klered, das Maul aufgetan und Rede gestanden!“

Klered wurde weiß wie Kalk, und während seine Pupillen unftet hin und her rutschten, versicherte er hoch und heilig, er wüßte von nichts, von gar nichts wüßte er, und es sei mehr als schamlos, ihn in diese Geschichte hineinzuziehen.

Die Schlagadern an Tillers Schläfen traten bläulich hervor. Es war totenstill, als Tiller mit unheimlich leiser, in sich gekehrter Stimme die andern aufforderte, ihm auf der Stelle zu erklären, was es mit diesen niederträchtigen Andeutungen auf sich habe.

Der vorher gelächelt hatte, mochte bei Tillers ungewöhnlichem Gebaren die Empfindung haben, es könnte sich etwas Furchtbares zutragen, wenn man diesem großen Rinde gegenüber, das mühselig und mit letzter Anstrengung seine überschüssige Kraft zurückdrängte, noch weiter leere Ausflüchte machte. Vielleicht trieb ihn auch im Innern ein rechtliches Gefühl, das Empfinden, Rede und Antwort schuldig zu sein.

So entgegnete er denn: „Tiller, es tut mir aufrichtig leid, wenn ich, ohne es zu wollen, an eine wunde Stelle gerührt habe — nun, wo Sie mir die Pistole auf die Brust setzen, mag ich mich nicht verkriechen und verstecken, wie es die andern tun. Also es ist ein offenes

Geheimnis unter uns, daß . . . nun ja, daß Borellya an den Rockschößen Ihrer Frau hängt, daß . . .“

Er hielt inne, entsetzt von dem todesstarrten Ausdruck in den Augen Charles Tillers.

„Daß? . . .“ wiederholte Tiller und hielt seinen Blick fest, durchdringend und Antwort heischend, auf den andern gerichtet.

Der mochte fühlen, daß es auf Tod und Leben ging, wenn er schweigen würde, und so ergänzte er kurz und entschlossen: „. . . daß Madame Tiller und Borellya miteinander etwas haben, daß Madame dem Herrn Kollegen täglich Besuche . . .“

Er kam nicht weiter.

Tiller hatte mit einer gewaltsamen Bewegung den vor ihm stehenden Tisch umgeworfen, so daß Teller, Tassen, Gläser und Flaschen klirrend zur Erde fielen — und sich mit einem dumpfen Laut, wie ihn eine gereizte Bestie ausstößt, auf den Sprecher gestürzt.

Die Billardspieler hielten mitten im Stoß inne — aus dem Spielzimmer kamen die Kollegen herbeigeeilt, um Tiller von seinem Opfer, dem er die Kehle würgte, loszureißen.

Das war einfacher gedacht als getan, denn Tiller hielt seinen Gegner so fest umkrallt, als ob er mit ihm zusammengewachsen wäre. Auch die übrigen Gäste hatten sich zu dem Schauspiel eingefunden, und der Geschäftsführer war mit dem Oberkellner hinzugetreten.

Was vermochten sie gegen den Riesen, der alle Besinnung verloren hatte, dem weißer Schaum auf den Lippen stand!

Er gab sein Opfer, das sich leuchtend erhob, plötzlich frei, sah die Umstehenden, als ob es wildfremde Wesen aus einer andern Welt wären, mit trostlosen Augen an, bis sein Blick auf Klered haften blieb. Und kaum hörbar, mit einem Tone, der allen ins Herz schnitt, rief er den zu sich heran: „Klered . . . Klered . . . Klered!“ brachte er mühsam hervor und weiter nichts.

Der kleine Agent verzog das Gesicht und hielt an sich, um nicht laut loszuheulen.

Und Tiller nahm seine Hand, die er wie in einem Schraubstock festhielt und schleppte ihn zum Ausgang.

Klered stöhnte laut, ohne daß der Artist es hörte.

„Herr Tiller, wir haben unsere Hütte vergessen,“ sagte er mitten auf der Treppe, „so können wir nicht auf die Straße.“ Tiller ließ ihn los, und der Kleine rannte eiligst zurück und holte die Kopfbedeckungen.

Tiller hatte sich inzwischen gefaßt.

„Klered, Sie kommen mit. Wir gehen zu Borellna ins Hotel.“

Klered nickte zitternd, der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Nach einer Weile blieb Tiller mitten auf dem Trottoir stehen.

„Ist es denn wahr, Klered? — So reden Sie doch, ist es denn wahr?“

Der Agent verzog sein Gesicht zu einer demütigen, weinerlichen Miene und fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen.

Tiller brütete vor sich hin, ohne sich vom Platz zu rühren.

Die Menschen schoben sich drängend an ihm vorbei, Stimmengesurr umtönte ihn. Er sah und hörte nichts.

Er ließ seine Hand auf Klereds rechte Schulter fallen, so daß der kleine Mann unter dem auf ihm wuchtenden Druck ängstlich zusammenzuckte.

„Warum haben Sie mir nichts gesagt, Klered?“

„Ach, Tiller, ich wollte Ihnen immer einen Wint geben, aber Gribber hat davon abgeraten, Gribber meinte, nichts könnte man dagegen tun; das Unglück käme noch früh genug.“ Und redselig, durch Tillers Schweigen ermutigt, fuhr er fort: „Wir haben uns ja alle gewundert, daß Sie wie blind dabeigefessen und nichts gemerkt haben, und daß Sie den sauberen Patron überhaupt an Ihrem Tische duldeten. Jedermann weiß doch, was Borellya für einen bösen Ruf hat, und woher die vielen Ringe stammen, die der Lump an seinen Fingern trägt.“

„So,“ sagte Tiller und legte den Zeigefinger an die Nase, „jedermann weiß das, und Sie haben hinter meinem Rücken lösen und mich nach Hamburg verschleppen wollen, bloß damit meine . . .“ — er brachte das Wort „Frau“ nicht über die Lippen — „bloß damit wir“, wiederholte er langsam, „mit dieser Kanaille zusammengekoppelt blieben.“

„Ich hätte das getan? Ich?“ rief Klered unwillig, „nein, Tiller, das ist die gemeinste Verleumdung! Madame und er sind zu mir gekommen. Und was habe ich geantwortet: den Kontrakt mit mir hat Mister Tiller unterzeichnet. Es läßt sich alles drehen, und Klered dreht, wenn der Klient es von ihm fordert. Bevor aber

nicht Tiller selbst mir Order gibt, rühre ich keinen Finger. Das habe ich geantwortet, Mister Tiller, so wahr ich vor Ihnen stehe und meiner Mutter Grabruhe nicht stören will. Und wer etwas anderes behauptet, ist ein dreistes Lügenmaul.“

Tiller sprach jetzt kein Wort mehr, bis er vor einem Waffenladen halt machte und Klered warten ließ.

Der Agent fühlte in der Gegend des Magens einen heftigen Schmerz. Was für ein gewalttätiger Mensch! dachte er und ächzte dabei, dann aber kam ihm jäh eine neue Erkenntnis zum Bewußtsein, bei der sich sein Schmerzempfinden derartig steigerte, daß er schleunigst die Hände in die Hosentaschen tat, um sich die Magen-gegend zu erwärmen. Die ganze Geschichte konnte so enden, daß schließlich er der Hereingefallene war. Wenn dieser Tiller, dem alles zuzutrauen war, eine Dummheit beging, die ihm Kopf und Kragen kosten konnte, dann ging das Geschäft in die Binsen, und das Schicksal hatte mit ihm wieder einmal Fangball gespielt . . .

Herr Klered spürte, wie der Angstschweiß auf sein Gesicht trat, während von seinem kalten Scheitel aus eine gletscherhafte, eisige Kälte gleichsam durch seinen Körper strömte.

Tiller trat aus dem Laden.

„Helf ihm Gott,“ murmelte er, und noch einmal sagte er: „Helf ihm Gott.“

Klered fing das Wort auf, und indem er seine ganze Kraft zusammenraffte und sich, soweit dies seine leibliche Beschaffenheit zuließ, aufrecht vor Tiller postierte, sagte er mit fester Stimme:

„Ihnen auch, Herr Tiller! Sie brauchen mich nicht so finster anzuschauen; ich weiß, was Sie im Schilde führen. Gott, mein Gott, warum wollen Sie sich denn durchaus unglücklich machen! Ich geb' Ihnen mein Wort, Herr Tiller, so was kommt alle Tage hundertmal — tausendmal kommt es vor, in jeder Stunde und noch öfter. Sie sind ein guter Mensch — ein herzensguter Mensch sind Sie — zu was wollen Sie sich und Ihre Familie ins Unglück stürzen — so ein Schwein wie der Borellja — —“

Mitten im Sage wurde er unterbrochen. Tiller ver setzte ihm einen Stoß. Sie hatten das Hotel beinahe erreicht, da tauchten auf einmal Arm in Arm Borellja mit der kleinen Hortense vor ihnen auf.

Sie mußten wohl gerade das Haus verlassen haben. Madame Tiller ließ ihr helles, schrilles Lachen ertönen, und der Flötist akkompagnierte.

Und nun geschah etwas Seltsames: Tiller trat ihnen unversehens in den Weg, lüftete vor ihnen seinen steifen, englischen Hut, verneigte sich feierlich, als gälte es Seiner Majestät dem Kaiser, und ging ruhig weiter, ohne sich auch nur nach den beiden vor Entsetzen gelähmten Menschen umzusehen.

Gott, was für 'n komischer Kauz, dachte Klered im stillen. Laut aber sagte er: „Ich habe geglaubt, der Schlag würde mich treffen.“

Tiller war in Gedanken verloren und hörte ihn nicht.

Und Klered kalkulierte im stillen, ob der Vorfall für ihn gut oder böse sei. Er war bereits geneigt, sich für

das erstere zu entscheiden, als Tiller wieder leise und doch vernehmlich sein „Helf ihm Gott“ hervorstieß.

Der Artift ging wider seine Gewohnheit an diesem Nachmittag nicht in seine Wohnung, dagegen verabschiedete er sehr bald mit einer kurzen Handbewegung den Agenten und durchquerte stundenlang den Tiergarten, der frostkalt, einsam und menschenverlassen sich vor ihm ausbreitete. Gefrorener Schnee lag auf den Nestern der Baumstämme und glitzerte unter den funkelnden Sternen, die hell und klar in dieser kalten Winternacht am Horizonte leuchteten.

Tiller hatte die Arme über den Rücken verschränkt und schritt schwer und wuchtig einher. Es brodelte und siedete in seinem Schädel, und sehr deutlich vernahm er das leise, zischende, eintönige, singende Geräusch. Und dazwischen arbeitete in seinem Hirn nur ein Gedanke, und der hieß in Worte übertragen: Borellna muß fort — muß fort — — muß fort! Und als er sich zu diesem Entschlusse durchgerungen hatte, wurde ihm ganz leicht und tröstlich ums Herz, und alle Schmerzhaftigkeit schien von ihm gewichen.

Er holte seine Uhr hervor und erschrak nicht, obwohl es bereits $\frac{1}{2}$ 10 Uhr war — und seine Nummer um 10 Uhr an die Reihe kam. Er zog sogar ein Notizbuch hervor und schrieb gemächlich mit großen, ungelentken Buchstaben auf ein leeres Blatt die Worte: Abends um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr war ich mit mir im reinen.

Dann erst beschleunigte er seine Schritte. Am Brandenburger Thor nahm er sich einen Wagen und

fuhr, den Kutscher anfeuernd, in raschem Tempo zum Wintergarten.

Es war die höchste Zeit. Hortense und Stephan waren bereits angezogen.

Er sprach kein Wort mit ihr, küßte den Jungen gewohnheitsmäßig auf die Stirn und entkleidete sich eilig. Er hatte gerade noch Zeit, in sein Tritot zu schlüpfen, als das Zeichen für seinen Auftritt ertönte. Sie gingen wie immer gemeinsam heraus — und Tiller arbeitete an diesem Abend so gewissenhaft wie je. Dabei erinnerte er sich in einer späteren, düsteren Stunde deutlich des Augenblickes, da ihm plötzlich der Gedanke durch den Schädel jagte: wenn ich jetzt ganz zufällig nur einen — einen Schritt nach rechts, statt nach links mache, — stürzt Madame von der Stange und bricht sich das Genick Charles, hast du den Verstand verloren? Gott bewahre dich vor solchem schändlichen Tun — bist dein Lebtag ein anständiger Kerl gewesen und willst es bleiben . . .

Die Nummer war zu Ende; Tiller ging mit Frau und Sohn vor den Vorhang und verneigte sich demütig. Ein großer Ernst lag auf seinem Antlitz. Er blickte in das Beifall klatschende Publikum und mühte sich, die Gesichtszüge der Leute zu erkennen, die in der ersten Reihe saßen. Es ist ja doch ein Abschied, dachte er im stillen; wer weiß, ob ich noch einmal in diesem Leben arbeite

Man ging in die Garderobe. Tiller ließ die Frau voranschreiten und hielt den Buben zurück.

Er hob ihn in die Höhe und drückte ihn an sich. „Mein kleiner, kleiner Stephan,“ brummte er und küßte ihn auf die Stirn, auf die Augen, auf die Backen und auf den Mund.

Der Knabe schlang die Arme fest um den sehnigen Hals des Vaters. Er liebte ihn und fühlte in seiner zarten Seele, daß Charles Tiller so elend, so maßlos elend war, daß jedes Wort, jeder Laut ihm wehe tun mußten.

„So, nun zieh' Dich rasch an und fahr' mit der Mama nach Hause; ich kleide mich später um und gehe noch einen dänischen Korn trinken.“

Er schob den Jungen durch die niedere Tür in die Garderobe und setzte sich selbst draußen auf einen Schemel, stützte den Kopf in die Arme und wartete geduldig, bis die da drinnen fertig sein würden.

Der Korridor, in dem die Garderoben lagen, war eifig kalt, und Tiller fror in seinem dünnen Trikot. Ihn kümmerte es nicht, im Grunde war es ihm sogar recht, — er brauchte für diese Nacht kaltes Blut und einen klaren Kopf.

Er hörte hinter der Tür die Kleider rascheln, und gleich darauf kam Hortense mit Stephan aus der Tür.

Sie trat dicht an ihn heran und sagte mit gedämpfter Stimme: „Charles“.

Dieser Ton verursachte ihm einen solchen Schmerz, daß er, wie von einer bösen Fliege gestochen, auffuhr. Und nun maß er sie mit einem Blicke, der ihr Entsetzen einflößte. Denn sie schrie verängstet auf, und indem sie

Stephan mit einer raschen Bewegung beim Handgelenk packte und mit sich zerrte, rannte sie furchtsam davon, als ob sie verfolgt würde.

Tiller spie aus. Der Duft ihres süßlichen Parfüms war ihm in die Nase gestiegen und verfolgte ihn in die Garderobe. Er riß das Fenster auf und ließ die eisige Luft dieser Januarnacht herein, in der sich wenige Stunden später das Furchtbare zutragen sollte.

Er pfiff vor sich hin und hatte in wenigen Minuten seine Toilette beendet. In der linken inneren Tasche seines Jacketts lagen säuberlich verschnürt zwei schwedische Messer. Nachdem Tiller sich vergewissert hatte, daß sie ihm in der Zwischenzeit nicht gestohlen waren, befreite er sie von der Hülle, spiegelte sich in den funkelnden Klingen, nickte befriedigt und setzte sich den steifen englischen Hut auf. Pfeifend ging er die Friedrichstraße entlang. Er trat in eine kleine Bar und verlangte einen doppelten dänischen Korn, trank das große Glas auf einen Zug aus, zahlte und war wieder auf der Straße.

Die Kälte hatte zugenommen, und Tiller zog mechanisch den Kragen seines Mantels herauf. Dann ging er geradeswegs auf das Hotel zu, in dem Borellna wohnte.

Es war kurz vor Mitternacht, als er das hell erleuchtete Vestibül erreichte.

Er winkte dem Portier und fragte ihn, ob Borellna schon zu Hause sei; er müsse ihn trotz der späten Stunde sprechen.

Der Angeredete figierte ihn einen Moment mißtrauisch. Tiller zog seine Börse und drückte ihm einen Taler in die Hand.

Der Portier lüftete die Müge. Herr Borellna müsse seiner Meinung nach schon im Hotel sein — Zimmer neunundvierzig — zweiter Stock — vielleicht befinde er sich auch im Lesesaal.

Tiller dankte und stieg die Treppe hinauf. Und ohne anzuklopfen öffnete er das Zimmer. Borellna war offenbar bereits dagewesen und wieder fortgegangen; der Schlüssel steckte innen. Er konnte jede Sekunde wieder eintreten. — Tiller machte Licht, legte Hut und Mantel ab, zog den Schlüssel aus dem Schlosse und ließ ihn in seiner Tasche verschwinden. Und da ihn die vielen Flammen blendeten, drehte er an dem elektrischen Knopf, so daß es im Zimmer wieder völlig dunkel wurde. Er wartete, auf einem Stuhl hockend, den Oberkörper vornübergebeugt, in sich versunken auf den Drahtseiltänzer.

Stunde um Stunde verrann. Immer stiller wurde es in dem Korridor des Hotels. Er wartete und wartete. Nicht die mindeste Ungeduld beeinträchtigte seine tiefe Ruhe. Selbst als jetzt vor der Tür Schritte hörbar wurden, blieb er in unveränderter Haltung sitzen; ja, er hob nicht einmal den Kopf um einen Gran höher. Er rührte und regte sich nicht.

Borellna öffnete die Tür. Er trällerte leise vor sich hin: „Ich bin der arme Jonathan“ und drehte das elektrische Licht auf. In dieser Sekunde begegnete

sein Blick dem Tillers, der nun erst aus seiner geduckten Stellung sich aufgerichtet hatte.

Tillers Auge mußte sich während der letzten Stunden in grauenerregender Weise verändert haben; denn wie es der kleinen Hortense Entsetzen eingeflößt hatte, so machte es Borellhas Blut gefrieren, der wie gelähmt dastand und mit den Händen in einer erschreckend hilflosen Art durch die Luft tastete. Einen Moment mochte er vielleicht wähnen, dies alles sei Teufelspud, den ihm seine Phantasie vorgaukelte.

Tiller aber stand leibhaftig auf, als merkte er von alledem nichts, und riegelte die Thür zu.

Diese Handlung brachte den Flötisten zur Besinnung. Eine unsagbare Angst entstellte seine Züge. Er wollte die elektrische Klingel in Bewegung setzen — aber Tiller, der dies alles vorbedacht hatte, fiel ihm in die Arme. Er wollte schreien; Tiller jedoch lächelte nur und hielt ihm den Mund mit eisernem Griff zu, daß aus der Kehle kein Ton zu dringen vermochte.

Und jetzt sagte er ihm in kurzen Worten, die er wie Kommandorufe hart hervorstieß, daß er ihn auf der Stelle erschlagen würde, wenn er auch nur einen Laut von sich geben sollte.

Nun geschah etwas Gräßliches, etwas, das gegen Tillers Gefühl ging und ihn dermaßen anwiderte, daß er Mühe hatte, einer Uebelkeit Herr zu werden, die ihm bis zum Halse heraufstieg.

Borellha fing jämmerlich zu weinen an, fiel vor Tillers Füßen nieder und umklammerte seine Kniee.

Liller schüttelte ihn ab, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. „Steh auf,“ befahl er, und seine Stirn zog sich drohend zusammen.

Borellya gehorchte demütig.

Der Artist holte gemächlich, während er nicht einmal mit der Wimper zuckte, die beiden Messer aus seiner Rocktasche.

„So,“ sagte er, „nun paß auf: Wir wollen den Handel zu Ende bringen und nicht unnütze Worte machen. Das einfachste wäre, reinen Tisch zu machen und Dich geräuschlos abzumurksen. Nein, mein Freund! Hier, suche Dir eines von diesen beiden Messern aus — und wehre Dich.“

Und etwas leiser setzte er hinzu: „Einer von uns beiden muß weg — vielleicht hast Du Glück und es trifft mich — wie gesagt, einer von uns zweien ist überzählig! — Und jetzt an die Arbeit.“

Aber Borellya schüttelte stumm den Kopf und rührte sich nicht.

„Allons, allons,“ kommandierte Liller heiser und tonlos und begann ungeduldig zu werden.

Der Flötenspieler stand vor ihm in gebrochener Haltung, das Antlitz von Todesängsten verzerrt.

Liller versetzte ihm mit der geballten Rechten einen kurzen Stoß, um ihn aufzurütteln.

Der Flötenspieler reagierte nicht, er stierte wie geistesabwesend vor sich hin; die fahle Blässe seines Gesichtes, das eine kästige Farbe angenommen hatte, trat unter dem weißlichen Lichte der elektrischen Birnen noch unheimlicher hervor.

Der Gegner maß ihn mit einem mitleidslosen, eifigen Blick.

Und mit so einem — so einem hatte sie sich eingelassen! Verdammt! . . . Verdammt! . . . Er vergaß den anderen und seufzte tief auf.

Aber dieser Laut, der sich aus der eigenen Brust losgearbeitet hatte — weckte ihn auch wieder. Und kurz entschlossen nahm er eines der Messer und suchte es Borellna in die Hand zu drücken. Es fiel lautlos auf den Teppich.

Wieder spie Tiller aus. Und auf einmal wurde sein Körper straff und aufrecht, und mit einer entschlossenen Bewegung, während seine Augen sich weiteten und seine Pupillen hell und durchsichtig wie Quellwasser wurden, packte er den Flötisten an der Brust, warf ihn auf den Teppich — und durchschnitt ihm die Kehle. Ein einziges Mal strich er schwer und sicher mit dem langen schwedischen Messer über den Hals seines Opfers hin . . .

Der Flötenspieler hatte nicht den schüchternsten Versuch gemacht, sich zur Wehr zu setzen.

Tiller erhob sich; das Blut war wie ein Strahl hervorgeschossen und hatte ihn befleckt. Er achtete dessen kaum. Mit ernsthafter Miene, nachdenklich betrachtete er den Toten — und dabei huschte ein so seltsames Lächeln um seinen offenen, schönen Mund, als wäre er in dieser Minute dem Geheimnis des Daseins näher gekommen. Aller Groll in ihm war verlöscht, nun die notwendige Arbeit getan war.

Da lag Borellna vor ihm blutüberströmt; nur seine weichen, zarten Frauenhände waren unberührt ge-

blieben von dem roten Saft des Lebens. „Armer Jonathan,“ flüsterte Liller, ohne sich des Zusammenhanges bewußt zu werden.

Dann schüttelte er den Kopf und sagte in einem fort: „Siehst Du, Kamerad, siehst Du, Kamerad!“

Erst nach einer geraumen Weile wandte er sich ab, ging zum Lavoir und wusch sich Hände und Gesicht, ehe er sich den Mantel überwarf und den Hut aufsetzte. Nun machte er das Zimmer wieder dunkel, stellte sich noch einmal vor den Toten, faltete die Hände und betete:

„Vater unser, der Du bist im Himmel,
 Geheiligt werde Dein Name.
 Dein Reich komme.
 Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch
 auf Erden.
 Unser täglich Brot gib uns heute.
 Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben
 unsern Schuldigern.
 Führe uns nicht in Versuchung,
 Sondern erlöse uns von dem Uebel.
 Denn Dein ist das Reich und die Macht und die
 Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“

Lautlos verließ er dann das Totenzimmer. Niemand hielt ihn auf. Der Nachtportier öffnete ihm gegen ein angemessenes Trinkgeld das Hauptportal, er war wieder auf der Straße. Fest knöpfte er sich den Mantel zu und ging aufrechten Hauptes und festen Schrittes seinen Weg.

Es war gegen $\frac{3}{4}$ Uhr morgens, und die Friedrichstraße lag verlassen da; nur vereinzelt und verspätete Nachzügler des großstädtischen Nachtlebens schritten an ihm vorbei. Hin und wieder rollte, von einem müden Gaul schwerfällig gezogen, ein Wagen über das Pflaster, auf das trübselig das gelbe Licht der Laternen fiel.

Liller näherte sich dem Café Bauer, dem einzigen Lokal, das noch geöffnet war. Hier hatte er am Nachmittag gegessen — hier war das Verhängnis über ihn hereingebrochen — und hier wollte er den Tag be-schließen, der seinem Leben das Ende bereitet hatte.

Einen doppelten dänischen Korn vor der Tat — einen doppelten Dänischen nach dem Morde, um die ausgedörrte Kehle anzufeuchten. Mehr brauchte er nicht.

Langsam schlürfte er das Glas aus; dann erhob er sich, legte ein Zwanzigmarkstück auf die Marmorplatte und schritt zur Ausgangstür.

Der Kellner kam ihm nachgeeilt, um ihm den restierenden Betrag herauszuzahlen.

„Nichts da,“ sagte Liller und machte eine abwehrende, flache Handbewegung.

Er hatte gute, reinliche Arbeit verrichtet, und der letzte Trunk war mit einer doppelten Goldkrone, die nicht einmal ein ganzes englisches Pfund ausmachte — gewiß nicht zu hoch bezahlt.

Der Zahlkellner verbeugte sich tief vor Liller, ohne seine betroffene Miene zu verbergen; er kannte den Artisten, der in diesem Monat zu den Stammgästen des

Cafés gehört hatte — und er wußte auch um den turbulenten Vorfall, der sich am Nachmittage abgespielt hatte.

„Drei Viertel vier,“ murmelte er, auf die Wanduhr schauend. Tiller war der letzte Gast gewesen. Immerhin, es hatte sich gelohnt. — Alles andere — was ging es ihn an, wenn der Artist eins über den Durst getrunken hatte und im Kopfe nicht mehr richtig war.

Vom Café Bauer ging Tiller gemächlichen Schrittes zum nächsten Polizeirevier und meldete in einem sachlichen, knappen Berichterstatterton, daß er Charles Tiller mit seinem Artistennamen — in Wahrheit Friedrich Hüller heiße und vor zirka einer Stunde den Drahtseilkünstler Borellia im Hotel ermordet habe.

Der diensttuende Wachtmeister glaubte im ersten Moment einen betrunkenen Spaßmacher vor sich zu haben. Da aber Tillers Miene nach wie vor ernst blieb, änderte der Beamte seine Meinung und hielt den Ankömmling für geisteskrank.

Tiller wurde kribbelig. Er knöpfte seinen Ueberrock auf, und der Beamte fuhr entsetzt zurück. Er wurde kreidig im Gesicht, als er Tillers blutbeslecktes Sackett erblickte. Erst als er sich wieder gefaßt hatte, nahm er die Angaben des Artisten zu Protokoll, behielt ihn für den Rest der Nacht in Gewahrsam und eilte nunmehr stracks zu dem Hotel, in dem die Tat vor sich gegangen war.

Noch im Laufe des Vormittags wurde Tiller dem Untersuchungsrichter vorgeführt und einem peinlichen Verhör unterzogen, das, obzwar es mehrere Stunden

währte, glatt und ohne jeden Zwischenfall verlief, da der Mörder jede an ihn gestellte Frage rückhaltlos beantwortete und nicht den leisesten Versuch machte, etwa zu leugnen, oder die Geschehnisse auch nur im mindesten zu verschleiern. Ein derartiger Verbrecher war dem Richter noch nicht begegnet; dieser Mensch war ein kriminelles Phänomen.

Tiller blieb in Untersuchungshaft, bis das Verfahren gegen ihn eröffnet wurde.



Der Prozeß Tiller, der in den nächsten Wochen die Gemüter aufwühlte und, wie es in der Zeitungssprache heißt, überreichen Stoff für seelische Stimmungsbilder abgab — gehörte ohne Zweifel zu den interessantesten, forensischen Fällen der achtziger Jahre. Weniger durch die Tat an und für sich als durch die Person des Täters.

Mit unbeweglicher, ernster Miene — mit einem Gesicht wie aus Stein gehauen — stand er vor seinen Richtern.

Und als sein Verteidiger in klaren, schön stillisierten Sätzen, in einer leidenschaftlichen, für das Ohr der Geschworenen berechneten Sprache nachwies, daß Tiller die Tat nur in einer krankhaften Verfassung, in einem

pathologischen Zustande, in dem die Freiheit seines Willens vollkommen ausgeschaltet war — begangen haben könnte, erhob sich Tiller und bat den Vorstehenden, eine Erklärung abgeben zu dürfen.

Und nun sagte der schwerfällige Mann, dem von Hause aus die Gabe des Sprechens nicht zu eigen war, mit einer erstaunlichen Sicherheit, eindringlichen Beredsamkeit und einer ihm durch die Wucht seines Schicksals zuteil gewordenen Erleuchtung etwa folgendes:

„Der Herr Verteidiger, den das Gericht gegen meinen Willen bestellte — denn ich meinte in einer so geradlinigen Sache, die von allen Dunkelheiten weit entfernt ist, selber meinen Mann stehen zu können — hat den frevelhaften Versuch gemacht, mich als eine Art geisteskranken Menschen hinzustellen, um Ihr Urteil, meine Herren Richter, zu trüben, zu bestechen — oder wie man es sonst nennen will. Demgegenüber erkläre ich nachdrücklichst: Wenn ich je in meinem Leben etwas nach-reiflicher und ernsthafter Ueberlegung ausgeführt habe, so war es diese Tat. All mein Tun vor und nach dem Morde beweist es. Nachdem der Mann die Gelegenheit, sich zu verteidigen, nicht ergriffen hat — trotzdem ich ihm das zweite Messer wiederholt angeboten — habe ich kurzen Prozeß gemacht. Ich erkläre des weiteren, daß ich der festen Ueberzeugung bin, der Ausgang wäre der gleiche gewesen, selbst wenn Borellna das Messer genommen hätte. Und nun sage ich ferner: Ich habe nicht einen Moment Reue verspürt — im

Gegenteil, erst nach dem Geschehnis bin ich wieder in mir selbst ruhig und fröhlich geworden. Und wenn ich heute noch einmal vor der gleichen Entscheidung stünde — ich müßte genau so handeln. Es ist gegen meinen Wunsch und Willen, von Ihnen ein mildes Urteil zu erbetteln. Ich will keine Gnade. Ich habe in der Haft lange über meinen Fall nachgedacht und glaube, meine Lage ist die: Entweder war es mein klipp und klares Recht, den Menschen kalt zu machen, der mein Leben für immer verschandelt hat — oder aber“ — — und bei diesen Worten hielt Tiller eine Sekunde inne, während sich in seine Züge ein unsicherer, vergrübelter Ausdruck bohrte, der die Geschworenen und die Zuschauer gleichermaßen erschütterte — „oder aber“, fuhr er dann schwer aufatmend fort, „ich irre hierin und bin vor Ihnen schuldig wie irgendein anderer Mordbube. Ist dieses letztere der Fall, so fordere ich meine Strafe — eine vermeintliche Milde Ihrerseits würde mich nicht nur nicht befreien, sie würde mir vielmehr den letzten Rest geben.“

Tiller stand bei und nach diesen Worten wie ein mächtiger, in seinem breiten Wurzelgeäst fest und sicher ruhender Baumstamm da.

Die letzte Qual drohte ihm erst jetzt: der Advokat ergriff sofort das Wort zur Replik, und diese Auseinandersetzung schuf ihm eine so namenlose Pein, daß der ärmste Mensch, zu stolz, um all den fremden Larm seinen Schmerz zu offenbaren, lautlos in sich hineinweinte. Er fühlte, wie seine Tränen, niemandem sicht-

bar, in sein Inneres fielen und wie Feuer in seiner Seele brannten.

Der rechtskundige Herr führte nämlich aus: „Meine Herren Geschworenen! Wenn die Darstellung und Erklärung, die ich Ihnen zu geben unternahm, noch eine Lücke gehabt hätte, so wäre sie durch diese Rede meines Klienten, die auf uns alle unterschiedslos einen so starken Eindruck gemacht hat, wider seinen Willen bis aufs Letzte ausgefüllt worden. Und doch möchte ich Sie, meine Herren Geschworenen, warnen, über dem menschlichen Gehalt, der aus den Worten des Angeklagten sprach, nicht die objektive Wahrheit, die Wahrheit, auf der alle Wissenschaft, alles Recht und alle Entwicklung beruht — zu vergessen. Ich habe mir aus diesem Bekenntnis einen Satz notiert, der auf das seltsame Geschehnis ein grelles Licht wirft. Der Angeklagte sagte wörtlich: Und wenn ich heute noch einmal vor der gleichen Entscheidung stünde“ — der Verteidiger machte eine geriebene Kunstpause, ehe er mit erhobener Stimme fortfuhr: „ich müßte genau so handeln. Meine Herren Geschworenen, auf dieses „ich müßte“ bitte ich Sie, Ihr Augenmerk zu richten. Wider seinen Willen ist das Wort dem Angeklagten entschlüpft, das Wort, das allein die Lösung dieses tragischen Falles gibt. Er konnte nicht anders — er handelte unter einer Zwangsvorstellung.“

Liller krümmte sich vor Schmerz unter diesen Ausführungen und schnitt sich mit den Nägeln ins Fleisch, nur um nicht laut aufzuschreien!

Aber der Verteidiger setzte unbeirrt seine Rede fort:

„Die Herren Psychiater haben Ihnen, meine Herren Geschworenen, bereits ausgeführt, worin der Unterschied zwischen einem normalen und anormalen Menschen liegt. Gewiß, ein gesunder Mensch kann in der gleichen Situation wie der Angeklagte zu ähnlichen Gedankengängen gelangen. Nun aber tritt die entscheidende Differenz auf. Der gesunde Mensch begeht in Gedanken Mord und Totschlag, um sich seelisch auszutoben; aber wenn er die Tat in Wirklichkeit ausführen will, tritt bei ihm die Hemmung des Intellektes ein, sein moralisches Verantwortlichkeitsgefühl regt sich und macht ihm den Begriff des Verbrechens klar. Der anormale, der seines freien Willens beraubte Mensch kennt diese Hemmungen nicht. Dies aber ist der Fall des Angeklagten Friedrich Hüller, genannt Charles Tiller.“

Innerhalb der Prozeßverhandlung wurde auch Frau Tiller vernommen. Die kleine Hortense hatte sich sehr schön angezogen. Ein dunkelbraunes Covercoatkleid, nach englischem Schnitt gearbeitet, ließ die schlanken Formen ihres Körpers hervortreten. Sie trug einen breitkrämpigen Hut mit mächtigen Straußfedern.

Der Vorsitzende machte sie darauf aufmerksam, daß sie ihre Aussage verweigern dürfe.

Sie erklärte jedoch, davon keinen Gebrauch machen zu wollen, und indem sie es ängstlich vermied, ihren Mann anzublicken, erzählte sie leise und in einem gebrochenen Deutsch, daß Charles Tiller der beste Mensch

auf Gottes Erde sei, aber zu Gewalttätigkeiten neige und immer ein sonderbares, unheimliches Wesen zur Schau getragen habe.

Das alles brachte sie in wohlinstudierter Rede hervor.

Der Verteidiger nickte wohlgefällig, während Tiller ihr den Rücken zulehrte und leidvoll vor sich hinstarrte. Ihre Dreistigkeit erschreckte ihn tief. Bestellte Arbeit, dachte er. Und niemand sah, wie sehr er litt.

Auch Klered wurde verhört. Der kleine Mann konnte keinen Satz zu Ende sprechen. Er weinte beständig. Der Vorsitzende mußte ihn mehr als einmal auffordern, sich zusammenzunehmen.

Tillers Schicksal bereitete Klered Kummer — aber ein noch tieferes Mitleid hatte er mit sich selbst. Er weinte — weinte um seiner selbst willen. Wußten denn diese dummen Kerle, daß er es war, der bei dem verfligten Handel die Beche bezahlte?

Klered sagte es gerade heraus, daß er Tiller für „komplett meschugge“ halte — und je länger er redete, desto unwirksamer und polternder wurde er in seinem Zorn. Er, Klered, könne es beweisen. Er sei im Café Bauer Zeuge gewesen, wie Tiller den einen Kollegen wegen eines unschuldigen Lächelns beinahe erdroffelt hätte. Und dann wurde sein Gesicht krebsrot, bis zu den Haarwurzeln, als er die letzten Trümpfe ausspielte:

„Ich habe den Mann gewarnt,“ fuhr er fort. „Ich habe ihm gesagt, er dürfe der albernen Geschichte wegen sich nicht ins Unglück stürzen. — Hat es etwas genützt? Gott bewahre — in meiner Gegenwart ist er in den

Laden gegangen, um die Messer zu kaufen. Und dann kam das Schönste, als plötzlich Madame am Arme von Borellia uns begegnete, haben Sie so was schon erlebt, da hat er sich vor ihnen verbeugt, als ob es der Kaiser und die Kaiserin wären.“

Klered schloß: „Wenn — von allem anderen abgesehen — ein Mensch, der drauf und dran ist, ein Vermögen zu machen — und ich kann es aus meinen Büchern beweisen, daß Mister Tiller auf dem besten Wege hierzu war — mit offenen Augen in sein Unglück rennt, dann muß in seinem Oberstübchen etwas nicht richtig sein. Dies wenigstens“ — Klered hielt einen Moment inne und seufzte laut, ehe er mit einem komischen Ernst, den Kopf trübselig neigend, die Worte förmlich herauschrie: „das wenigstens scheint meine Meinung zu sein.“

Mit diesem von Skepsis durchtränkten Schlußsatz war das Zeugenverhör beendet.



Die Beratung der Geschworenen währte stundenlang. Die Mordfrage wurde verneint. Das Urteil lautete auf fünf Jahre Zuchthaus wegen Totschlags.

Tiller vernahm es, ohne sich zu rühren. Er verneigte sich tief vor dem Präsidenten, dem Staatsanwalt und den Geschworenen.

Bevor Tiller abgeführt wurde, trat der Obmann an ihn heran und teilte ihm mit, daß sämtliche Geschworenen willens seien, für ihn beim König ein Begnadigungsgesuch einzureichen.

Tiller schüttelte mit einer heftigen Bewegung den Kopf — er lehnte diese Güte mit ernster, unzweideutiger Entschiedenheit ab.

Der Geschworene war ein Mann am Ausgang der Bierzig — er trug das graugesprenkelte Haar wie eine Bürste, und von seinem breiten, knochigen Gesicht war Willensstärke, zugleich aber auch seelisches Verstehen und Hilfsbereitschaft abzulesen.

„Haben Sie noch irgendeinen Wunsch?“ fragte er Tiller, indem er ihn mit ehrlichem Wohlgefallen ansah, „vielleicht daß Sie eine Unterredung mit Ihrer Frau — — —“

„Nein,“ antwortete Tiller mit schwerer Zunge, „die Frau hat mich und den Toten auf dem Gewissen, aber —,“ setzte er langsam hinzu, „meinen Jungen muß ich sprechen.“

Bei diesen Worten verdüsterte sich seine Miene und wurde bange und kummervoll, sein Atem ging unruhig, und seine Züge bekamen zusehends einen immer verquälteren Ausdruck.

Der Geschworene bemerkte es.

„Ich werde mit dem Herrn Präsidenten sprechen“, erwiderte er, „und Ihnen die Erlaubnis erwirken.“ Und ihn nachdenklich, voller Anteilnahme betrachtend,

fügte er hinzu: „Haben Sie noch irgend etwas auf dem Herzen? Wenn es in meiner Macht steht, möchte ich Ihnen helfen, Sie haben mir Achtung eingeflößt.“

In Tillers Brust arbeitete es schwer.

Endlich hub er an, und jedes Wort wurde ihm sauer: „Ich habe noch eine große Sorge — nämlich — mein Junge. Der Junge darf nicht bei ihr bleiben. — Der Junge muß in eine reinliche Luft — er soll vom Varieté fort . . .“

Tiller unterbrach sich und sah den Mann, der mit gültigem Blick vor ihm stand, verlegen und hilflos an.

„Wie fange ich das nur an,“ sagte er, „ich kenne hier niemand.“

„Wie alt ist Ihr Sohn?“ fragte der Geschworene.

„Fast dreizehn!“

„Ist er kräftig?“

Tiller mußte trotz seines großen Leides bei dieser Frage lächeln.

„Er ist baumstark und hat die Kräfte eines kleinen Riesen.“

Der Geschworene überlegte ein Weilchen.

„Hm,“ machte er dann, „ich hätte vielleicht einen Vorschlag.“

Und ohne viel Umschweife fuhr er fort: „Mein Name ist Treumann, und ich bin Schlossermeister, habe eine große Werkstätte und könnte einen tüchtigen Jungen wohl in die Lehre nehmen. Wenn es Ihnen genehm ist — — —“

In Tiller keimte bei den Worten nach langer Zeit zum ersten Male wieder eine weiche Regung auf.

„Herrgott,“ flüsterte er, „das wäre ja ein unsagbares Glück, wenn es Ihnen, lieber Herr,“ setzte er schwer und langsam hinzu, „wirklich ernst damit ist.“

„Abgemacht,“ entgegnete Herr Treumann kurz und bündig. „Ich bringe die Sache ins Lot. Darüber brauchen Sie sich den Kopf nicht mehr zu zerbrechen. Der Junge kommt zu mir in Kost und Lehre.“

Dabei streckte er ihm seine Hand entgegen, die Tiller wortlos ergriff.

Und beide Männer sahen sich eine Weile stumm an, und es war wie ein stilles, unverbrüchliches Gelöbniß, das sie miteinander austauschten.

Tiller nahm aus seiner Briefftasche ein Scheckbuch.

„Zweitausend Mark habe ich mir erspart,“ sagte er, „tausend gehören der Frau — tausend dem Jungen, damit er sich in seiner Lehrzeit kleiden kann. Nicht wahr, Sie nehmen das noch auf sich?“

Herr Treumann nickte.

„Und nun, Meister, seien Sie bedankt,“ brachte er leise hervor. „Gott helfe Ihnen.“

In den nächsten Stunden sprach Tiller kein Wort. Mit einem unbeugsamen Nein verweigerte er seinem Verteidiger die gewünschte Unterredung. Als man ihm aber am frühen Nachmittag seinen Jungen brachte, ging durch seinen Körper eine furchtbare Bewegung. Der starke Mann mußte sich einen Augenblick an die Wand lehnen, um nicht hinzustinken. So warf es ihn.

Der Stephan umhalsfte ihn und streichelte ihn und küßte ihn. Der Brust des Knaben entrang sich ein erschütterndes Weinen. Eine Zeitlang brachte er nichts anderes hervor als: „Lieber, guter Vater, ich habe Dich so lieb wie keinen anderen Menschen auf der Welt!“

Tiller nahm seinen Jungen auf den Schoß, fuhr mit den Händen über das Haupt des Kindes, und große Tränen liefen ihm über die Backen.

Er ließ es geschehen, ohne sich dessen zu schämen. Und sein Herz war so weich, als ob es Gott in Wachs verwandelt hätte.

„Jungerte, wenn Du wüßtest, wie ich mich nach Dir gesehnt habe. Die Tage und die Nächte — die Nächte und die Tage.“

„Und ich, Vaterle, mir ist es ja genau so ergangen.“

Und Tiller und sein Sohn hielten sich umfangen — und beide hörten das Schlagen ihrer Herzen.

Charles Tiller vermochte es nicht, sich vom Körper seines Jungen loszureißen — es war ja der Abschied — der letzte Abschied! Niemand außer ihm wußte es.

Als aber draußen Schritte vernehmbar wurden, raffte sich der Mann auf, und mit väterlicher, inbrünstiger Liebe, den Jungen fortwährend sanft streichelnd, sprach er über die Zukunft mit ihm.

Stephan stimmte allem freudig zu. Herr Treumann hatte es bereits mit ihm beredet; mit ihm — und der Mutter.

Dies brachte der Knabe scheu und verängstigt hervor. Tillers Gesicht nahm einen harten Zug an.

Er blickte Stephan wohl eine volle Minute, die dem Bürschlein wie eine Ewigkeit erschien, fest ins Auge, als wollte er ihn auf Herz und Nieren prüfen. Dann nahm er ihn wieder bei der Hand und sagte mit gedämpfter, aber fester Stimme:

„Und nun, Junge, mußt Du mir eines versprechen und darauf Deine Hand in meine legen.“ —

Der Ton seiner Stimme hatte einen feierlichen Klang, und Stephan sah voll Unruhe und Spannung zum Vater empor.

Charles Tiller wollte reden. Aber kein Laut kam aus seiner Kehle — und wieder erhielt seine Miene einen trostlosen Ausdruck, bevor er mit unsagbarer Anstrengung, am Worte würgend, ganz leise sagte:

„Versprich mir, Junge, schwöre mir — Dich niemals an ein Frauenzimmer zu hängen, Dein Leben ledig zu bleiben — versprich es mir und denke daran bis zu Deiner Todesstunde.“

Den Knaben überließ es. Er schaute den Vater großäugig an, warf den schlanken, weißen Hals zurück und legte seine Hand entschlossen in die Charles Tillers.

Der hielt die Hand seines Jungen in lang andauerndem Drucke fest.

„So, nun ist alles gut.“

Und noch einmal küßte er ihn in tiefer Bewegung.

Nun nahmen sie wie Männer Abschied voneinander.

Und Stephan war es, als ob er in dieser Stunde aus dem Lande seiner Kindheit vertrieben und in das Elend des Lebens gestoßen worden wäre.



Vierundzwanzig Stunden später brachten die Blätter die Meldung, daß Charles Tiller im Gefängnis durch Selbstmord seinem irdischen Dasein ein Ende bereitet hatte



Zweites Buch



s hatte den Meister Wilhelm Treumann keine besondere Mühe gekostet, Madame Tiller zu bewegen, ihm Stephans weitere Erziehung anzuvertrauen. Vor den Augen des Jungen, der sie mied, hatte sie ein Grauen.

Er hatte in den wasserhellen Pupillen den Blick des Vaters — Tillers Blick, mit dem er sie am letzten Abend nach der Vorstellung angestarrt hatte. Die Erinnerung an Tiller flößte ihr Entsetzen ein.

Ach, wieviel Tränen hatte sie seit Tagen vergossen — und wie häßlich war sie davon geworden! Sie brauchte nur im Spiegel ihre geschwollenen Augen zu betrachten, um vor Schreck leise zusammenzufahren. Wenn das so weiter ging, wurde sie alt und häßlich vor der Zeit und konnte sehen, wo sie blieb.

In der Gasse würde sie enden, wie die dicke Madeleine Mornier, die auch eine Geschichte wie sie gehabt und sich so häßlich geheult hatte, daß kein Direktor sie mehr engagieren wollte.

Und wie hatten sich ehemals die Männer den Bauch gehalten, wenn Madeleine ihre frechen Chansons sang! Nein, so wollte sie nicht enden.

Und dieser Junge sollte sie mit seinen deutschen Augen nicht zugrunde richten. Außerdem — Tiller hatte es ja gewollt! Seine letzte Bestimmung mochte sie nicht durchkreuzen, selbst dann nicht, als Klered mit sauertöpfiger Miene erklärte, man müsse schleunigst für Tiller Ersatz zu schaffen suchen, bevor einem die Nummer von irgendeinem hochstaplerischen Artisten weggeflucht würde.

Die kleine Hortense lachte zum ersten Male. Klered sah aber auch zu komisch aus; wie ein Leichenbitter stand er vor ihr.

Er hatte um seinen Zylinder einen Trauerflor gelegt, und die Artisten im Wintergarten, selbst Gribber, waren ein wenig gerührt davon.

„Schimpft mir nicht auf Klered,“ hatte Gribber gesagt, „der Bursche hat Herz. Wem von Euch, möchte ich wissen, ist Tillers Tod so nahe gegangen!“

Der kleine Agent, dem solches Gerede hinterbracht wurde, lächelte schwermütig. Was ging ihn Tillers Misere an! Seine Trauer hatte einen tieferen Grund: Ihm war ein Schiff untergegangen — er war von Gott in das Dunkel zurückgeschleudert worden, und Gott allein wußte, ob er sich wieder zum Lichte heraufarbeiten würde. In seinem Gebaren mußte etwas gewesen sein, was Gottes Zorn erregt hatte. Und der Flor um seinen Zylinder bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als daß er Buße tun und sich eine geraume Weile aller Lebensfreude enthalten wollte. Nur das Geschäft sollte für ihn existieren. Und in Geschäften

war er zu Frau Tiller gekommen; nicht etwa, um mit einer Beileidsvisite die kostbare Zeit zu verträdeln.

Und da lachte diese dumme Pute ihm dreist ins Gesicht; sie, die dieses ganze Unglück angerichtet hatte! Klereck hätte ihr am liebsten ein Licht aufgesteckt, so roh und albern kam ihm die Person vor.

Aber Madame schenkte seine Gedanken zu erraten. „Ich lache,“ sagte sie, „weil Sie sich einbilden, man könnte Tiller mir nichts, dir nichts — ersetzen. Meinen Sie, ich mache mit jedem ersten besten meine Kunststücke an der Bambusstange — ich riskiere Hals und Beine? Nein, Monsieur, für so dumm dürfen Sie mich nicht kaufen. Und glauben Sie im Ernst,“ fuhr sie fort, „daß man so im Handumdrehen die Nummer wieder restituieren kann? Wie lange, meinen Sie, haben wir daran gearbeitet? Leichter mag es jetzt freilich gehen, wo der Junge nicht mehr mittut — und — —“

„Was“, unterbrach sie Klereck, „reden Sie da für dummes Zeug? Ich hab’ Sie wohl nicht recht verstanden?“

„Doch, Herr Klereck, Sie haben mich ganz richtig verstanden. Ich muß den letzten Willen Tillers respektieren.“

Und dabei blieb sie trotz aller Gegenreden, bis der Agent sie seufzend verließ mit der Erklärung, sich nach einem gewiegten Akrobaten umzuschauen, um die große Attraktion zu retten. —

Es hatte zwischen Frau Tiller und Stephan einen kurzen Abschied gegeben — sie wollte ihn küssen; der

Junge jedoch hatte sich mit einem Ruck von ihr losgemacht und mit großen Augen sie angestarrt, so daß sie auf jede weitere mütterliche Zärtlichkeit verzichtete.

So war Stephan mit seinen sieben Sachen — es war nur ein armseliges, kleines Bündel, das er auf seinen Rücken nahm — zu seinem Lehrmeister übergeben, der an der Dranienstraße, dem alten Kirchhof gegenüber, seine Werkstatt hatte. Ein scheues, zerüttetes Bürschchen brachte der Meister heim.

Um ein Haar wäre ihm der Junge noch entschlüpft, der in seinem vergrämten Herzen beschloßen hatte, sich gleich dem Vater auf eine stille Manier auf und davon zu machen — mit geschlossenen Augen, aufrechten Ganges durchs Wasser zu schreiten, bis es über ihm zusammenschlug. Die Arme verschränkt, hatte ihn der Meister ins Gebet genommen. Von dem richterlichen Gebaren aus dem Prozeß Tiller war etwas an ihm hängen geblieben.

Und während er den Zeigefinger an die Nase und den Daumen der rechten Hand unter das breite Kinn legte, begann er Stephan bedächtig zu ermahnen; nicht wie ein strenger Schulmeister, sondern wie ein gütiger, väterlicher Freund redete er ihm ins Gewissen.

„Gerade Deinem armen Vater bist Du es schuldig,“ sagte er, „ein tüchtiger, anständiger Mensch zu werden. Und durch Dein ganzes Leben mußt Du beweisen, daß Dein Vater trotz allem und allem ein geradsinniger Mann gewesen ist. Sein Andenken mußt Du von all den bösen Verdächtigungen rein waschen, die die Menschen austreuen werden.“

Du mußt durch Deine Führung glaubhaft machen, daß seine unselige Tat in einem lauterem, wenn auch verirrtten Herzen ihren Ursprung hatte. Viel, viel schwerer als andere Menschen wirst Du es haben und darfst den Kopf nicht sinken lassen und den Mut nicht verlieren, wenn es Dir auch noch so sauer fällt. Du allein hast es in der Macht, den Namen Deines Vaters von allem Mangel rein zu waschen.

Siehst Du, mein Junge, darum mußt Du Dich mehr als andere mit dem Leben herumschlagen, weil Du gewissermaßen von Gott vor eine Aufgabe gestellt bist. Und es mag des Ärmsten letzter Trost vor seinem Heimgang gewesen sein, daß er Dich als einen zurückläßt, der sein Dasein rechtfertigen wird.“

So hatte der Meister Treumann gesprochen. Und es mußten erlösende Worte gewesen sein; denn in Stephans erloschene Augen begann das Leben zurückzukehren.

Der Meisterin, einer großen, blonden, hageren Frau, fuhr es durch die Knochen, als ihr Egeherr den neuen Hausgenossen mitbrachte.

„Mensch, was hast Du da getan — eines Mörders Sohn!“ kreischte sie auf und schlug die Hände zusammen.

„Eines Mannes Kind, das wir zu einem ordentlichen Menschen erziehen wollen.“

Aber die Frau jammerte und konnte keine Ruhe finden. Sie dachte an ihr kleines Mädchen, das Elfriede hieß, und sorgte sich, der „Böse“ hätte mit Stephan seinen Einzug in das Haus gehalten. Und daß sie ihn

gar beherbergen und beköstigen sollte, während all die andern Lehrlinge und Gesellen in ihren vier Wänden nichts zu schaffen hatten, wurmte sie.

„Mann, Du bist des Teufels, höre auf mich und laß ihn nicht über die Schwelle, es wird Dich gereuen — es kommt nichts Gutes dabei heraus. Schau ihn Dir nur genau an. Diese wasserhellen Augen und das rabenschwarze Haar — und diese dunkelbraune Haut — hat man je so etwas gesehen?“

Dem Meister ward es zu bunt, er schlug mit der Faust auf den Mittagstisch, daß Gläser und Teller klirrten.

„Jetzt ist's genug mit dem Geschwäg; laß Du Dein Lästermaul von unseres Herrgotts Werken. Der Junge bleibt. Ich hab' seinem Vater mein Wort verpfändet — und mein Wort halte ich. Und ein für allemal: wenn Du dem armen Bürschlein sein bißchen Brot verfalzest — und ich komme dahinter — so helfe Dir Gott.“

Die Frau bekreuzigte sich und lehrte ihm den Rücken.

Aber der Meister gab sich nicht zufrieden. So leichten Kaufes ließ er das Weib nicht locker.

„Brumm nicht in Dich hinein und zieh den Mund nicht schief. Ist eine Affenschande um Euch Weibsbilder. Haare lang, Verstand kurz.“

Und begütigender fügte er hinzu:

„Wart's doch erst ab, ob der Junge ein Tunichtgut ist — ein bißchen Menschenkenntnis darfst Du mir schon zutrauen. Ach, Alte, wir sind arme Sünder allemal. Und wenn man uns Gelegenheit gibt, von

unserer Schuld ein Stück abzutragen — und wir ver-
säumen es — verdamme mich Gott — den Strick sind
wir nicht wert . . . Und jetzt die Suppe aufgetragen,
ich habe einen Bärenhunger. Notabene, der Junge sitzt
des Mittags und Abends an unserem Tische. Den
Kaffee mag er in seiner Kammer trinken.“

„Wo steckst Du denn, Kleinschen,“ rief er seinem
Töchterchen entgegen und hob das elfjährige Mädchen
mit dem blondgescheitelten Haar und dem feinen
Mariengesichtchen in die Höhe.

„Wart' noch ein Weilchen, für Dich habe ich eine
Ueberraschung,“ rief der Meister, setzte sein Püppchen
wieder auf die Erde und holte Stephan, dem er eine
saubere, kleine Bodenkammer angewiesen hatte, her-
unter.

„Nun, die Frau kennst Du ja, gib ihr keinen Grund
zur Klage, und es wird gehen — und das hier ist
Elfriede, das Haustöchterchen — und der hier, schau
ihn Dir nur an, heißt Stephan Huller und ist der neue
Lehrbub. Ich denke, Ihr werdet gute Kameradschaft
halten.“

Die Elfriede machte einen Schritt zu Stephan hin.
Und es glänzte in ihren Augen auf, als sie dem Jungen
das schmale Händchen reichte.

Stephan sah sie mit einem großen Blick an —
und das Kind begriff ihn.

Es sprach kein Wort, setzte sich still auf seinen Platz,
löffelte bedächtig und blinzelte nur zuweilen, wenn es
sich unbeobachtet wähnte, verstoßen zu Stephan hin-
über, der lautlos darsaß, mit einem ihm angeborenen,

eblen Anstand. Er berührte kaum die Speisen, und in dem Gefühl, die Meisterin könnte darin etwas Ungehöriges erblicken, sagte er: „Ich habe in den letzten Tagen sehr wenig zu mir genommen — und mein Magen muß sich erst langsam wieder an Speise und Trank gewöhnen.“

Er sprach wahr. Der Bissen war ihm während dieser Zeit im Halse stecken geblieben. Und in der Erinnerung nahmen seine Augen wieder einen trüben Ausdruck an.

„Kopf hoch und die Zähne zusammengebissen,“ ermunterte ihn der Meister. „Der Mensch muß essen und trinken“, fuhr er fort, „und seines Schicksals Herr werden. Ein Mensch mit einem leeren Magen ist ein übel Ding, taugt zu nichts Gutem.“

Und Stephan dachte: Wozu taue ich, wenn der beste aller Menschen, mein armer Vater, derart hat enden müssen. Und dieser Gedanke war ihm so schmerzhaft, daß er seine Not hatte, die aufsteigenden Tränen herunterzuschlucken.

„Du mußt dich beherrschen,“ sagte er sich im stillen. „Was geht die fremden Menschen dein Kummer an. Sei stark um deines Vaters willen.“ — Und das Bild des armen Charles Tiller stand vor ihm leibhaftig in jedem Zuge.

Er hätte des Vaters Hand küssen und mit seinen Tränen neken mögen. Jedes Wort der Abschiedsstunde klang in seinen Ohren. Des Vaters Miene sah er, seinen Blick fühlte er, das Streicheln seiner Hand.

Mit keiner Silbe hatte der Vater beim Abschied der Mutter gedacht. Kein Wort der Anklage und keinen Gruß. Er war aus dem Leben geschieden und hatte seine Rechnung mit der Mutter vor Gott abgeschlossen. Sie allein war es, auf der die Schuld lastete. Zum Morde und in den Tod hatte sie den Vater getrieben. Und Stephan krümmte sich in dem Gedanken, daß sie mit ihrer Hand durch seinen Scheitel gestrichen, mit ihren Armen ihn umschlungen hatte.

Der Meister stand vom Tisch auf.

„Ich halte jetzt mein Mittagsschläfchen. In einer Stunde halte Dich bereit, dann gehen wir in die Werkstatt. Junge Knochen müssen sich rühren, und das viele Grübeln macht das Herz nicht leichter. Ich hatte einen Dorfschulmeister, der sagte: Arbeit ist des Blutes Balsam — Arbeit ist der Tugend Quell. Ich glaube, der Mann hatte recht. Und nun pack Dein Bündel aus und richte Dir Deine Bude ein.“

Der Meister streckte auf dem alten, geblühten Sofa, das ein Erbstück war, die Beine aus und zog sich die Decke über die Ohren: Stephan verließ das Zimmer.

Hinter ihm trippelte ein kleines Mädchen her, das sich von der Mutter nicht hatte halten lassen.

„Ich helf' Dir,“ meinte sie und kroch mit ihm die Stiegen empör, die zu dem Hängeboden führten.

Stephan erwiderte nichts. Er setzte sich da oben auf einen kleinen Schemel und stützte den Kopf in die Hände.

Und die kleine Elfriede tat ebenso — rührte und regte sich nicht — und beide Kinder saßen eine geraume Weile so da, von tiefer Stille umwoben.

„Ich finde es hier hübsch,“ sagte die Kleine, „freilich stößt ein so großer Junge wie Du mit dem Kopf beinahe an die Decke. Wie findest Du es hier?“

„Sei mir nicht böse, ich mag aber nicht reden.“

„Ich kann auch still sein, — — aber lieber ist es mir schon, wenn ich reden darf.“

Sie faltete die Hände und blickte stumm vor sich hin, immer leise hoffend, er würde endlich das Gespräch wieder aufnehmen.

„Wenn Du willst, kann ich auch gehen.“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich habe nichts zu befehlen.“

„Du magst mich vielleicht nicht?“

„Ich mag überhaupt keine Mädchen.“

„Das ist schade! Sage, warum magst Du kein Mädchen — zu gern möchte ich es wissen.“

„Darauf kann ich nicht antworten; und jetzt frage mich nicht weiter, ich bitte Dich.“

Sie neigte das Köpfchen. Er sollte nicht sehen, wie ihr die Röte ins Gesicht gestiegen war.

„Nun gehe ich. Wenn Du irgend etwas willst, brauchst Du es mir nur zu sagen.“

„Ich will nichts,“ antwortete er kurz.

„Schön.“

Es klang fast wie ein Weinen. An der Tür blieb sie noch einmal stehen — und wartete. Aber Stephan gab keinen Laut von sich.

Da schlich sie hinaus.

Der Junge atmete wie befreit auf. Am liebsten hätte er ihr zugerufen: ich will allein sein, ganz allein mit meinen armen Gedanken — jetzt und immerdar. Aber er getraute es sich nicht.

Sie hatte eine demütige Aufrichtigkeit, die seinen Mut lahm legte. Eine Stimme flüsterte ihm zu:

Weshalb willst du hart gegen sie sein? Tut sie dir ein Böses an? Und bist nicht du, gerade du verpflichtet, deiner Hoffart ein tiefes Loch zu graben, damit die Menschen den Hügel Friedrich Hüllers nicht steinigen — ihm seine Totenruhe nicht mißgönnen. Wie hatte der Meister gesprochen? In des Verbliebenen dunkelste Stunde habe die Vorstellung einen dürftigen, schimmernden Funken Lichts getragen, daß er zurückbliebe, um des Vaters Dasein zu rechtfertigen.

Dieses Wort des Meisters hatte seiner armen wunden Seele wieder Halt gegeben. Und Stephan zerbrach sich den Kopf, wie er ein Vollstrecker solchen letzten Willens werden könnte. Einen Mordbuben und feigen Selbstmörder sahen die Menschen in seinem Vater. Sie kannten ihn ja nicht, hatten nie gesehen, wie er die Mutter auf Händen getragen, ihn in seine Arme genommen und an seine starke Brust gezogen und dazwischen sein tiefes Glückslachen hervorgestoßen hatte.

Nun mußte er ihnen beweisen, durch sein Leben beweisen, daß Friedrich Hüller reinen Herzens gewesen

war. Zehnmal mehr als andere Jungen mußte er leisten. Und wenn er glaubte, daß ihm ein Unrecht geschehe, so mußte er diesen Glauben wie ein schwaches Rohr zerbrechen.

Der Junge stand von seinem Schemel auf und streckte sich. Die kleine Elfriede hatte recht. Mit dem Schädel stieß er an die Decke. Er lächelte schmerzhaft. Das sollte für ihn zu einem Wahrzeichen werden. Wenn er jemals in der Kraft seines Vorsatzes ermattete, so wollte er aufrecht in seiner Kammer stehen; und das Unvermögen, den Kopf höher zu tragen, als die Decke reichte, sollte ihn zu sich selbst und seinen Pflichten zurückbringen.

Die Glocke schlug zwei. Er wusch und kämmte sich hastig, dann eilte er die Stufen hinab.

Vor der Thür des Szimmers blieb er stehen. Der Meister sprach mit seiner Frau — er hörte seinen Namen nennen und entfernte sich rasch. Aber gleich darauf trat der Meister aus der Thür und rief ihn.

Die Werkstatt lag in der Alten Jakobstraße, nur wenige Minuten vom Hause entfernt. Der Meister schritt schweigend neben ihm her. Erst als sie in einen großen, im Erdgeschoß gelegenen Raum eintraten, in dem sieben Gesellen und noch zwei Lehrbuben bereits bei der Arbeit waren, sagte er:

„Hier ist der neue Lehrbub; seid anständig mit ihm und macht ihm das Leben nicht sauer — und zu Stephan gewandt: „Wenn Dich ein Geselle unterweist, so nimm es willig hin und trohe nicht. Dies hier“, er wies auf einen untersehten, stämmigen Mann mit

einem martialisch zugestutzten roten Schnurrbart, „ist der Altgefelle Schlohmeyer, der die Oberaufsicht führt. Und nun wollen wir nicht länger sackeln und uns an die Arbeit machen.“

Der Altgefelle nahm ihn beim Arm.

„Komm, stell Dich an den Schraubstock und schau eine Weile zu.“

Stephan gehorchte.

Bekrümmtes Eisen wurde gerade gehämmert.

Und Stephan dachte, daß auch das Leben auf einem herumhämmere, bis die Funken sprühten — und daß der eine unter diesen Hammerschlägen zusammenbricht, während der andere fester und härter wird.

Nun, armes Menschenkind, entscheide dich, dachte er und seufzte leise.

Niemand hatte es vernommen, aber er erschraf vor sich selbst und raffte sich auf.

Arbeiten arbeiten — und nicht grübeln



Er arbeitete mit eisernem Fleiße, unter dem Gehege eines Pflichtbewußtseins, dessen Strenge er sich selbst vorgezeichnet hatte.

Die Arme wurden stärker, die Muskeln härter und straffer, der Sinn ernster, und er selbst, wenn dies möglich war, immer mehr in sich gekehrt. Die Meisterin

hatte sich mit seiner Existenz abgefunden. Sie schritt an ihm vorbei, ohne ihm Böses — ohne ihm Gutes zu erweisen. Nie hatte sie ein freundliches oder gar mütterliches Wort für ihn.

Der Junge empfand es ohne Unbehagen — er spürte, wie sie ihm scheu aus dem Wege ging und unmutig war, weil Elfriede mit aller Kraft an ihm hing.

Stephan Huller nahm mit Bewußtsein das Kreuz auf sich, ohne mütterliche Liebe groß zu werden — und wenn sich die Meisterin von ihm fernhielt — so konnte er ihr darum nicht gram sein. Er wollte einsam seine Straße ziehen. Sein Wesen drängte zu innerer Betrachtung — das Schicksal des Vaters wuchtete auf ihm, und die Erinnerungen waren wie Hunde hinter ihm her.

Da tauchten in schreckhaften Träumen bunte, grell beleuchtete Gestalten auf.

Er sah Monsieur Borellya auf dem Drahtseil tanzen und wie er am Schluß der Nummer seinen letzten Trick brachte und zur Flöte spielte . . .

Und hinter der Szene, so daß draußen im Publikum niemand sie zu sehen vermochte, stand die Mutter und verschlang den Tänzer mit verliebten Blicken. Und von den feingepflegten Händen des Flötisten funkelten Rubine und Smaragde. Und gleich darauf wuchs überlebensgroß der Schatten Charles Tillers empor, und Stephan schrie verängstet im Schlaf auf, rief sich die

Augen, entzündete das Licht und wusch sich mit kaltem Wasser den schweißgebadeten Leib.

Oder er selbst arbeitete hoch oben am Bambusrohr, ohne jede Spur von Furcht, im sicheren Vertrauen auf die Kraft des Vaters — nie kam ihm der Gedanke, er könnte durch einen Fehltritt des Vaters aus der Höhe herniederstürzen. Sie hatten ja so mühselig die Nummer probiert, es konnte nichts passieren.

Und im Dunkel stand er neben Marga Lörred, aus deren blaffen, elfenbeinernen Zügen die schwarzen Augen in feuchtem Glanze funkelten. Und die Lörred legte ihre Hand auf sein Haar, und er fühlte, wie ein wohliges Beben und Zittern durch seinen jungen Körper ging.

Er mochte sich wehren, soviel er wollte — wenn er sich am Tage müde gearbeitet hatte, so kamen sie insgesamt des Nachts zu Besuch und fielen über seinen Schlaf her. Und wenn das Bild der Mutter im Traume lebendig wurde, verzerrte sich seine Miene, sein Herz schlug bis zur Kehle hinauf, und mit emporgehobenen Armen setzte er sich gegen seine gequälte Phantasie gleichsam zur Wehr.

Er mied die Anschlagssäulen, an denen der Wintergarten seine Riesenplakate hatte. Nichts hören und nichts sehen, was an die Vergangenheit erinnern konnte!

„Der beste Lehrbube, den ich je gehabt,“ sagte der Meister, „ist stark wie ein junger Riese und schafft mehr als ein Geselle; ist anständig wie nur einer und scheut keine Arbeit.“

Und indem er sich seine Pfeife stopfte, fügte er hinzu:
 „'s ist doch ein Segen, Alte, daß man seinen eigenen Kopf hat und Euch Weibsgelichter nicht in allen Punkten nachgibt.“

„Noch ist nicht aller Tage Abend,“ antwortete die Frau gleichmütig und spitz — „er ist ein Katholischer und geht nicht in die Kirche, und auf seinem Gesichte lese ich, daß er eine unruhige Seele hat und gewalttätig ist.“

„Er geht nicht in die Kirche, darin hast Du recht, und trotzdem ist er nicht ohne Gott. Ich habe ihn deswegen zur Rede gestellt, und er hat mir klar und einfach erwidert, er könne nicht beten, wenn Menschen um ihn seien — er müsse mit seinem Gott allein sein. Dagegen ist nichts zu sagen. Ich bin bei meinem Herrgott ebenso gut in meiner Kammer oder in der freien Natur als in der Kirche.“

„Warum meidet er die Menschen?“

„Papperlapapp! Ich könnte ebenso gut fragen, warum ist Du nicht Gulasch? Der eine hat die Art, der andere jene. Muß denn alles über einen Kamm geschoren werden? Wenn er seine Pflicht tut — und er tut sie reichlich —, so laß ihn nach seiner Fasson selig werden . . . Weißt Du, was in dem Jungen vorgeht, was auf dem lastet?“

„Wer die Menschen meidet, wird von ihnen gemieden, und wer nicht fröhlich sein kann, hat Arges im Sinn!“

Der Meister legte sich auf das Sofa.

„Wo ist denn die Decke?“ sagte er ärgerlich.

Als die Frau sie ihm gereicht hatte, fuhr er fort:

„Das sind alles leere Sprüche. Es ist ein Kreuz mit Dir. Du bist ein dumpfes Salz! Wenn Du einen Unfinn in den Krallen hast, läßt Du ihn nicht mehr los. So ist es: die Dummheit hat den Menschen — und der Mensch bildet sich noch etwas darauf ein, daß er bei einer vorgefaßten Meinung — und mag sie noch so töricht sein — verharret.“

Die Frau knurrte: „Das hat man nun davon. Seit der Junge im Hause ist, kriege ich es täglich zu hören, was ich für 'ne Gans bin. Du hast 'nen Narren an ihm gefressen.“

Der Meister richtete sich hoch und legte verdroffen die Pfeife auf den Tisch.

„Es ist zum Auswachsen mit Dir. Was soll das nun wieder sein: Ich habe einen Narren an ihm gefressen! — Einen Menschen habe ich an ihm gefressen, wenn Du es schon wissen willst. Und von dem Gewächs gibt es so wenig, daß man seinem Schöpfer danken soll, wenn man es einmal auf seinem Haustisch zu sehen kriegt. Mach mir den Jungen nicht schlecht.“

„Du hast Deine Meinung — und ich habe meine!“

Der Meister fuhr mit der Rechten durch sein kurzgeschnittenes, graues, borstiges Haar.

„Der Geier soll Dich holen. Red' mir nicht von Meinung — ein blindes Vorurteil hast Du — sperrst die Augen auf und siehst nichts. Denn sonst hättest Du Dir zehnmal sagen müssen, ich habe dem Bürsch-

lein unrecht getan — und ich will es auch in Gedanken wieder an ihm gut machen. Quarkspizen! — — Sustament nicht! Nicht den leisesten Fehl kann ich dem Jungen nachweisen — tut nichts! Es ist einmal meine Meinung — und ich bleibe bei meiner Meinung; denn der Mensch muß eine Meinung haben!“

Die Meisterin lachte hell auf. „Hast Du mir das nicht immer selber gepredigt?!“

„Gewiß, meine Liebe. Nur darfst Du mir das Wort nicht im Munde verdrehen. Der Mensch muß eine Anschauung haben, aber Gescheit muß sie sein, nachdenklich, fest — in sich haltbar. Mit einer Dummheit sich sein Lebtag herumzuschlagen — und die obendrein für eine Meinung auszugeben — ist eine Eiselei und kein Kunststück. Mir hat der Prozeß damals einen Ruck gegeben — Du weißt es. Ich habe es vorher nicht gewußt, daß das Leben so mit einem Schindluder treiben kann, daß aus dem bravsten Kerl vor dem Gesetz — und am Ende auch vor Gott, wer will es wissen,“ setzte er nachdenklich hinzu und hob dabei die Achseln ein wenig in die Höhe — „ein gemeiner Verbrecher werden kann. Der Mann war von seinem Rechte durchdrungen und mochte kein Mitleid. Es gab Leute, die ihn freisprechen wollten, und ich habe nein gesagt, weil ein Mord ein Mord und ein Lotschlag ein Lotschlag bleibt. Der Mann wollte sein Recht und kein Mitleid. Das meinte ich damals zu begreifen und hatte einen Respekt davor. Denn wohin kommen wir, wenn nicht über uns ein Recht steht, wenn Hinz und Kunz und Peter sagen dürfen — ich schaffe mir mein Recht selber. — Ma-

thilde," unterbrach er sich, „ich glaube, Du klapperst mit den Tassen, klirrst mit den Kaffeelöffeln und läßt mich in die Luft hinein reden.“

„Nein, Alter, trotz meiner Dummheit, die Gott segnen möge, habe ich Dir haarscharf zugehört. Und an dem Punkte, wo Du geendet hast, steckt auch der Haken. Der Mann hat sich nicht Eurem Spruche gebeugt, hat sich noch vor dem Sterben über Euch ins Häufstchen gelacht und dann — die Kehle sich zugeschnürt. Der Mann hat sich gesagt, es gibt keinen Richter auf Erden, und es gibt keinen Richter im Himmel.“

Die Frau hielt einen Augenblick inne und betrachtete ihren Ehemann, der sie mit einer bekümmerten, vergrübelten Miene anstarrte.

„Mann, es ist so," fuhr sie fort, „und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Ich habe es wenigstens noch nicht gesehen, obwohl in meines Vaters Garten viele Apfelbäume wuchsen. Der Vater hat einen erschlagen und sich erhängt — und der Junge geht nicht in die Kirche und leugnet Gott. Der hat den Hochmut im Nacken sitzen. Von der Mutter rede ich erst gar nicht. Das ist ein verlorenes Frauenzimmer, mit der Gott ins Gericht gehen wird.“

„Frau, Du redest wie ein Pfaff und wie ein schlimmer Pfaff. Laß mir den Jungen aus dem Spiel. Mal' mir den Teufel nicht an die Wand — ich fürchte Gott und nicht den Teufel. Und doch hast Du in einem recht: Der Mann ging — muß wie ein Verzweifelter aus dem Leben gegangen sein! Er begriff seine irdischen

Richter nicht und hatte den Glauben an den himmlischen verloren. Und hier ist der Punkt, um den ich mich seitdem wie ein Kreisel drehe. Mußte nicht unser Urteil schlankweg lauten: Du hast gut getan und darfst den Kopf hoch tragen, wie sonst ein rechtschaffener Mann? Wer mir das Haus abträgt, ist des Todes. Wer mir das Haus zerstört — nimmt mir, um weßentwillen Gott mich in die Welt gesetzt hat. Ja, Frau, so und nicht anders ist es. Gott hat mich zu dem Ende geschaffen, daß ich eines werde mit dem Weibe und Menschen mache. Wer mir das Weib stiehlt, der — ach, ich predige tauben Ohren, und Du verstehst mich nicht — oder kannst mich nicht verstehen.“

Sie sah ihn mit jenem mütterlichen Blicke an, den Frauen auch für ihre Männer haben.

„Du tußt mir leid,“ entgegnete sie, „erbärmlich leid tußt Du mir. Du grübelst, und das Grübeln bringt Dich vom geraden Wege. Mann, wo bist Du hingeraten, wenn Du gar Mord und Selbstmord gutheißen willst? Hast Du nicht selbst gesagt: Ein Mord ist ein Mord, und ein Totschlag ist ein Totschlag! Ich bleibe dabei, wenn das Bürschchen nicht im Hause wäre, Du lämst nicht auf solche Teufelsgedanken. Du magst mich schelten, wie Du willst, es kommt kein Segen dabei heraus.“

Der Meister erhob sich und ging auf sie zu.

„Sieh Dir Dein Kind an und frage Dich, warum hängt das Kind an ihm? Sollte das Kind nicht besser in ihm zu lesen verstehen als Du?“

Ein stumpfes Rot färbte das Gesicht der Frau und ließ ihre Backenknochen schärfer als gewöhnlich hervortreten.

„Davon hättest Du nicht anfangen sollen, Mann, davon nicht! Das Kind hat mir das Jünglein entfremdet und vernarricht. Nach dem Mädels hat er sein Fangnetz geworfen — und das Dingel ist ihm richtig ins Garn gegangen. Lach nicht, Alter, Du kennst Dein Kind nicht. Bei dem sieht es tiefer, als Du Dir träumen läßt. Und wenn ich die Tage zähle, bis der Junge die Lehrzeit hinter sich hat und das Haus verläßt, so weiß ich für mein Teil, warum! An dem Abend, wo das Haus wieder rein ist, bete ich drei Vaterunser und — —“

„Nun höre mir mit dem Geschnade auf,“ fiel ihr der Meister in die Rede, „ich habe es satt — und um mein bißchen Nachmittagschlaf wäre ich glücklich auch gekommen. Mahlzeit!“

Er warf die Tür dröhnend hinter sich zu — und die Frau vernahm, wie er mit schweren, wuchtigen Schritten das Haus verließ.

In schlechter Laune betrat der Meister die Werkstätte. Sein erster Blick fiel auf Stephan. Der stand vor der Esse und starrte in das Feuer und hielt mit ausgestrecktem, straffem Arm das glühend gewordene Eisen. Die aus der Esse emporzüngelnde Flamme beleuchtete scharf und grell seine Züge.

Der Meister beobachtete ihn. Die fremdartige Schönheit des Gesichts fesselte ihn immer wieder, denn er hatte einen angeborenen Sinn für das Schöne;

aber Fröhlichkeit, sagte er sich im stillen, — darin hatte seine Ehelebste recht — drückte dieses verdüsterte Antlitz nicht aus. Und ob Stephan für die kleine Elfriede, seines Daseins Meisterstück, zum Umgang recht taugte, war am Ende doch eine Frage, die nicht so ohne weiteres beantwortet werden konnte. Denn das Kind hatte ohnehin einen Hang zum Sinnieren, den des Jungen gefährliche Art noch unterstützte.

Der Meister dachte, wenn man doch in das Herz seines Nächsten blicken könnte, vor wieviel Leid und Sorge bliebe man selber bewahrt und könnte man den anderen bewahren. So tappte man ständig im Dunkeln und mußte seinem Schöpfer danken, wenn man nicht auf Schritt und Tritt strauchelte. — Es war ein Elend

Er ging in sein Kontor und schlug das Hauptbuch auf. Er wollte den Jungen nicht aus der Arbeit reißen. Auf der ersten Seite stand: Mit Gott!

Seine Züge umschatteten sich. Was hieß das im Grunde? . . . Ein Laut — ein Schall — eine hohle Vorstellung? . . . War Gott außer einem — ein Uebermächtiger, der den Wagen des Schicksals lenkte? War Gott in einem? Bedeutete Gott nichts weiter denn eine leere Vokabel, mit der das Menschengeschöpf seine Haltlosigkeit und Schwäche deckte? Dann war Gott nichts weiter als ein Lückenbüßer, als ein verflüchtigt gescheiter Vorwand für die innere Angst und Haltlosigkeit. Gott war der Schirm der Mutlosen, der Feigen. Und dieses war die Todeserkenntnis Friedrich

Hullers gewesen, daß er Gott über Bord geworfen hatte. Der Fußbreit Erde, auf dem er gestanden hatte, war ihm abgetragen worden — Mensch und Gott waren für ihn in ein klägliches Nichts zusammengeschrumpft — und Glaubenslosigkeit machte das Erbteil des verstörten Jungen aus.

Der Meister Wilhelm Treumann hatte unter seinen Volks- und Fachgenossen kaum einen, mit dem er über die „innere Frage“ hätte sprechen können — er fühlte sich, ohne daß geistiger Hochmut von ihm Besitz genommen hätte — über sie hinausgewachsen, und er selbst galt unter ihnen als ein verquerter Sonderling, den man am besten in dieser Sache ungehoren laufen ließ. Seinen Gott im Herzen, hatte er sich bisher auch leidlich zurechtgefunden, galt im kirchlichen Bezirk für einen positiven Mann, der sich ohne Winkelzüge — ohne Wenn und Aber zum Glauben bekannte, dabei jedoch von orthodoxen Eiferern sich stets ferngehalten hatte. Nun war der Fall Tiller ihm in die Quere gekommen, und der Bau, den er sich zurecht gezimmert hatte, war in seinen Fugen gelockert worden. Er hatte mit Pastor Schneider von der Jerusalemer Kirche eine Unterredung gehabt, obwohl der Mann seiner Auffassung nach bereits zu einer zu freien Richtung als er gehörte. Gemeinplätze waren es gewesen, mit denen ihn der Geistliche getröstet hatte: Durch Nacht zum Licht — durch Zweifel zum Glauben. Er war von der Amtswohnung des Geistlichen geradenwegs in die nächste Destille gegangen und hatte einen Bittern getrunken, um den üblen Geschmack auf seiner Zunge loszuwerden.

„Alle Kamellen“ hatte er dabei in seinen Bart gerummt. „Damit vermag ich nichts anzufangen.“

Er hatte in schweren Stunden mit sich gerungen und war in der Einfalt seines Herzens schließlich zu dem Resultat gelangt, nur durch die Ehrfurcht unterscheide sich der Mensch vom Tier — nur durch die Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit und den Willen, sich in reiner Demut vor einer höheren, weder durch Wort noch Schrift auszudrückenden Macht bedingungslos zu beugen.

Und weil es tief im menschlichen Gemüte gewachsen ist, daß wir gewonnene Erkenntnis, errungenen Glauben anderen teilhaftig machen möchten, zumal wir alle mehr oder minder von dem Irrsinn des Beglücken- und Ueberzeugenwollens befallen sind, suchte der Meister Wilhelm Treumann Stephan Hüller zu seiner Gemüts- und Religionslehre herüberzuziehen. . . .

Als Feierabend gemacht wurde, stapfte der Meister mit ihm auf Umwegen nach Hause.

Er legte väterlich seine Rechte auf die Schulter des in die Höhe geschossenen Knaben und sagte in einem gemessenen, nachdenklichen Ton: „Junge, hör' mir einmal zu. Nicht nur mit dem Ohr — auch mit dem Herzen. Warum gehst Du den Menschen aus dem Wege, so daß sie sich schließlich auch von Dir fernhalten, Dich meiden und für einen Sonderling nehmen? Das tut nicht gut.“

Er sah Stephan an und schämte sich leise vor dem traurigen Blick seines Lehrburschen, der auszudrücken

schien: **Warum quälst Du mich, zu welchem Ende stellst Du Fragen, die Du Dir besser allein beantworten kannst?**

Und dennoch fuhr er hartnäckig, unbeirrt fort: „Du weißt, ich bin Dir zugetan und habe meine Freude an Deinem beharrlichen Fleiß. Aber deshalb, gerade deshalb möchte ich Dich in manchem Stück anders sehen. Siehst Du,“ meinte er, und seine Miene wurde versorgt und faltig, „es dünkt mich, als ob Du den Grund unter den Füßen verloren hättest, sozusagen zwischen Himmel und Erde schwebtest. Hast keinen Halt nach unten — und kommst nicht nach oben. Bist nicht bei den Menschen und bist nicht bei Gott. Was will das werden? Ich will nicht behaupten, daß der Kirchgang eine notwendige Christenpflicht sei, aber derjenige, der den geistlichen Zuspruch ablehnt und dem Gotteswort sein Ohr verschließt, ladet den Schein auf sich, daß er Gott leugnet.“

Junge, ich weiß, was Du entgegenen willst, Du willst vor den Menschen Deine Ruhe haben. Falsch, mein Junge, wir sind aufeinander angewiesen und hängen zusammen. Du kannst nicht das Tischtuch zwischen Dir und der Welt zerschneiden. Sollst mir nicht Rede und Antwort stehen, aber geh' einmal ernsthaft mit Dir ins Gericht und frage Dich, ob der Meister nicht vielleicht doch recht hat. Und nun laß' ich Dich allein. Ich habe vor dem Abendessen noch einen Weg.“

Er schritt von dannen, und Stephan sah ihm nicht nach.

Der Meister meinte es von Herzen gut mit ihm — er fühlte es; aber was wußte der Meister von dem, was er in der Werkstatt zu leiden hatte! — Wie sie, vom Altgesellen angefangen, bis herab zu den beiden anderen Lehrlingen, ihn gehänselt und gestichelt hatten, wie sie mit versteckten Worten und hämischen Grimassen ihn bis aufs Blut gepeinigt hatten, weil er bei ihrer Art von Fröhlichkeit nicht mitzutun vermochte. Einmal hatte der Altgeselle ein Lied angestimmt, irgendeinen lauten Gassenhauer, und alle hatten im Chöre mitgebrüllt — nur Stephan hatte geschwiegen.

Der Altgeselle brach mitten im Gesange ab, und die anderen folgten seinem Beispiel.

„Kannst nicht auch Dein Maul aufstun?“ fragte er grob. „Also nochmal von vorn anfangen und mitgesungen!“

Gesellen und Lehrlinge begannen von neuem — Stephan schwieg.

Der Altgeselle machte ein Zeichen, und die Sänger verstummten wieder. Jetzt gab es ein Gaudium. Jeder von ihnen wußte es im voraus. Mit Schlohmener war nicht zu spaßen.

Und richtig, der Altgeselle ging schnurstracks auf Stephan los, der ihn mit gekreuzten Armen, ohne mit der Wimper zu zucken, erwartete. Und eins, zwei — drei — verabreichte er ihm eine schallende Ohrfelge, vernehmbar bis in den letzten Winkel der hallenförmigen Werkstatt.

War das ein Gelächter! — Es gellte Stephan lange noch in den Ohren. Eine Sekunde bligte es durch

seinen Kopf: Auf den Altgesellen losgehen — die Schmach rächen — seine Kraft an ihm messen . . . seine Brust hob und senkte sich schwer — er machte eine Bewegung nach vorwärts — aber in dem nämlichen Augenblick rief ihm eine Stimme zu: Tu's nicht — um des Vaters willen, tu's nicht!

Er neigte den Kopf. Seine eben noch funkelnden Augen erloschen, sein Gesicht wurde blutleer.

„Amen,“ flüsterte er. Niemand hörte es.

„Wirst Du jetzt mittun?“ fragte Schlohmeyer. Totenstill war es in der Werkstatt. Alle lauschten mit verhaltenem Atem auf seine Antwort.

„Ich kann nicht singen,“ sagte er mit gepreßter Kehle und hob das Auge.

Der Altgeselle mochte einen derben Fluch auf der Zunge haben — er holte bereits von neuem aus, als ein Blick Stephans ihn traf, der, wie er sich eingestand, ihm durch die Knochen ging. Er ließ den Arm sinken und murmelte ein paar unverständliche Laute in seinen Bart. Aber die Lust am Weiterfangen war ihm vergangen.

Es war nicht das erste und einzigemal, daß er mit denen in der Werkstatt zusammengeraten. Seine besondere Art reizte sie. Er sang nicht ihre Lieder, er zog nicht mit ihnen; weder des Sonntags, noch wenn es Feterabend war. Und daß der Meister so offensichtlich zu ihm hielt, und des Meisters Töchterchen, so oft es der Mutter entschlüpfen konnte, draußen vor der Werkstatt, in einen Winkel gedrückt, auf ihn lauerte — schürte noch ihren Haß. Was trieb er die

Abende, was fing er mit seinen Sonntagen an? Darüber zerbrachen sie sich die Köpfe. Und in einem blinden, eifernden Zorn wußten sie ihn an der schmerzhaftesten Stelle seiner armen Seele zu treffen — verabredeten sich insgeheim und begannen nach der Besper vom neuesten Programm des Wintergartens zu reden, stießen zwischen den Sägen ein plumptes Lachen aus, und als er ihnen den Rücken zulehrte, mit verzerrten Zügen ins Feuer starrte und sich tief zur Flamme beugte, als müßte sie ihn begreifen und seinen Schmerz, wenn anders keine Hilfe war, ausbrennen, schlich einer zu ihm hin und zupfte ihn dreist am Ärmel.

„Hätt'st nicht wieder 'nen Gustus auf die Kunststücke, möcht'st nicht wieder dabei sein und mitgauckeln?“ fragte er, und die übrigen lüchelten schadenfroh.

Keiner von ihnen sah, daß es in seinen Händen zuckte, daß es den armen Burschen übermenschliche Mühe und Selbstüberwindung kostete, den Spötter nicht zu Boden zu schlagen.

Und wenn die Lippe blutet, heiß' auf sie, halt' an dich, zwinge dich nieder, dem Andenken deines Toten schuldest du es. Trage das Kreuz — brich nicht zusammen — so sprach der Junge zu sich und schluckte immer wieder seinen Gram herunter.

In der Werkstatt galt es für ausgemacht, daß Stephan Huller trotz seiner Riesenkräfte im Herzen feige war. Denn einer, der im Leibe Ehre hatte, ließ sich das Gehänfel nicht bieten. Und so schossen Willkür und Uebermut ins Kraut, und jeden Tag, den Gott

werden ließ, erfann heute der — morgen jener zum allgemeinen Pläster einen neuen Streich, durch den man den verstorbenen Lausbub aus seinem Gleichgewicht heben wollte. Was wußten diese armen Narren von seinem inneren Leid? Keiner von ihnen stellte sich jemals die Frage, wie es kam, daß er nie gegen sie Klage führte, nie den Meister zum Richter gegen ihre Frevel anrief. Es dämmerte ihnen nicht auf, daß er in sich einen Stolz und eine Stärke trug, die nicht einmal den Gedanken an fremde Hilfe aufkommen ließen.

Ich muß das Leid auf mich nehmen um des Vaters willen, wie Christus das Kreuz auf sich nahm der Menschheit wegen. Dieses wurde seine demütige, herbe Religion — und darum hatte er schmerzhaft den Mund verzogen, und ein irres, verlorenes Lächeln war für einen flüchtigen Augenblick um seine schmalen Lippen gehuscht, als der Meister auf seine freundliche, gute Art ihm den Kirchgang ans Herz gelegt hatte.

Sollte er vor ihn hintreten und sprechen: Meister, ich kämpfe mit allen meinen Fasern um Gott — auf Ehre und Gewissen — ich kämpfe um Gott — — und Ihre Worte sind nur zu gut in mir gekernt. — Nein, dieses war eine zu heilige Sache, als daß man an ihr rühren durfte. In seiner Dunkelheit war dem Jungen ein Licht aufgegangen: Auf der Suche nach Gott darf keine Menschenseele zwischen Gott und dich treten. Dies ist deine persönliche Angelegenheit. Einen Mittler zwischen Gott und den Menschen gab es nicht, durfte es nicht geben. Diesen Glauben hatte Stephan Hüller in jenen Tagen.

Einmal geschah es, daß die in der Werkstatt ihm einen Schabernack anzutun versuchten, der ihn doch um seine mühsam erworbene Ruhe zu bringen drohte. Es war kurz vor Feierabend; der Altgeselle hatte mit dem Meister das Haus bereits verlassen, als Stephan, der sich Gesicht und Hände gewaschen hatte, gerade noch rechtzeitig dazu kam, um den Missetäter beim Widel zu fassen.

Es war der jüngste Geselle, der einen glühenden Stift genommen hatte und eben im Begriff war, in Stephans Hut ein Loch zu brennen. Da packte den Jungen ein solcher Zorn, daß er den Gesellen an der Brust packte und niederwarf. Und der Ausdruck seiner Miene mußte in dieser flüchtigen Sekunde so furchtbar gewesen sein, daß der andere wie gelähmt dastand. Im nächsten Augenblick hatte Stephan seine Besinnung wieder.

„Ich tue Ihnen nichts,“ sagte er leise. Und fast um Entschuldigung bittend, als fühlte er, plötzlich ernüchtert, die Verpflichtung, seine ungewöhnliche Art zu erklären, stammelte er: „Wenn Sie sich schon an mir reiben müssen, so lassen Sie meine paar armseligen Sachen wenigstens in Frieden; ich habe kein Geld, um neue zu kaufen.“

Während dieses Vorfalles war die Elfriede in die Werkstatt getreten. Niemand hatte sie bemerkt. Sie hatte aufschreien wollen, aber Bangigkeit hatte ihr die Kehle zugeschnürt. Nun trat sie auf Stephan zu:

„Komm,“ sagte sie zitternd, „und gib Dich mit dem bösen Menschen nicht ab.“

Die Gefellen waren verstummt. Die Geschichte war ihnen unbehaglich. Der Junge vermochte also nötigenfalls doch dreinzuschlagen. Und — daß des Meisters Tochter Zeugin des Vorfalles gewesen war, konnte noch üble Folgen nach sich ziehen . . .

Als Stephan mit Elfriede auf der Straße war, schritten sie eine lange Weile stumm nebeneinander. Endlich sagte er:

„Nicht wahr, Du wirst zu Hause nicht davon reden?“

Sie nickte gehorsam, aber ihr Mund bebte in verhaltenem Weinen. Sein Schmerz war ihr Leid — und für ihn wäre sie aufrechten Hauptes durchs Feuer gegangen, wenn ihr jemand gesagt hätte, nur so kannst du ihn retten. Und wenn die Flammen ihr das Blondhaar versengt hätten und über ihrem Scheitel zusammengefallen wären — sie würde den Weg bis zu Ende gegangen sein . . .

Die Meisterin stellte die Dinge auf den Kopf. Denn nicht Stephan war es, der das zarte Seelchen an sich lockte — sondern das Kind empfand nur in seiner Nähe Glück. Wenn es nur neben ihm trippeln durfte, war jeder Baum und jeder Strauch und jedes Blatt in das funkelnde Gold der Sonne getaucht, und Frau Welt lachte in stiller Seligkeit — und wenn er sich von ihr abwandte, weil es ihn zu seinen Büchern und seiner Einsamkeit zog, so fühlte sich das Kind zerbrochen, und es vernahm mit seinen feinen Ohren, wie es in seinem Innern kirkte, als ob die Scherben seines armen Herzens leise einander berührten.

Sie gingen, ohne es zu besprechen, in den alten Oraniengarten, der hinter der Alexandrinenstraße liegt und ehemals ein Kirchhof gewesen ist. Zwischen den alten Gräbern mit den schönen Leichensteinen, auf denen das Gold der Inschriften verblühen ist, unter den Baumkronen tönt das Lachen heller Kinderstimmen — und weiße Männlein und Weiblein sitzen auf den morschen Holzbänken und wärmen sich an der jungen Frühlingssonne, oder laben sich an der Kühle des Abends, wenn nach einem heißen Sommertage Frau Sonne ihren scharlachroten Königsmantel als Nachtgewand um die weißen Glieder wirft, bevor sie sich zur Ruhe begibt.

„Warum sagst Du nicht dem Vater, wie sehr sie Dich quälen?“ fragte die Kleine und sah ihn dabei in tiefer Kümmeris an.

Ihr zartes Stimmchen und ihr sorgenvolles Gesicht, das ihm zuweilen durchsichtig und überirdisch erschien, rührten ihn.

„Dein Vater“, antwortete er langsam, „hat in meine finsterste Dunkelheit ein Lichtlein getragen, und ich, Elfriede, bin von Gott bestellt.“

Und mit rätselhaften Worten, die sie mehr mit dem Gefühl als dem Verstande begriff, fuhr er fort:

„Ich muß einen Nachlaß ordnen, dazu bin ich von Gott bestellt. Und wenn sie mich bei meiner Arbeit prügeln, so will ich die Zähne zusammenbeißen und nicht mucken. Darum beklage ich mich bei niemand. Ich darf das nicht. Ich trage mein Bündel.“

Die Kleine hatte die Hände gefaltet.

Im Dranientirchhof war es still und leer geworden. Kein Kinderlachen tönte. Legte Schimmer der Sonne trafen noch die verblichnen Goldbuchstaben der Leichensteine, als sollten sie den Toten das Leben — die Zeichen ihrer Ewigkeit bringen.

Da sagte Elfriede plötzlich mitten in der Stille, und ein verzücktes Leuchten strahlte aus ihren Augen: „Jesus ist mein Seelenbräutigam! . . .“

Er blickte sie betroffen an.

„Wie kommst Du darauf?“

„Ja . . . ja . . .“ entgegnete sie und lächelte geheimnisvoll.

„Du brauchst mir nicht zu antworten, wenn Du eine Scheu hast.“

Ein Ausdruck unsagbarer Zärtlichkeit verklärte ihre Züge.

„O nein,“ erwiderte sie — „wie sollte ich vor Dir Scheu haben — ich habe Dich lieb . . . sei mir nicht böse darum, Gott hat es ja gewollt.“ Und mit glöckereiner Stimme, unbeirrt durch seine unwölkte Miene, setzte sie hinzu:

„In der Religionsstunde hat es der Lehrer gesagt: Jedes Mägdelein, das unglücklich ist, oder früh sterben muß, hat Jesus zum Seelenbräutigam — kein Mägdelein braucht darum zu verzweifeln . . .“

„Bist Du denn unglücklich?“

Sie sah ihn voll rührenden Zweifels an.

„Ich bin nicht so sehr unglücklich,“ antwortete sie mit sichtlicher Anstrengung. „Denn siehst Du, ich liebe Dich und — obwohl ich genau weiß, daß Du —“

„Daß ich —?“

„Obwohl ich weiß,“ wiederholte sie langsam und mit schwerer Zunge, „daß Du mir nur gut bist. — Brauchst mich nicht zu trösten, Stephan — jedes Mägdlein, das früh fort muß, hat Jesus zum Selenbräutigam — ist das nicht fein?“

„Elfriede, wie redest Du?“

„Doch, Stephan, ich muß bald fort!“

„Wie kommst Du nur auf solche Gedanken?“

Und er streichelte ihre weißen Händchen, daß sie in süßen Schauern lächelte.

„Ich weiß es. Ich fühle es. Ich fürchte mich nicht. Sterben muß schön sein. Man hört die Engel singen. Und Jesus tritt leise auf einen zu und legt einem die Hand auf das Haar . . .“

„Wie alt bist Du, Elfriede?“

„Bierzehn werde ich in einem Monat.“

„Und denkst an das Sterben?“

„Ich muß daran denken — jede Nacht, bevor mir die Augen zufallen — und ich einschlafe. — Und Du bist sechzehn, Stephan, und . . .“

Sie weinte mit einem Male und barg das Gesicht in ihre Hände.

Er war im Innersten bewegt und küßte ihr vorsichtig die Stirn.

Da ließ sie die Hände in den kleinen Schoß fallen und blickte ihn jungmütterlich mit feuchten Augen an.

„Wir müssen heim,“ mahnte er, „es ist Abendbrotzeit.“

„Ach, laß uns noch ein Weilchen hier sitzen — es ist so schön hier.“

Er nickte.

Und im Schweigen des Abends — im Frieden der Gräber verharrten sie. Keines von beiden sprach ein Wort. Sie hatte ihre Hände in die seinen gelegt. Stumm gingen sie endlich heim.

„Ist Dir nicht wohl? So heiße Hände hast Du,“ sagte er an der Haustür.

„Mir ist sehr wohl, Stephan,“ entgegnete sie.

Die Meisterin schalt — aber die Kinder blieben stumm. Und Stephan suchte rasch seine Bodenkammer auf und holte die englischen und französischen Bücher hervor, die er sich heimlich gekauft hatte. Er schlug die Bücher wieder zu. Die schwarzen Buchstaben waren heute tot. Er bog sich durch das niedere Fenster seiner Kammer und lugte hinaus. Des Herzens Schwere benahm ihm den Atem. „Elfriede,“ sagte er leise für sich, „liebes Elfriedchen, wer wird so traurige Gedanken haben? . . .“

Er fuhr zusammen. Sie stand wie aus der Erde gewachsen hinter ihm. Zu ihm mußte sie geschwebt sein, von Gott geleitet, denn trotz der lautlosen Stille hatte er ihre Schritte nicht gehört.

„Ich wollte Dir noch einmal gute Nacht sagen, Stephan. Beug' Dich ein wenig.“

Und sie schlang ihre Arme um seinen sehnigen Hals und küßte ihn mit keuschen Lippen.

„Ich liebe Dich,“ flüsterte sie, „ich liebe Dich,“ und wie trunken, Süße auf den Lippen und der Zunge, schloß sie die Augen.

„Elfriede . . . Elfriede . . . Kind, wo steckst Du denn?“ rief die Meisterin von unten.

„Gute Nacht, Stephan, und träume von mir, wie ich von Dir träumen werde.“

Auf den Fußspitzen machte sie sich davon; ging nicht, huschte wie ein Schatten. Seltsam war es. Ihn fror. Und mit entgeisterten Augen starrte er ihr lange nach. Und nicht leichter wurde ihm zumute, während er sich entkleidete. Auch konnte er keinen Schlaf finden, steckte sich die Kerze an und versuchte zu lesen. Aber die Worte gingen durcheinander und die Buchstaben tanzten einen Totentanz. Er warf das Buch zur Seite und löschte das Licht aus.

Unruhig wälzte er sich noch lange hin und her, bis ihn ein dumpfer Schlaf überwältigte.

Mitten in der Nacht machte er auf. Stimmen drangen an sein Ohr. Der Kopf schmerzte ihn — er rieb sich die Augen. Das Gewirr der Stimmen wurde lauter, und deutlich hörte er den Meister. Er sprang aus dem Bett, warf sich die Kleider flüchtig über — und war in wenigen Sekunden unten im Eckzimmer.

„Die Elfriede ist krank, hat Fieber, phantasiert,“ stieß der Meister hervor, „lauf, was Du laufen kannst, zum Doktor Holland; ich lass' ihn bitten, sofort zu kommen.“

Der Junge war schon draußen, und im Sturm-
schritt sauste er durch die Dranienstraße. Des Doktors
Haus lag nicht weit.

Der Doktor war ein kranker Mann, der schwer am
Stoche ging. Er hatte stahlgraue Augen, die ernst und
gütig blickten, und langes, weißes Haar, das fast bis zu
den Schultern reichte, einen martialischen, starken
Schnurrbart, ebenfalls weiß.

Der Meister hatte unbedingtes Vertrauen zu ihm.

Stephan hätte aufschreien mögen, weil der alte
Mann so schwer und mühsam sich fortbewegte. Endlich
war man am Ziel, der Schlüssel knarrte im Schloß.
Der Meister kam mit einem Richte die Treppe herunter.
Der gelbe Schein der Flamme fiel auf seine ver-
störten Züge.

„Na, na,“ sagte der Doktor und blickte verwundert
in Wilhelm Treumanns Miene, „es wird nicht gleich
das Leben kosten.“

„Ihr Wort in Gottes Ohr, Herr Doktor,“ antwortete
der Meister, aber sein Ton klang dumpf.

Der Doktor legte Hut und Rock ab — rückte sich
einen Stuhl an das Krankenbett und griff nach dem
Puls der Kleinen. Zur Linken stand die Meisterin,
zur Rechten der Meister, und in einen Winkel des
Zimmers hatte sich Stephan verkrochen. Die Augen
der Elfriede glänzten, und auf den Backen brannten
rote Flecke. Der Doktor hob die Decke hoch und legte
seinen großen Kopf auf die schneeweiße Brust des
Kindes.

„Wer zieht mich?“ wimmerte sie kläglich.

Dann nahm der Doktor sein Hörrohr und horchte. Nun betlopfte er sie sorgsam. Die Elfriede mußte sich auf den Rücken legen, und das Hämmern und Klopfen auf dem zarten Körper begann von neuem. Die Eltern und der Junge wagten kaum zu atmen.

„Hm,“ machte der Doktor und legte dem Kinde in die Achselhöhle den Fiebermesser.

„Stephan — Stephan,“ rief die Elfriede sehnsüchtig. Ihr irrendes Auge hatte ihn entdeckt.

„Pst,“ machte der Doktor, „ruhig liegen.“

Aber das Kind streckte die Arme aus und ließ das dünne, gläserne Instrument auf das Bett fallen.

Der Meister gab Stephan einen stummen Wink — und erst, als der Junge am Bettrande stand, hörte sie zu wimmern auf und ließ sich willig den Fiebermesser zurechtlegen. Mit der Linken umklammerte sie Stephans Hand und ließ sie nicht locker, und ihre schimmernden Augen blieben in unerfüllter Sehnsucht auf ihm haften.

Der Doktor schüttelte ernsthaft den Kopf. Er trat mit den Eltern beiseite.

„Ein schwerer Fall,“ brummte er, „hohes Fieber, 39,9, und Entzündung beider Lungen.“

Das Gesicht der Meisterin war freidig geworden, während der Meister sich kraftvoll zu beherrschen suchte. Nur die Stirn hatte er in finstere Falten zusammengezogen.

„Hat das Kind denn stark gehustet?“ fragte der Doktor.

„Keinen Hustenlaut hat es bis jetzt von sich gegeben,“ antwortete heiser die Frau.

„Bringen Sie eine Schüssel mit verschlagenem Wasser und ein großes Laken, Frau Treumann.“

Die Frau eilte in die Küche.

„Herr Doktor,“ sagte der Meister und trat dicht an den Arzt heran, „das Kind wird mir doch —“ Er wagte es nicht, den Satz auszusprechen.

„Keine Fragen stellen, Meister. Gott wird helfen.“

Die Frau kam wieder herein.

Der Doktor legte das ausgewundene Tuch auf den Tisch.

„So, jetzt ziehen Sie dem Kindchen das Hemd aus und bringen Sie es mir her.“

Die Elfriede jedoch, die bis dahin sich ganz still verhalten hatte, weinte laut auf und wehrte sich mit Händen und Füßen, als sie Stephans Hand freigeben sollte. Ohne daß man ihn aufforderte, trat der Junge ans Bett und hob das Kind heraus. Und nun verstummte es sofort und tat selig seine Arme um ihn.

Als er sie jedoch auf das nasse Tuch legen wollte, verzog sie ein wenig das Mündchen, und erst bei seinen zärtlichen Worten: „Tu's, Elfriedchen, ich bitte Dich recht schön darum“ — neigte sie das Köpfchen und gehorchte willenlos. Wie indessen der Doktor auch ihre Arme einzupacken suchte, fing sie wieder zu ächzen und zu klagen an und wollte es nicht geschehen lassen.

Und von neuem flüsterte ihr Stephan gute Worte zu. „Mußt folgsam sein, Elfriedchen. Ich bleibe bei Dir. Die ganze Nacht bleibe ich bei Dir. Und meine Hand lege ich auf Deine Stirn, und dann wirst Du schlafen, süß schlafen.“

Da sah sie ihn mit einem leidvollen, verhärmtten und verklärten Lächeln an, nickte und ließ alles mit sich geschehen.

Ueber die nasse Decke kam eine wollene. Dann wurde die Elfriede von Stephan wieder in das Bett gebracht, dessen heiße Kissen die Meisterin vorher durchgeschüttelt hatte.

„Der Umschlag muß alle zwei Stunden erneuert werden,“ ordnete der Doktor an; „am besten tut es wohl der junge Mensch da,“ fügte er hinzu und betrachtete forschend Stephan Huller. „Und nun gute Nacht, Ihr Leute. Morgen vormittag bin ich wieder zur Stelle. Uebrigens machen Sie ein Glas Zitronenwasser zurecht, für den Fall, daß sie trinken will.“

„Bleib da,“ sagte der Meister leise zu Stephan, „ich bringe den Doktor herunter.“

Die Frau ging ans Fenster, preßte ihr Gesicht an die Scheiben und blickte in die Nacht — und Stephan sah seinem Worte gemäß auf Elfriedens Bett und hatte seine Hand auf ihre Stirn gelegt. Nur für flüchtige Sekunden schloß sie die Augen, dann öffnete sie von einer inneren Angst getrieben die Lider, überzeugte sich, daß er da war und schaute ihn groß und liebend an

Am Morgen, am Mittag, am Abend täglich kam der Doktor Holland und wurde jedesmal wortfarger. Das Kind klagte über heftige Ohrenscherzen, und der Arzt stellte fest, daß eine Mittelohrentzündung hinzugetreten war.

Der Meister konnte es nicht mit ansehen, als der Doktor mit einer dünnen, scharfen Lanzette seinem Elfriedchen in die Ohrmuschel fuhr — er stöhnte in sich hinein und lehrte dem Bett den Rücken.

Die Elfriede klammerte sich mit beiden Händen an Stephan und trug mit einer himmlischen Geduld den Schmerz.

„Nie habe ich bei einem Kinde so etwas erlebt,“ sagte Doktor Holland zum Meister.

Der senkte still den Kopf.

Es kam eine Stunde der Abenddämmerung, da lag die Elfriede mit erweiterten Augen in ihren Kissen — und sah in den Himmel.

Das Gesicht und die Hände, ganz zart, ganz dünn, waren durchsichtig. Und das blonde, glänzende Haar fiel über die Schläfen und den Hals, der überschlant geworden war.

Die Sonne stahl sich durch die Scheiben und flutete über das Haar. Des Himmels Kind trug eine güldene Krone auf seinem Scheitel. Es spitzte die blutleeren Lippen wie zum Kusse.

„Komm zu mir, Stephan, komm zu mir,“ flüsterte es, und sein Lächeln war über der Erde — vom Himmel

war es. Vater und Mutter hatte es vergessen; das Bett, das Zimmer, die Menschen — und sich selber. Jede Erinnerung war untergetaucht in den Strom der Ewigkeit. Und mit einer letzten Kraft schmiegte es seinen kleinen Mund an des Jungen Lippen. — Dann hauchte es ganz leicht — und die Lider schlossen sich . . .

Dies war das Sterben der kleinen Elfriede.



Ein Trauerhaus. Mit schwarzen Kleidern, schwarzen Hüten, leiddurchfurchten Mienen.

Die Meisterin bekam in ihrem Schmerze etwas Starres. Die schwarze Rüsche reichte ihr bis zu den Ohren, und über der Brust trug sie ein großes, schwarzes Kreuz aus Schmiedeeisen, an das der Erlöser geschlagen war. Sie wurde wortkarg und sprach nur das Allernotwendigste. Ihr Leben wurde zu einem Kult für das tote Kind. In der Frühe war ihr erster Gang zum Kirchhof, und am Nachmittag saß sie stundenlang vor dem kleinen Grabhügel. Und wenn sie das Haus hüten mußte, so rückte sie sich den mit schwarzem Leder überzogenen Sorgenstuhl an das Fenster, nahm das silberbeschlagene Gebetbuch hervor und las mit stumpfen Sinnen Psalm um Psalm.

Stephan mied sie. Kein Wort — kein Blick traf den Jungen — er war äußerlich für sie abgetan. Im

Innern nährte sie einen finsternen Groll gegen ihn. Er hatte ihr Kind gestohlen, so daß selbst in der Todesstunde die Elfriede kein noch so armseliges Zeichen der Liebe für Vater und Mutter übrig gehabt hatte. Das wollte sie dem Jungen nie vergessen . . .

Der Meister ging an ihrem Gebaren stumm vorüber. Er ließ sie gewähren. Der Mann war mürbe geworden und zusehends gealtert. In lautloser Verzweiflung grubelte er seinem Schicksal nach und konnte es nicht fassen.

In dieser Luft von starrem Schmerz und stiller Pein lebte Stephan Hüller. Und in ihm selbst zitterte das Leid nach. Er sah beständig das überirdische Gesicht der kleinen Elfriede, die mit allen Fasern des Leibes und der Seele ihm zugestrebte hatte. Ihr Wort klang ihm in den Ohren: Ich liebe Dich, und Du bist mir nur gut. Was wollte das Kind, das zwischen Liebe und Güte eine so abgründige Kluft sah? Hatte er eine Schuld auf sich geladen? War Güte nur ein umschreibendes Wort für Lieblosigkeit?

Des Kindes Gefühl zu ihm war ein anderes gewesen als das seinige. Ihm war sie ein kleines Schwesterchen, das er betreuen, vor Argem hätte behüten mögen. Und sie hatte dafür ein elendes Lächeln gehabt — und ihm Liebe gegeben.

Was bedeutete diese Liebe? — Er kannte keine Bücher, die der Seele Nahrung geben. In seinen freien Stunden suchte er die fremden Sprachen, die er als Kind in England und Frankreich spielend errafft hatte, systematisch festzuhalten. Für ihn gab es nur Arbeit.

„Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen rebete — und hätte doch der Liebe nicht“ — hatte er in der Heiligen Schrift gelesen. Und Marga Törrer hatte einmal zu ihm gesagt, Liebe sei die geheimnisvolle Kraft, die alles erhalte, ohne die die Welt dem ausgebrannten, dürren Acker gleiche. Es sei das kostbarste Ding auf Erden, dem alles, alles seinen Ursprung danke. Liebe gebiert und zerbricht den Menschen, hatte sie leise hinzugefügt. Und irgendwo hatte er das Wort gefunden: Liebe ist das Gesetz von der Erhaltung der Kraft.

Nichts von alledem war ihm verständlich gewesen. Nur das Gefühl, das er für den Vater hegte, für seinen armen Vater, vermochte er mit dem Begriffe Liebe zusammenzubringen. Und als Friedrich Hüller auf so erbärmliche Art zugrunde ging, kam ihm noch einmal Margas Wort in den Sinn: Liebe zerbricht den Menschen. Dies erschien dem Jungen als die einzig richtige Erklärung. Und der Vater hatte gewußt, warum er in der letzten Stunde, die sie beisammen waren, ihm jenes Versprechen abgenommen hatte.

Der Meister rief ihn kurz nach Feierabend in sein Kontor. Die anderen hatten insgesamt die Werkstatt bereits verlassen.

„Seh' Dich,“ sagte Wilhelm Treumann und fuhr mit der Hand durch sein kurzgeschorenes Haar, das keinen dunklen Faden mehr zeigte.

Stephan tat, wie ihm geheißen.

„Ich möchte“, fuhr der Meister fort, „mit Dir ein paar notwendige Dinge besprechen.“

„machte eine kleine Pause, als ob ihm das Reden sauer fiel.

„Nämlich, Du mußt fort,“ stieß er unvermittelt hervor, als ob es ihn drängte, mit dem Jungen ins reine zu kommen. „Bist Gefelle geworden, ohne daß Du es recht weißt — und brauchst — nun ja, ein junger Mensch braucht frische Luft, muß die Glieder strecken und dehnen können — erstickst mir ja in meinem Hause. — Ich selber . . .“

Wieder hielt er inne, und seine Miene wurde fahl und todestraurig.

„Junge, Junge,“ murmelte er wie geistig abwesend, „warum mußte die kleine Elfriede fort? . . . Junge . . . Ich komme darüber nicht hinweg.“

Er wandte sich um — die großen Tränen, die ihm über die eingefallenen Backen rannen, wollte er nicht sehen lassen.

Erst nach einer Weile hatte er sich gefaßt.

„Ich habe alles geordnet,“ begann er von neuem. „Du trittst mit dem Ersten in die Kaffelfabrik von Dr. Richter u. Co. Und bist Du das, wofür ich Dich halte, wirst Du Deinen Weg machen. Ich habe den Leuten Bescheid über Dich gegeben. Mehr sage ich nicht.“

Er zog aus der Rocktasche ein Kuvert hervor.

„Zähl nach — es müssen elfhundertsiebenundzwanzig Mark und 65 Pfennig sein. Es ist Deines armen Vaters Spargroschen mit den Zinsen von drei Jahren. Du bist jetzt Dein eigener Herr und wirst mit dem Gelde umzugehen wissen. Und nun noch eines, mein Junge.“

Er holte tief Atem — in ihm arbeitete es schwer.

„Die Frau ist wunderbar — und kein Mensch kommt aus seiner Haut. Sie hätte gegen Dich besser sein können. Trag's ihr nicht nach. Bist reichlich entschädigt worden. Denn so viel Liebe, wie das Kind Dir gegeben hat — hab' ich mein Lebtag nicht gespürt — das Kind — das Kind — — —“

Er hielt sich die Arme vor die Augen. Dann raffte er sich auf und blickte den Jungen in unsagbar ernster Güte an.

„Gib mir die Hand,“ sagte er. „So ist's gut. Zwinge das Leben. Werde ein starker Mensch. Und wenn Du mich jemals brauchst, Du weißt, meine Tür steht Dir offen.“

„Meister, ich kann nicht Worte machen. Habe gedacht, ich müßte noch Jahr und Tag bei Ihnen arbeiten, um etwas von meiner Schuld abzutragen. Und nun schicken Sie mich fort?“

„Ist zu Deinem Besten. Es gibt keine Schuld abzutragen. Wir beide haben nur unsere Pflicht getan — Du und ich. Nach der Richtung sind wir quitt. Was einer für den anderen im Herzen übrig hat, ist eine Sache für sich. Und nun komm. Es dunkelt. Wir beide wollen heute allein zusammen essen — ich will mit Dir anstoßen und ein Glas auf Deine Zukunft trinken.“

Und der Meister setzte sich den breiten Strohhut auf und griff nach seinem Stöcke mit der elfenbeinernen Krücke.

Er führte ihn in eine jener alten, kleinen Weinstuben, die im neumodischen Berlin nur ganz vereinzelt noch zu finden sind. Und die wenigsten finden sie. Denn es gehört auch dazu eine feine Nase.

Der Meister bestellte Burgunder. Wie schweres, rotes Blut floß der Wein in die Gläser.

Sie stießen an und die Gläser hallten zitternd wider. Sie tranken und nickten sich stumm zu. Und so blieb es in dieser Stunde. Denn zwischen ihnen war alles gesagt.



Auf das Seelenleben des Stephan Hüller hatten die letzten Ereignisse insofern eine wohlthätige Wirkung ausgeübt, als gewisse Krusten in seinem Innern sich zu lockern begannen. Sein Wesen wurde weicher, zugänglicher. Die Trauer um den kleinen, blonden Engel, sein Dankbarkeitsempfinden für den Meister machten in ihm den Boden empfänglich für eine mildere und gütigere Art, Welt und Menschen zu betrachten. Und die neuen Verhältnisse, in die er eintrat, sollten diese Sinneswandlung noch bestärken. Aus der Sphäre grobkörniger Gefellen kam er in einen Kreis gebildeter Menschen und sah sich vor neue und höhere Aufgaben gestellt. Und obwohl er in der Fabrik zunächst in die Abteilung der Schlosser eingestellt war, gelang es ihm doch bald, die

Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten wie seiner Chefs auf sich zu lenken. Neben den Arbeitern kam er mit den Ingenieuren und Kaufleuten in Beziehung, die, wenn sie anfangs auch nur flüchtiger Natur waren, ihn anspornten, seine Fähigkeiten zu erweisen. Er selbst erkannte bald, eine wie tüchtige Schule er beim Meister Treumann durchgemacht hatte. Der schlanke, junge Mensch fiel zunächst wegen seiner fremdartigen Besonderheit auf, dann wegen seiner guten Manieren und ungewöhnlichen Körperkräfte. Nicht zum wenigsten aber lenkten sein rasches Fassungsvermögen, sein unermüdlicher Fleiß und seine Pflichttreue die Aufmerksamkeit auf ihn. Die Anerkennung, die er fand, verdoppelte seine Kräfte; die Freiheit, in der er sich bewegen durfte, die eigene kleine Behausung, machten ihn frischer, selbständiger und sicherer. Der Hang zur Einsamkeit aber blieb ihm. Und wenn die Fabrik geschlossen wurde, zog es ihn in den Dranienkirchhof zu jener Bank, auf der die kleine Elfriede ihm von Jesus, ihrem Seelenbräutigam, erzählt hatte. Da konnte er träumen, und das Schwesterlein saß neben ihm und hielt seine Hand.

Es war an einem Spätherbstabend, als er wieder seinen Platz da eingenommen hatte. Er blickte in das gelbe Laub und hörte, wie es zu seinen Füßen niederfiel. Und völlig eingesponnen in seine Phantasien, erschrak er, als er aufschauend einen Fremden sich zur Seite sah. Es war ein Mann in einem verschoffenen Mantel von gelblich-brauner Färbung, der ihm bis zu den Füßen reichte. Er trug einen struppigen, dichten Vollbart, dessen rötlich blondes Haar wie von der Sonne

verfengt schien und glanzlos war. Auf dem Kopfe hatte er einen verstaubten Filzhut mit einem fleckigen Bande. Seine Augen hatten einen durchaus kindlichen, reinen Ausdruck, nur daß man ihre Farbe nicht zu erkennen vermochte. Waren sie braun oder grau oder blau? . . . Wie von seinem Haar ging auch von ihnen keine Leuchtkraft aus.

„Nicht erschrecken,“ sagte der Mann mit einer gedämpften, tiefen Stimme, die Stephans Ohr seltsam traf.

„Ich kenne Sie nämlich,“ setzte er mit einem Lächeln hinzu, „ich kenne Sie ganz gewiß. Nicht wahr? Sie gehören zu den großen Künstlern, die vor Jahren jene wunderbaren Kunststücke an der Bambusstange —“

Nun erst nahm er wahr, daß Stephan tief erblickt war.

„Oh . . . oh . . . oh!“ rief er, und seine Miene wurde für einen flüchtigen Augenblick hilflos. „Ich habe Ihnen weh getan, mein junger Herr. Ich bedauere sehr.“

Und zutunlich, ohne jede Scheu, legte er seine Hand, die der Eufriedens gleich — so schmal, so zart, so weiß war sie — auf die Stephans.

„Ich hatte vergessen, mein junger Herr. Ihr Anblick erinnerte mich nur an die große Kunst — das menschliche Schicksal war mir entschwunden. Ihr Herr Vater — ich nehme meinen Hut ab — war ein Mensch; ein betrogener Mensch freilich,“ fügte er verstonnen hinzu, und legte den Hut neben sich auf die Bank.

Es stellte sich heraus, daß sein dichtes Haupthaar die nämliche seltsame Farbentönung zeigte wie der Bart.

Stephan vermochte kein Wort zu entgegnen, des Menschen sanfte, väterliche Art nahm ihn völlig gefangen. Dieser Fremde schien ihm nicht fremd; seine kindliche Offenheit, obwohl sie an das Schmerzhafte in ihm rührte, verletzte ihn nicht.

„Sie sind nicht mehr Equilibrist?“

Stephan schüttelte den Kopf.

„Schade, vielleicht schade. Ich liebe diese Kunst. Ich gehe nie in das Theater, aber das Varieté liebe ich — und jedes dritte oder vierte Jahr kann man mich dort finden. Das letztemal sah ich Sie in der Tiller-Truppe. Herrlich — herrlich!“ wiederholte er.

Und in der Erinnerung gleichsam schwebend, schienen seine erloschenen Augen ein wenig aufzuleuchten.

„Ach, da waren so merkwürdige Chinesen, was hatten die für kostbare Gewänder, Kleider aus dem Jenseits — und die Araber, die bis in den Himmel sprangen, und dann die Tiller-Truppe. Diese Körper! — Diese Körper! Ich habe Sie sofort erkannt und mich deshalb neben Sie gesetzt. Charles Tillers Sohn, sagte ich mir.“

„Ich heiße nicht mehr Tiller — ich heiße Stephan Huller,“ unterbrach ihn Stephan leise.

„O, das tut nichts. Der Name tut wirklich nichts. Apropos, darf ich mich Ihnen ebenfalls vorstellen: ich heiße — er stockte und seine Miene erhielt für einen Augenblick etwas Hilfloses — ich habe momentan

meinen Namen vergessen — unbesorgt, junger Herr, ich habe ihn in meinem Notizbuch niedergeschrieben. Ich schaue gelegentlich nach und stelle mich Ihnen später einmal vor. Wir sehen uns wieder; gewiß, wir sehen uns wieder.“

Er lächelte auf einmal, und sein durch den breiten Bart verwildertes Gesicht, das eine weiblich zarte Haut trug, verschönte sich seltsam.

„Nämlich, ich will es Ihnen anvertrauen: Ich habe eine ganze Reihe von Namen. Das tut nichts, mein junger Herr; Name ist Schall und Rauch. — O, ist das heiß heute abend!“

„Wollen Sie nicht den schweren Mantel ablegen?“

„Nein, das will ich ganz gewiß nicht. Ich liebe es, wenn es so heiß ist — und dann habe ich auch keinen Rock an.“

Er lüftete ein wenig den Mantel, und Stephan sah zu seinem Staunen, daß der Fremde tatsächlich keinen Rock trug.

„Man muß seine Würde wahren. Man muß auf sich halten. Man ist ja etwas!“ Und wieder verklärten sich seine Züge. „Man braucht sich nicht vor jedem Spießher zu decouvrieren. Bei Ihnen ist das etwas anderes. Ich fühle Sie . . . Uebrigens“, setzte er mit einem gewissen Stolz hinzu, „ich besitze einen halben Rock, einen sehr schönen halben Rock — wie auch dieser Mantel — sehen Sie sich diesen Mantel etwas genauer an, es ist ein sehr kostbarer Mantel — wie auch der mir nur zur Hälfte gehört.“

Stephan war von dem Gehörten einigermaßen verduht.

„Nicht mißtrauisch werden,“ sagte der neue Bekannte sanft — „Mißtrauen ist etwas Gemeines — ich erkläre Ihnen alles später.“

Stephan errötete. „Ich war verwundert, nicht mißtrauisch. — Notabene,“ stammelte er, „ich bin meines Zeichens Schloffer.“

„O, sehr schön, das gefällt mir — sehr schön. Wir sind Kollegen. Ich bin ebenfalls ein Schloffer — ich schließe alle Tore auf. Lächeln Sie getrost; mein Wort darauf, ich bin ein Dichter.“

Er griff in die weite Tasche seines Mantels und zog ein Bündel zerdrückter, vergilbter, armseliger, befleckter, kleiner Blätter hervor. Und indem er sie in seiner Rechten gleichsam wog, sagte er:

„Diese Papiere sind ungezählte Millionen wert. In hundert Jahren wird man jedes Blatt wie eine Offenbarung verehren. Blicken Sie einmal hinein!“

Stephan tat, wie ihm geheißen, und sah, daß es Verse waren, niedergeschrieben in der zierlichsten Schrift, und jeder Buchstabe hatte sein besonderes Gepräge. Er blickte den Fremden ehrfürchtig an.

„Ein Dichter! Nie habe ich einen Dichter gesehen.“

Der Unbekannte ließ die Zettel wieder in seine Manteltasche verschwinden und legte die Hand auf Stephans Schulter — und wieder meinte der, es sei die Hand der Eufriede.

„Will's schon glauben, daß Sie noch nie einen Dichter gesehen haben — hundert Jahre gehen jedesmal ins Land, bis ein Dichter geboren wird.“

„Was ist ein Dichter?“

„Was ein Dichter ist —? . . . Der mächtigste Mann auf Gottes Erde.“

„Das kann doch gar nicht sein,“ antwortete Stephan und betrachtete traurig den verwahrlosten Menschen, dessen absonderlicher Aufzug, dessen elendes Gesicht sein Mitleid auslösten.

„Der mächtigste Mann auf Erden,“ wiederholte der Fremde mit nachdrücklichem Ton. „Der Kaiser von China etwa? . . .“ Er lachte. „Der russische Zar? Sie glauben es wohl selbst nicht! Der Deutsche Kaiser? O nein! Alle Bezirke der Welt sind winzig klein im Verhältnis zu meinem Reich — alle Paläste der Erde sind niedrige, enge Hütten gegen die Schlösser, die ich mir gebaut habe. Gehen Sie unter die Linden und schauen Sie sich genau das alte Schloß des Kaisers an. Fahren Sie nach Petersburg und besuchen Sie das Winterpalais des Zaren, und dann reisen Sie nach Kopenhagen und besichtigen Sie Schloß Frederiksborg! Und wenn Sie zurückkommen, führe ich Sie in meine Schlösser. Sie werden die Augen aufreißen, mein Freund. Die Paläste der Könige und Kaiser sind Kartenhäuser — ein erbärmliches Feuer äschert sie ein. Meine Schlösser sind für die Ewigkeit.“

Er frante wieder seine vergilbten Blätter hervor.

„Ja, mein Freund, ungezählte Millionen halte ich da in den Händen . . . übrigens warten Sie einmal.

Ich habe ja mein Notizbuch bei mir. Es ist in der anderen Tasche. Warten Sie nur einen Augenblick. Sehen Sie, da ist es schon.“

Er zog ein kleines Büchelschen heraus, das wie ein Gesangbuch eingebunden war.

„Aha, da steht einer meiner Namen: ich heiße Johannes von der Ewigkeit. Ich komme von der Ewigkeit — gehe zur Ewigkeit — bin Ewigkeit . . . und nun leben Sie für heute wohl — meine Zeit drängt.“

„Ich bitte Sie, ich bitte Sie sehr, noch ein wenig zu verweilen. Sie haben mir so viel Neues gesagt. Es wäre unrecht, mich jetzt — wie soll ich mich nur ausdrücken — mich jetzt mit meiner Neugier, mit meinen Zweifeln —“ setzte er eindringlich hinzu, „allein zu lassen.“

„Es ist mir unmöglich. Beim besten Willen könnte ich nicht bleiben. Kann sein, daß ich heute noch beim Kaiser von Japan speise . . .“

„Ist denn der Kaiser von Japan in Berlin?“

„Nein! Ganz gewiß — ist er nicht in Berlin!“

„Dann können Sie doch auch heute nicht bei ihm speisen — das ist doch undenkbar!“

„Im Gegenteil, mein Freund, das ist sehr wohl denkbar. Es kommt ganz darauf an, was für einen Wind wir haben. Bei gutem Winde mache ich die Fahrt in knappen drei Stunden. Sehen Sie mich nicht so ängstlich an. Es ist so. Natürlich fahre ich nicht mit einer gewöhnlichen Bahn oder einem gemeinen Dampfschiff, auch nicht mit diesen Ballons, von denen man jetzt allerhand munkelt. Ich fahre auf meine eigene

Art. Vielleicht dauert es auch vier Stunden. Es kommt sehr viel darauf an, wann ich mich niederlege — ob ich einschlafe — wann ich einschlafe. Ich bin ein Dichter, mein junger Herr. Für mich ist das weder eine Spielerei, noch ein leichtsinniges Abenteuer. Sie werden jetzt zugeben, daß ich Eile habe. Ich muß rechtzeitig meinen Freund erwischen, der, wie gesagt, augenblicklich unseren Rock trägt. Beim Kaiser von Japan herrscht ein gewisses Zeremoniell. Man muß immerhin Rücksichten nehmen. Es könnte sein, daß mein Freund, der wie ich in hohen Kreisen verkehrt, auch für heute abend zum Souper geladen ist. Er ist ein Freund von Leibniz — dem Monaden-Leibniz, dem großen Mathematiker — er hat auch Beziehungen zu dem Schweden Swedenborg, den er übrigens durch mich erst kennen gelernt hat . . . Nun gut — dies ganz nebenbei bemerkt! Mein Freund müßte eben dann den Mantel anziehen — und mir den Rock geben. Seine Bekannten nehmen es mit der Etikette nicht so genau. Nur schapplieren darf er mir nicht!

„Und Sie beide haben wirklich nur diesen einen Rock?“

„Nur, sagen Sie — wenn Sie in Ihrer Seele ahnen könnten, welche geheime, wunderbare Kräfte dieser eine Rock und dieser eine Mantel bergen,“ entgegnete der Fremde mit feierlichem Ernste — „alle Röcke und Mäntel der Welt — —“ er lachte glücklich in sich hinein, — „nein, darüber spreche ich jetzt nicht.“

„Wie redet man denn den Kaiser von Japan an?“ fragte Stephan schau.

„Wie man ihn anredet, weiß ich selber nicht — ich für meinen Teil duze ihn.“

„Nein, das kann ich beim besten Willen nicht glauben. Ach, lieber Herr, warum wollen Sie mich armen Menschen zum Narren machen?“

Der Fremde sah ihn groß an.

„Das sei fern von mir,“ sagte er leise. „Das bunte Spiel des Lebens zeige ich Ihnen. Und was den Kaiser von Japan anlangt, so bitte ich Sie, mir zu glauben. Notabene, ich bilde mir nicht das mindeste darauf ein. Ich fühle mich selbstherrlicher als alle Fürsten dieser Erde. Sehen Sie,“ setzte er demütig hinzu, „in diesem Aufzuge ziehe ich durch die Straßen, wie der Kalif von Bagdad. Sie haben von ihm gehört? Nicht? Nun das tut nichts. Ich ziehe durch die Straßen, wie der Kalif von Bagdad. Niemand erkennt mich. Und ich — ich sehe alles — höre alles O, wie dunkel ist es geworden — ich werde sehr eilen müssen! Leben Sie wohl, mein Freund, wir sehen uns wieder!“

„Darf ich fragen, wann dies sein könnte?“

Der Fremde machte mit der flachen Hand eine abwehrende Bewegung durch die Luft.

„Nicht fragen, nichts verabreden — wir treffen uns — Sie dürfen es mir glauben. Es steht im Buche des Schicksals geschrieben — alles — alles ist dort verzeichnet!“

Und ohne eine weitere Antwort abzuwarten, schritt er rasch davon.

Stephan blickte wie benommen seinem Schatten nach — aber auch der war bald seinen Augen entschwunden. Er rieb sich die Stirn; war er wach, hatte er geträumt? War das Spul — oder Wirklichkeit? Ihm wurde kläglich zumute. Tausend Fragen hätte er stellen mögen — und der Fremde war längst über alle Berge — und er saß zwischen Gräbern der märktischen Flachebene. Der Fremde hatte ihn erkannt nach Jahr und Tag, und vom Vater hatte er gesagt, er war ein Mensch, freilich ein betrogener Mensch, und dabei hatte er den Hut gelüftet . . . was das alles bedeuten sollte, wer konnte es wissen? . . .

Alle hundert Jahre wird ein Dichter geboren — — und er, Stephan Huller, kannte nicht einen einzigen.

Er grübelte vor sich hin und erschrak über seine Unwissenheit. Leer, inhaltlos hatte er dahingelebt. Wenn der Feierabend herangerückt war, hatte ihn das Esfriedchen abgeholt — und mit ihr hatte er die Zeit bis zum Abendbrot vertrieben. Und müde — abgeschlagen, war er dann in seine Bodenkammer gekrochen — denn die Arbeit in der Werkstatt war schwer und hart — und hatte mechanisch nach den fremdsprachlichen Büchern gegriffen, um den Besitz der Kindheit nicht zu verlieren. Das alles dünkte ihn jetzt so traurig und armselig. Jeder Artift — jeder bessere Kellner sprach Englisch und Französisch — was lag daran; und über diesen Dingen hatte er alles andere vergessen.

Was hatte er nicht nachzuholen — woher jedoch die Zeit nehmen, um das Land, das in ihm brach dalag, zu bestellen?

Er hob ein wenig die Achseln empor, und sein bekümmertes Gesicht erhielt wieder den Ausdruck der Straffheit und Energie.

Das nützt ja nichts, sagte er zu sich selbst. Es muß einfach sein — ich finde die Zeit. Seine Züge wurden hell.

„Alle hundert Jahre wird ein Dichter geboren“ — hier war der Schlüssel, und der Geselle brauchte nur das Tor zu öffnen.

Demnach gab es einschließlich des Fremden seit Christi Geburt neunzehn Dichter. Das war einfach und sonnenklar. Nun gut, es konnte doch nicht das Himmelreich kosten, sich der Reihe nach diese Dichter zu beschaffen und ihr Reich wie ein Pilger zu durchwandern.

Er atmete tief auf. Der Abend hatte ihm Gewinn gebracht. Das Seelchen der Elfriede hatte ihm zu Häupten geschwebt und diesen Geist ihm zugeführt. Eh bien — eh bien! Ob er ihn wiedersehen würde?

Er hatte plötzlich die innere Gewißheit, daß er nicht das letzte Mal mit ihm zusammen gewesen war. Nicht einen Augenblick stieg in ihm der Verdacht auf, dies könnte ein armer Narr gewesen sein, der neben ihm gefessen hatte. Nein, ein grenzenloses Dankempfinden beherrschte ihn. Von dem Manne ging eine höhere Macht aus — und er hatte sie begriffen, gefühlt zum mindesten.

„Was ist denn?“ rief er und fuhr schreckhaft in die Höhe.

„Der Garten wird geschlossen, Monsieur Huller,“ sagte der Wächter, der seinen Namen kannte. „Es tut mir leid — Sie müssen schon nach Hause.“

„Ja . . . ja,“ entgegnete Stephan und erhob sich langsam.

„Der Meister Treumann sieht übel aus,“ begann der Aufseher von neuem. „Lange wird der's wohl auch nicht mehr machen.“

Stephan starrte ihn an. „Reden Sie nicht solche Dinge,“ sagte er eindringlich. „Sind Sie Lotengräber? Lauern Sie auf Arbeit? Nun gut, dann lassen Sie die Lebenden in Frieden!“

„Ich meinte man so — nichts für ungut, Herr Huller — und nun kommen Sie!“

Stephan folgte ihm schweigend.



Am nächsten Tage beschloß Stephan Huller, seine Scheu zu überwinden und sich bei einem Buchhändler nähere Auskunft über die neunzehn Dichter zu holen. Er kam in einen Laden der Friedrichstraße, in dem es zu seinem Verdruß sehr lebendig zuging. Er drückte sich verlegen in einen Winkel und wartete, bis die übrigen Käufer sich entfernt hatten. Dann trat er an den Ladentisch und sagte bescheiden: „Entschuldigen Sie, mein

Herr, welchen von den großen neunzehn Dichtern, meinen Sie, müßte man zuerst lesen?"

Der Kommiss wußte im ersten Augenblick nicht, ob dieser auffallend schöne Mensch mit den ernstesten, ausdrucksvollen Zügen, der ihn um etliche Köpfe überragte und wie ein junger Riese vor ihm stand, seinen Scherz mit ihm trieb — oder von Gott verlassen war.

„Ich habe Sie wohl nicht recht verstanden,“ antwortete er, „möchten Sie nicht etwas deutlicher werden?“

„O,“ sagte Stephan, „es ist so, wie ich sage.“ Und mit einer kindlichen Miene fügte er erklärend hinzu: „Nämlich, ich habe nie eine Schule besucht und bin auch nie dazu gekommen, mich zu bilden, habe von früh bis spät schwer arbeiten müssen.“

Dies brachte er mit einer so schlichten Bescheidenheit vor, daß der Mann hinter dem Ladentisch davon ergriffen wurde und nicht daran dachte, den seltsamen Kunden zu verspotten.

„Es muß Sie jemand zum besten gehabt haben,“ erwiderte er, kaum merklich lächelnd; „denn es ist immerhin sehr sonderbar, die Dichter auf die Zahl neunzehn zu beschränken. Es gibt unendlich viel mehr.“

„O, das ist nicht der Fall — der es mir sagte, war selbst ein Dichter und ein zauberhafter Mensch,“ fuhr er nachdenklich und schüchtern fort und wunderte sich im stillen selbst, wie er gerade auf diese Bezeichnung für den sonderbaren Fremden gekommen war.

„Dem mag nun sein, wie ihm wolle, ich verstehe es nicht,“ entgegnete der Kommiss, der glasköpfig und über die Dreißig hinaus war.

„Natürlich kann es sich bei Ihrem Bekannten“, fügte er hinzu und setzte dabei eine gelehrte Miene auf, um seine Ueberlegenheit vor diesem jungen Menschen gründlich zu erweisen, „nur um die g r ö ß t e n Dichter handeln.“

„Ja, ja, so ist es,“ stammelte Stephan wie befreit, „ganz gewiß, so ist es!“

„Bitte, lassen Sie mich ausreden, so kommen wir nicht weiter — meint er die größten englischen oder die größten deutschen oder die größten französischen Dichter? Kommen für ihn Skandinavier und Russen in Betracht? Denkt er dabei an die Lateiner und die Griechen, rechnet er dazu die Hebräer und die Indier? Hat er Chinesen und Japaner im Sinn?“

„Er sprach allerdings von China und Japan,“ antwortete Stephan hilflos, und ganz wirr wurde ihm im Kopf bei all den Reden des Verkäufers.

Der kommt vom Lande, dachte der Kommiss, und ist ein Bauernjunge, trotzdem er gar nicht so aussieht.

„Nun gut,“ sagte er und blickte auf die Uhr, „es ist schon ziemlich spät, und wir können uns hier nicht die Köpfe zerbrechen. Ich glaube, ich habe einen Einfall.“

Ein breites Lächeln verzog seinen Mund — seine Bescheidenheit bereitete ihm selber kein geringes Vergnügen.

„Zunächst, meine ich, muß ein Anfang gemacht werden. Nehmen Sie mal Tausend und eine Nacht und Grimms Märchen.“

„Tausend und eine Nacht,“ sprach Stephan unsicher, das Klang ja verdammt rätselhaft.

„Natürlich, Tausend und eine Nacht,“ wiederholte der Handlungsgehilfe etwas gereizt, „das sind die Geschichten des Kalifen von Bagdad, ein sehr berühmtes — — —“

„Gewiß will ich dies Buch,“ unterbrach ihn Stephan erregt, und eine Blutwelle rötete sein Antlitz; er vermochte seiner Bewegung nicht Herr zu werden. Hier war ein geheimer Zusammenhang, den Gott allein kannte. „Ich gehe in diesem Aufzug durch die Straßen wie der Kalif von Bagdad,“ hatte der Fremde gesagt und hinzugefügt, „Sie werden von ihm gehört haben.“

Nein, er hatte nicht von ihm gehört — niemals — — und jetzt — — —

„Ich bitte,“ sagte er, „dieses Buch will ich unbedingt kaufen, wenn ich es erschwingen kann.“

Der Kommiss betrachtete ihn nun doch wie einen Menschen, den man nicht für ganz normal hält, und sah ihn schief an, als müßte er sich für alle Fälle diese Züge merken. Er setzte sich seinen neuen Kneifer auf, und in etwas kühlerem Tone sagte er:

„Das Leben wird es nicht kosten. Es gibt billige Ausgaben. Und wie ist es mit den Märchen von Grimm?“

„Ich bitte auch um dieses Buch.“

Stephan hatte das unabweisliche Empfinden, er dürfte zu keinem Vorschlage nein sagen. Es war nicht der Handlungsgehilfe, der sprach, hinter ihm stand das Schicksal und hielt die Fäden.

„Gleichzeitig würde ich daneben die Lektüre von Schiller für ratsam halten, Schiller ist sozusagen unser nationaler Dichter,“ sagte der Kommiss.

„Ich bitte auch um die Bücher von Schiller.“

„Sie meinen Schillers Werke,“ korrigierte der andere — „es ist unmöglich von Schillers Büchern zu sprechen,“ unterwies er in lehrhaftem Tone.

Stephan neigte den Kopf.

„So, es ist für den Anfang genug. Das sind im ganzen acht Bände. Und wenn Sie noch das Bedürfnis nach etwas Leichtem haben sollten, so lassen Sie sich aus der Leihbibliothek die Romane von Hackländer und die Soldatengeschichten von Winterfeldt geben. Sehr amüsanter und empfehlenswert vor dem Schlafengehen — ich lese diese Bücher übrigens auch,“ schloß er herablassend.

Stephan starrte das große Paket an, das der Gehilfe sorgsam zuschnürte. Ihm wurde angst und bange. Das mußte ja ein Vermögen kosten.

„Was bin ich schuldig?“ fragte er zaghaft.

„Zehn Mark fünfzig.“

„Für alle diese Bücher?“ fragte Stephan.

Und jetzt war er es, der beargwöhnte, der Verkäufer sei nicht recht bei Sinnen.

„Ich pflege mich nie zu verrechnen — darf ich bitten?“

Er überreichte ihm das Paket.

Stephan zog seinen Beutel hervor und zählte vorsichtig das Geld ab. Dann verließ er mit einem strahlenden Ausdruck den Laden.

Er preßte das Paket voll Zärtlichkeit an sich, in steter Angst, es könnte ihm jemand in den Weg laufen und es ihm entreißen. Er konnte es kaum erwarten, bis er in seinem kleinen Zimmer war und in einem ihm selbst fremden und freudigen Ergriffensein hastig die Schnur entfernte, die Hülle forttat und die Bücher, eines neben dem andern, auf den Tisch legte.

Er betrachtete sie erst still eine ganze Weile, dann klappte er sie vorsichtig auf und las andächtig die Titel. Die Buchstaben erschienen ihm wie geheimnisvolle Zeichen, wie seltsam und wunderbar geformte Schlüssel, die ihm die Tore dieser Welt öffnen mußten.

Und dieser Glaube sollte ihn nicht trügen. Denn Gott hatte es gewollt, daß den armen Menschen, der bisher nur die Dornenwege des Leids und der Arbeit durchmessen hatte, die Bücher in freundliche und liebliche Gefilde führen und den schon verdüsterten Sinn aufhellen sollten. Standen auch Hirn und Hand im

Fronddienst der Arbeit, es gab doch Feierstunden, in denen seine Bücher ihn in den dunklen deutschen Märchenwald und in die bunte Welt des Orients geleiteten.

Und immer neue Gärten blühten für ihn auf . . .



In dieser Zeit brachte es ein Zufall mit sich, daß Stephan Hüller, der in allen Sätteln gerecht war und im Fabrikbetriebe, wo er auch immer hingestellt wurde, einen scharfen Blick und ein erstaunliches Können an den Tag legte — noch in einer anderen Eigenschaft von seinem Chef entdeckt wurde. Ein englischer Fabrikant wollte den Betrieb seines Geschäftsfreundes kennen lernen, und ein Buchhalter, der ein wenig Englisch sprach, führte ihn in Begleitung Stephans, der auf alle Fragen Bescheid geben sollte, durch die einzelnen Abteilungen der großen Fabrikanlage. Der Buchhalter kam mit seinem Englisch nicht weiter, und zu seinem Erstaunen griff Stephan ein, der, wie sich herausstellte, die Sprache vollkommen beherrschte.

Der Chef, ein Mann, nicht älter als vierzig — ein Selbmademan, der das ganze Unternehmen erst ins Leben gerufen hatte — ließ Stephan rufen. Er blickte ihn mit seinen hellen Augen prüfend an, und während

er gleichsam glättend mit der Hand über die hohe Stirn fuhr, die von Nachdenklichkeit und geistigem Arbeiten zeugte, sagte er mit einem gütigen Lächeln:

„Ihre Kenntnisse im Englischen haben Sie uns ja ganz unterschlagen!“

„Ich hatte keine Gelegenheit, sie zu zeigen, Herr Doktor.“

„Sprechen Sie vielleicht auch Französisch?“

„Ja, Herr Doktor, ich habe in meiner frühesten Kindheit die beiden Sprachen gelernt, das einzige, was ich in meinen Lehrjahren trieb, bestand darin, diese Kenntnisse wach zu halten — ich bin sonst in jeder Beziehung ein ungebildeter Mensch,“ endete er errötend, als besorgte er, schon zu ruhmredig gewesen zu sein und den Prinzipal über sein sonstiges Unvermögen hinweggetäuscht zu haben.

„hm . . . hm,“ machte der Prinzipal, „es wird wohl nicht so arg sein.“

„Doch, Herr Doktor, ich schreibe nicht einmal mit einwandfreier Orthographie, von allen anderen Dingen gar nicht zu reden, nämlich, ich hatte keine Zeit — und keine Mittel — — — wohl auch keinen inneren Drang,“ antwortete er mit fester, ruhiger Stimme.

Der Doktor nahm ein Blatt Papier von seinem Schreibtisch und hielt es vor das Gesicht. Er las und hatte scheinbar Stephan ganz vergessen.

Dieser junge Mensch, dachte er, während sein Auge über die Buchstaben hinwegglitt, ist nicht aus gemeinem

Holz geschnitten — und eine menschliche Freude erhellte dabei sein kluges und ernstes Gesicht.

„Nun,“ sagte er, „jeder von uns hat Lücken, solange er lebt. Man hat noch keinen begraben, der von sich sagen konnte, in mir ist alles Wissen. Indessen, es soll Ihnen Gelegenheit gegeben werden, sich in Ihrer Bildung zu vervollkommen. Zuvörderst möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Sie sollen jetzt eine Zeitlang den kaufmännischen Betrieb des Hauses kennen lernen und in den Bureaus arbeiten. Mißverstehen Sie mich nicht. Ich will keinen Buchhalter aus Ihnen machen. Wir sind mit Ihnen zufrieden, und wenn Sie sich diese Zufriedenheit erhalten, könnten Sie bei uns vorwärts kommen. Ich möchte nur, daß Sie auch kaufmännisch geschult werden und sich einen allgemeinen Ueberblick über unseren Betrieb aneignen, nicht ausgeschlossen, daß Sie später einmal für uns nach Frankreich und England reisen. Ihr Gehalt würde sich natürlich erhöhen; denn Sie sollen in kurzer Zeit die englische, vielleicht auch die französische Korrespondenz übernehmen. Dabei liegt es keineswegs in meiner Absicht, Sie dem technischen Betrieb völlig zu entziehen. Es würde sich im großen und ganzen um eine Teilung Ihrer Arbeit handeln. Und nun sprechen Sie!“

Stephans Züge hatten sich verdunkelt. Er fühlte aus den Worten des Doktors eine Güte heraus, die er nicht verdient zu haben glaubte. Er hatte seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit getan — und war dafür entlohnt worden.

Und ein anderes bedrückte ihn und schuf ihm Sorge:

Dieser Mann überschätzt deine Fähigkeiten, sagte er sich im stillen; ahnt nicht, wie roh, ungebildet und wissensarm du bist. Und seiner geradlinigen Natur, der Wahrhaftigkeit das stärkste Gesetz war, widerstrebte es, für mehr gelten zu wollen, als der Wirklichkeit entsprach. Und so entgegnete er mit sachlichem Ton:

„Ich glaube keinen Anspruch auf Ihre Güte zu haben, Herr Doktor, und ich fürchte außerdem, daß Sie sich über mein Können einer argen Täuschung hingeben — ich bin wirklich ein total unwissender Mensch —“

„Das habe ich bereits ad notam genommen — gut, Sie sind ein unwissender Mensch — ich rechne damit. Sie sollen von nun ab englische Tischzeit machen und das Haus um fünf Uhr verlassen. Benutzen Sie Ihre freie Zeit. Sie werden in Ihrem Wissen rascher vorwärts kommen, als Sie heute vermuten. Demnach wäre alles zwischen uns in Ordnung, und von morgen an arbeiten Sie während der Vormittagsstunden im Bureau.“

Er machte eine Bewegung, die erkennen ließ, daß das Gespräch beendet war — und Stephan verneigte sich tief und verließ befangen, ohne ein Wort des Dankes zu finden, das Privatkontor seines Chefs.

Der blickte ihm vergnügt nach und brummte leise vor sich hin:

„Woll'n sehen . . . woll'n sehen.“

Und was er einige Minuten vorher gedacht, sagte er nun, mit verschränkten Armen auf und nieder gehend, laut vor sich hin:

„Dieser Mensch ist nicht aus gemeinem Holz geschnitten.“



So sehr die neue Art der Betätigung und die veränderte Stellung Stephan vom Träumen und Sinnieren ablenkten — so sehr die Bücher und die Studien, denen er sich mit fanatischem Eifer hingab, ihn gefangen nahmen — — ein Gedanke verfolgte ihn, ein Wunsch: den Fremden wiederzusehen.

Wie oft war er nach dem Dranientkirchhof gepilgert, hatte sich auf die Elfriedenbank gesetzt und sehnsüchtig gewartet — aber sein unbekannter Freund ließ sich nicht blicken. Wenn er in seinem Buche las und Schritte in der Nähe vernahm, horchte er ängstlich auf, um sich in seiner Hoffnung jedesmal genarrt zu sehen.

Dann machte er gelegentlich einen Sprung zum Meister Treumann, dessen kummervolle Augen eine flüchtige Sekunde lang aufleuchteten, sobald Stephan in die Thür trat.

Der Meister war einsilbig geworden und hatte eine gebückte Haltung angenommen. Er trug das Leben wie eine schwere Bürde. Die Frau im Hause lastete

auf ihm. In fargen Andeutungen ließ er es durchblicken, daß sie in religiöse Schwärmerei verfallen und in ein Konventikel von Spiritisten geraten war.

„Die Leute reden mit ihren Toten“, sagte er finster, „und beschwören Geister herauf! Vielleicht hast Du von dem Unfug gehört oder gelesen? Nun — ich kann die Frau nicht wie einen Hund an der Leine halten, ich lasse sie ihre Wege gehen — nur als sie versuchte, mich mit hineinanzuziehen, bin ich wild geworden. Wir leben nebeneinander und haben die Fühlung zueinander verloren. Man wird alt — man wird einsam — ist wohl des Lebens Lauf. Und Zusammenhang hat man wohl nur mit seinem Fleisch und Blut; zuerst mit den Eltern und Geschwistern und dann mit seinen eigenen Kindern. Eine Frau bleibt einem im letzten Grund immer fremd. Liegt wohl daran, daß man sich kennen lernt und zusammenkommt, wenn jedes eigentlich schon ein fertiger, abgeschlossener Mensch ist. Nun, ich habe längst keine Eltern — keine Geschwister mehr — und das Kind — — — Gott wird gewußt haben, warum.“

Er brach ab und schritt zu seinem alten Zylinderbureau, das aus Kirschbaumholz gearbeitet war.

„Hier hab' ich etwas für Dich, ich dachte, es würde Dir Freude machen.“

Es war eine kleine Photographie, die das Elfriedchen darstellte. Stephan nahm das Bild mit tiefer Bewegung und sah in das feine, zarte Gesicht, fühlte die kleinen Hände, hörte ihr Stimmchen, das ihm noch in der Erinnerung wie eine silberne Glocke klang.

„Dank, Meister, Dank,“ sagte er.

„Gibt nichts zu danken, dem Elfriedchen wird es in seiner Grabesruhe wohl tun, daß Du das Bild hast — und nun geh' mein Junge, und laß Dich wieder einmal blicken; das Reden fällt mir heute sauer.“

Als Stephan wieder auf der Straße war, atmete er tief auf. Der Meister tat ihm weh. Er war ein verlorener Mann; nicht körperlich, wie der Pfürtner des Dranienkirchhofs an jenem Abend es gemeint hatte, sondern seelisch. Das Band zwischen ihm und der Welt war zerrissen. Er war einsam und menschenföu geworden.

„Eine Frau bleibt einem im letzten Grunde fremd,“ hatte der Meister gesagt — dies Wort blieb ihm haften. Er dachte an den Vater, in dessen Dasein die Mutter ein Fremdkörper gewesen war: sie hatte ihm das Blut und die Seele vergiftet. Und das Versprechen erneuerte er sich, das er dem Vater gegeben hatte. Er würde es halten, so wahr ihm Gott helfen sollte.

Und ganz in diese Vorstellung untergetaucht, suchte er zusammen, als er auf einmal fühlte, daß ihn jemand behutsam am Armel zupfte und eine Stimme, die er nie vergessen hatte, zu ihm sprach: „Nun, junger Herr, ich grüße Sie.“

Der Unbekannte stand vor ihm.

„Sie sind's — Sie sind's — o, wie habe ich auf Sie gewartet,“ stammelte Stephan erregt.

Der Fremde blickte ihn sanft an.

„Ich sagte Ihnen doch, wir würden uns wiedersehen. Ich wußte es. Was bedeuten Tage, Wochen, Monate, Jahre? Reichen Sie mir Ihren Arm!“

Stephan tat, wie ihm geheißten.

Johannes von der Ewigkeit trug wieder den gelben, verschossenen Mantel und schritt schweigsam neben ihm her. Und auch Stephan war sterbensstill.

Sie gingen über die Kommandanten- und Beuthstraße zum Spittelmarkt. An der Normaluhr blieb der Unbekannte stehen.

„Acht Uhr fünf Minuten — darf ich Sie einladen, heute abend bei uns zu speisen? — Gut, so kommen Sie, wir wohnen in der Brüderstraße; nämlich“, fuhr er fort, „die ganze Welt dürfte nur zwei Straßen haben und die müßten heißen Brüderstraße und Schwesternstraße. Wir sind ja wohl alle Brüder und Schwestern. Wenn sich die Menschen dessen bewußt wären, hätte der Jammer ein Ende. Und wenn ein Kindlein geboren würde, müßte eitel Freude herrschen — und jetzt schreien sie Zeter und Mordio, wenn ein Mägdelein sich in Liebe ergibt. Ach,“ sagte er, „die Menschen haben ein übles Gedächtnis, haben vergessen, daß Gottes Mutter Jungfrau Maria hieß. Und doch sind sie zuweilen vom heiligen Geist erleuchtet. Wie schön ist es, daß sie den Namen Brüderstraße fanden — die Straße der Brüder — und da sind wir auch angelangt; denn hier wohne ich. Lassen Sie mich vorangehen.“

Er schritt über einen verödeten, weiten Hof, in dessen Mitte eine alte Linde stand, die ein paar Jahrhunderte gesehen haben mochte.

„Hier im Erdgeschoß wohnen wir, kommen Sie nur.“

Er schloß eine Thür auf, an der kein Schild hing, sie führte in eine kleine, lichtlose Diele.

„Einen Augenblick. Hier ist mein Zimmer, treten Sie ein.“

Und Stephan erblickte einen merkwürdig eingerichteten Raum, an dem das Seltsamste war, daß man von seinem hohen Bogenfenster aus die Spree und ein letztes Stückchen von dem alten, versunkenen Berlin vor sich hatte. Und an den alten Spreehäusern waren in jedem Stockwerk Blumenkästen angebracht, von denen bunte, strahlende Farbentöne herunterklangen. Das Zimmer selbst aber enthielt als ganzes Meublement einen Schreibtisch, der aus drei mächtigen Kisten und einem Schemel bestand. An der Wand über dem Tische hing ein kleines, schmales Brett mit wenigen Büchern, durch ein grünes Seidengardinchen dem Blicke entzogen. Nein, etwas wurde noch vergessen. Im Hintergrunde befand sich eine spanische Wand, die eine Matrage und eine armselige Kiste barg, die als Waschtisch diente.

„Nicht wahr, hier ist es schön,“ sagte Johannes von der Ewigkeit, „hier läßt sich's leben — bitte, nehmen Sie Platz — —“

Stephan geriet in Verlegenheit; er sah nur den einen Schemel und getraute sich nicht, von ihm Besitz zu ergreifen.

„O, wir sind reichlich mit Meublement versehen — einen Augenblick —“

Und er verschwand hinter der spanischen Wand, und Stephan hörte, wie ein irdenes Gefäß auf die Erde gesetzt wurde — und bald danach erschien wieder der Unbekannte und brachte eine Kiste angeschleppt, die er auf den Boden stellte. Indem er nun den Schemel vorrückte und Stephan mit einer anmutigen Bewegung zum Sitzen nochmals einlud, nahm er selbst auf der Kiste Platz.

„Hier ist für alles gesorgt. Wenn draußen ein Sprechahn vorbeifährt, so träume ich von indischen Seefahrern, die die Schätze der Erde über das Meer tragen, und fällt mein Auge auf die Blumentästen, so tun sich mir Gärten der Semiramis auf. Und dieses Stückchen grüner Seide,“ er wies auf den kleinen Vorhang, der sein Bücherbrett verhüllte — „o, ich habe es bei glücklicher Gelegenheit einmal erstanden — versetzt mich in einen Farbenrausch ohnegleichen. Ich träume . . . träume . . . träume . . . Und durch dieses Bogenfenster blicke ich in die Kirchen der ewigen Stadt . . . Gefällt es Ihnen bei mir?“

„Ja,“ antwortete Stephan. „Denn hier weht eine reine Luft!“

Der Unbekannte senkte die Augen.

„Jeder Mensch ist Schöpfer seiner selbst,“ sagte er, und indem er sich erhob, fuhr er fort: „Es spricht sich gut im Dunkeln — aber nun will ich doch den Festsaal erleuchten, denn es ist Zeit, denke ich, den Tisch zu decken und das Mahl zu halten.“

Er nahm vom Schreibtisch einen schweren Folianten, der in altes Leder gebunden war.

„Der das erdacht und niedergeschrieben, war der größte Dichter, den die Erde geboren hat. Und alle anderen, die kamen, haben aus ihm geschöpft, wie aus einem Meere, das nicht auszuschöpfen ist. Hier stehen die herrlichsten Gefänge, hier wird gesagt von Mord und Totschlag, von allen Lüsten und Verbrechen im Ehebett, von aller Pracht und Herrlichkeit — und allem Elend und Jammer, die sich die armen Menschenkinder aus ihren Wahnvorstellungen zusammengesponnen haben, bis sie in dem undurchdringlichen Gewebe das Gesicht verloren. Dies ist, was die Menschen ihre Heilige Schrift nennen, ohne bis auf unseren Tag in ihre Heiligkeit und Tiefe hinabgestiegen zu sein. Dieses Buch, mein junger Freund, müssen Sie vom ersten bis zum letzten Buchstaben lesen — und immer wieder lesen. Es ist das Preislied der Menschen — armselige Kreaturen haben aus ihm — nein, diesen Abend wollen wir uns nicht verderben.“

Er legte den Folianten vorsichtig auf die Erde nieder, öffnete die große Mittelkiste, die die Platte des Schreibtisches ausmachte, und holte einen siebenarmigen, rituellen Leuchter aus Messing hervor, wie ihn die frommen Juden haben; dazu gelbe Kerzen, drei Tassen und ein Messer — und stellte alles auf die Kiste, die wieder zugeklappt worden war.

Die Kerzen entzündete er, und es ging ein sanftes wohlthuendes Licht von ihnen aus.

In diesem Augenblicke wurde die Nebentür geöffnet, und ein schlanker Mensch mit glattrasiertem Gesicht, dünnem, schneeweißen Haar trat ein. Er trug

einen schwarzen Gehrock und eine weiße, schmale Kravatte. In den Händen hatte er einen Spirituslocher und einen Blechtopf. Trotz seiner weißen Haare wirkte er nicht alt; denn seine Züge waren jung und seine großen, grauen Augen lebendig.

„Dies ist mein Freund, der Philosoph,“ sagte Johannes von der Ewigkeit — „und das ist der Gast, den ich mitzubringen versprach.“

Der Philosoph nickte Stephan kurz zu, setzte Spiritusbrenner und Kanne ab und verschwand wieder. Nach wenigen Sekunden tauchte er von neuem auf, hielt in den Händen ein hölzernes Tablett, auf dem sich eine Teebüchse, eine Teekanne, Zucker, Butter, Brot und drei Eier befanden. Er entzündete den Spiritusbrenner, stellte das Wasser auf und ging noch einmal in das Nebenzimmer, um einen Schemel herinzutragen, der genau jenem gleich, der vor dem Schreibtisch stand.

Und nun saßen die drei Menschen, vom Licht der gelben Kerzen beschienen, im Halbkreise schweigend da, bis das Wasser zu brodeln begann.

Stephan fühlte sich in dieser Kammer dem Irdischen entrückt. Und was er nie in einer Kirche empfunden, hier spürte er es: Andacht.

Mitten in der Stille sagte der Fremde:

„Dichten ist alles — die Welt ist ein Gedicht.“

Der Philosoph verzog ein wenig den Mund und antwortete:

„Denken ist alles, die Welt ist ein Gedanke.“

Stephans Unbekannter schüttelte den Kopf, schloß die Augen und flüsterte vor sich hin:

„Die Dichter steigen auf Gipfel, die kein Mensch erreicht, und dringen in Tiefen, die kein Auge sieht. Sie hören auf der Erde das Gras wachsen — unter dem Erdreich das Erz klingen und singen — sie blicken bis auf den Grund des Meeres und bis in den Abgrund des Herzens. Um der Dichter willen schuf Gott die Welt.“

Der Philosoph erwiderte:

„Des Denkens und der Arbeit wegen entstand die Erde.“

„Die Arbeit ist eine Erfindung der Bösen,“ entgegnete der andere seufzend, „solange die Menschen gut und einfältig waren, brauchten sie keine Arbeit und lebten unbewußt im Paradiese — als sie aber erkennend, das heißt hinterhältig und arglistig wurden, vertrieb man sie. Arbeit — Denken — und Erkenntnis ist Teufels- und nicht Gotteswerk. — Dies alles steht in dem Heiligen Buche.“

Er erhob sich und goß das kochende Wasser in die Teekanne.

Während der Tee zog, wurden in dem übriggebliebenen Wasser die drei Eier gekocht, Brotscheiben geschnitten und ganz fein mit Butter bestrichen.

„So, nun greifen Sie tüchtig zu,“ lud der Philosoph ein, „behalten Sie sich jedoch ein Eckchen frei, denn es gibt noch eine Nachspeise.“

Und sehr ernsthaft fügte er hinzu:

„Sie dürfen nicht glauben, daß es immer so üppig bei uns hergeht — der Eiergang ist eine Sonntagsangelegenheit und nur Ihnen zu Ehren heute eingeschoben worden.“

Stephan mundete das Essen trefflich. — Sein unbekannter Freund und der Philosoph konnten wie die Kinder lachen und hatten eine so lebenswürdige und drollige Art, ihre gegensätzlichen Anschauungen zu vertreten, daß ihn die Gewißheit durchdrang, zwischen besser und höher gearteten Menschen, die den Staub niedriger Gefinnung abgeschüttelt hatten, das Mahl einzunehmen. Aber zum Dichter fühlte er sich inniger hingezogen.

Der Dichter war das wärmende Feuer, der Denker war das kühlende Wasser — beide Elemente hatten sich hier in Eintracht vermählt.

Nun tischte der Philosoph die Nachspeise auf, die aus drei herrlichen Grafensteiner Äpfeln bestand, und streckte behaglich die Beine aus.

Stephan betrachtete das kluge, scharfgeschnittene Gesicht, dessen Ausdruck beständig wechselte. Bald hatte es die Miene eines Jünglings, bald die eines alten Mannes. Und sein Auge fiel auch auf den feierlichen Gehrock, der aus Kammgarn zu sein schien und blank wie ein Spiegel war. Der Dichter, der in seinem gelben Mantel darsaß, fing den Blick auf.

„Das ist der Rock,“ sagte er, „in dem ich beim Kaiser von Japan und mein Freund bei Leibniz und Swedenborg speiste; ein feiner Rock! Sehen Sie nur, wie er strahlt und glänzt.“

Und mit einer zärtlichen, verliebten Handbewegung strich er über den Stoff. Er warf dem Philosophen einen Blick zu, den dieser mit einem Lächeln auffing. Nun zog er den Rock aus, und Johannes von der Ewigkeit legte seinen Mantel ab, und im Handumdrehen vertauschten sie die Kleidungsstücke. Und alle drei brachen in ein fröhliches Gelächter aus.

„Er sieht mir wie angegoffen. — So — jetzt bin ich der Philosoph — und er steht trotz seines Mantels nackt und entblößt vor Ihnen — in diesem Zauber-
mantel nämlich saß seine ganze Philosophie — ein Dichter ist immer auch ein Philosoph; denn Gott und die Welt werden ihm zur Einheit. Aber ein Philosoph mag sich das Hirn wundreiben — es wird aus ihm kein Dichter.“

„Ein schlechter Philosoph, der kein Dichter ist!“ antwortete der so Angegriffene. „Philosophie und Dichtung sind Bruder und Schwester, oder wenn Ihr lieber wollt: Mann und Weib, die aufeinander angewiesen sind. Geheimnisvoller ist die Dichtung, die wie das Weib mit der Natur in tieferem, unmittelbarerem, ahnungsreichem Zusammenhang steht. Aber jedes Wesen, das auf den Namen Mensch Anspruch erhebt, muß bewußt oder unbewußt sich eine Anschauung von

Gott und Welt zusammenhämmern, damit es zwei Fußbreit Erde unter sich hat, auf denen es nach allen Nengsten und Zweifeln still und fest stehen kann — der Mensch braucht das Stückchen Land, auf dem er eine Heimstätte hat, um, wenn der Tod an seine Tür pocht, fröhlich antworten zu können: Hier bin ich, denn ich harre deiner. Dieses ganze Leben hat Gott geschaffen, damit wir uns auf ein fröhliches Sterben einrichten.“

„Du redest, als ob Du zuletzt mit Schleiermacher und nicht mit Leibniz und Swedenborg getafelt hättest. Du sprichst wie ein Theologe. Die Theologen bauen armselige Heimstätten und niedrige Hütten auf der Erde, und die Dichter tragen Schlösser mit Zinnen und Türmen in die Lüfte. Und das Gequader ihrer Mauern ist dauerhafter als alle Paläste der Erdtugel. Ich hatte den Kaiser von Japan gebeten, Dich das nächstemal mit zu Tische zu laden. Und der Kaiser hatte genickt. Du solltest da unten die Religion der Dichtung, die Religion der Freude künden. Und jetzt sprichst Du — ach, ich höre einen Puritaner. Was sollst Du in Tokio und Hongkong? Nach New York oder gar Chicago gehörs Du. Werde ein Schweinezüchter oder Delskönig und mache in Dollars.“

Mergerlich stand er auf und schritt einige Male durch das Zimmer. Dann stellte er sich wieder dicht vor den Freund hin, der mit verschränkten Armen, geduldig lächelnd, ihn anblickte.

„Von einem fröhlichen Sterben redest Du. Was stirbt denn? Hier, mein armseliges Fleisch. Was ist

mein Körper? Ein gut gebauter Wagen. Aber meine Seele setzt den Wagen in Bewegung, ist feurig wie ein arabischer Vollbluthengst und birgt allein das ewige Leben, das nie verlöschen kann, braucht keine Ängste und Zweifel, keine Hütten und Heimstätten. Was tut's, wenn der Wagen zerbricht und in tausend Splitter geht? In sich still werden und in Demut auf das Sterben warten, heißt schon zerbrochen sein — bedeutet den Verfall der Kräfte. Meine Seele ist frei, schwingt sich wie ein Adler durch die Lüfte, kennt keine Höllenängste und keine Himmelsfreuden; denn Sonne, Mond und Sterne —^o Himmel und Erde gehören ihr!“

„Was aber geschieht, wenn Dein Wagen in den Abgrund rast und nicht nur der Wagen zerschellt und zertrümmert ist, sondern auch Dein armer, arabischer Hengst mit zerbrochenem Rückgrat und erloschenen Augen unter den Rädern liegt?“

„Du bist und bleibst ein theologischer Mathematiker und baumelst mich am eigenen Gleichnis auf.“

Und nach einer kleinen Pause:

„Alle Vergleiche hinken — der meinige auch. Niemals habe ich behaupten wollen, meine Seele und die Körperlichkeit eines edlen Rennpferdes seien ein und dasselbe Ding. Wenn Du mich mißverstehen willst — so ist das Deine Sache, und ich sage Amen, Herr Doktor! Und jetzt bitte ich um ein Glas Wasser — die Kehle ist mir heißer geworden.“

„Hier,“ sagte der Philosoph, „kühle Deine Flammenseele, und zum Kaiser von Japan möchte ich trotz alledem geladen werden.“

„Wir werden sehen,“ antwortete der Dichter, und zu Stephan gewandt:

„So ist es nun. Täglich streiten wir uns, obwohl wir, wie er selbst sagt, Brüder und obendrein noch Zimmernachbarn sind — und das Ende ist: er reicht mir den labenden Trunk, ist barmherzig wie ein Samariter, und ich muß ihm nach all dem Lort noch Danke sagen — Sie aber haben dagesehen wie ein feiner, junger Herr, wie einer, der im Herzen ein Dichter und ein Philosoph — will sagen, ein Mensch ist. Denn Sie verstehen trotz der Jugend die Wissenschaft des Schweigens und, was viel schwieriger und verwickelter ist, die Kunst des Hörens. Haben Sie Dank — Sie dürfen wiederkommen.“

„Probatum est,“ ergänzte der Philosoph, „dieses war ein Schlußwort, von dem ich weder das Alpha noch das Omega streichen möchte.“

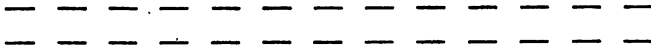
Stephan war aufgestanden.

„Ich hatte mich auf diesen Abend lange, lange gefreut,“ sagte er leise, „und kann nichts anderes erwidern, als daß ich sehr, sehr glücklich war. Und daß ich wiederkommen darf, bedeutet für mich viel mehr, als ich ausdrücken kann. Gute Nacht — und schönen Dank!“

Der Dichter geleitete ihn bis zu dem Haustor.

„Sie sind den Brüdern immer willkommen,“ sagte er noch einmal und drückte ihm ganz leicht die Hand.

„Gute Nacht, Herr Johannes von der Ewigkeit,“
und Stephan verbeugte sich tief. — Dann fiel das
Schloß klirrend zu, und er trat langsam den Heimweg
an, versonnen noch einmal all den Worten nachspürend,
die er an diesem Abend gehört hatte.



Stephan Huller ist ein Mann geworden.

Er hat die Zeit nicht ungenützt dahinschwinden
lassen. Ein Wissenshungriger hatte er sich auf die
Bücher gestürzt, auf eigene Faust gelernt — und jeden
übrigen Groschen zu seinen Lehrmeistern getragen.

Er ist jetzt fünfundzwanzig Jahre alt und steht in
der Charlottenburger Kabel-Fabrik auf verantwort-
lichem Posten. Er fährt für sein Haus nach Schweden
und England, Frankreich und Italien.

Die Chefs behandeln ihn mit freundschaftlicher
Achtung — und seine Untergebenen neiden ihm sein
Glück nicht. Er hat eine gute Art, sie zu behandeln.

Der ehemalige Schlossergeselle hat sich seine Stel-
lung erarbeitet nicht allein auf Grund angeborener
Fähigkeiten, sondern durch einen Ernst, der aus seinem
Schicksal floß, und durch eine Kraft des Willens, die
keine Ablenkung zuließ.

Ein fröhlicher Mensch ist er nicht geworden, keiner, der in dem Strom weltstädtischer Freuden und Zerstreuungen untergetaucht ist — dazu lastete die Vergangenheit zu schwer auf ihm, diese Kinderzeit, deren Erinnerungen er nicht abschütteln konnte und wollte.

Briefe kamen von der Mutter in diesen Jahren — sie erzählten von den Triumphen der kleinen Madame Tiller, sie brachten die Kunde von einer neuen Ehe, die sie eingegangen war, und sie drückten ein leises Verlangen nach einem Wiedersehen aus.

Er erschrak schon bei dem Gedanken einer Begegnung. Hatte er in den Kinderjahren nie geantwortet, so schwieg er auch als Mann. Dies war die Stelle, wo er sich verschloß. Die Mutter fand zu seinem Herzen keinen Zugang.

Er war ein Mann geworden, aber schlank wie ein Jüngling geblieben. Kein sorgloses Menschentkind, doch eins, das in sich Ruhe und Frieden gefunden hat. Mit den Freunden in der Brüderstraße war er eng verknüpft, sie wurden seine geistigen Berater; ihre allem äußerlichen Tun abgelenkten Sinne schufen ihm die reine, klare Luft, nach der er sich sehnte. Hier vergaß er das weltliche Getriebe, den Kampf aufeinander geratender Interessen, hier fand er fetterliche Ruhe und einen abgeklärten Glauben — hier, bei seinen Büchern — und in der Natur.

Theater, Schaustellungen und Konzerte kannte er nicht — denn ängstlich mied er, was mit Rampenlicht zusammenhing. Dabei trug er in sich ein Sehnen nach Musik, nach Tönen.

Ueber ihm im dritten Stock wohnten Rusfanten. Eine weiche Frauenstimme drang des Abends zuweilen an sein Ohr, und Geigentöne klangen zu ihm herunter. Dann hielt er im Lesen inne und lauschte. Er kannte die Leute nicht und wollte sie nicht kennen — aber seine Wohnung mit dem kleinen Balkon liebte er ihrer Musik wegen.

Er ging frühzeitig fort — und kehrte erst abends heim; so hatte es sich von selbst gemacht, daß sie einander nicht begegneten.

Und so war es gut. Wenn er auf seinem Balkon saß, die weite Ebene überblickte, die da hart an einen dürftigen Nadelwald stieß, so träumte er zurück, träumte vom Vater, dessen Bild er wie ein Heiligtum im Herzen barg, träumte von der Kinderzeit mit ihrem grausigen Abschluß, von den Lehrjahren im Hause des Meisters Wilhelm Treumann und vor allem von der kleinen Elfriede, die sich mit dem ganzen Gewicht ihres garten Körpers und ihrer starken Seele an ihn gehängt hatte.

Der Meister war ein alter Mann geworden — aber zur Ruhe gesetzt hatte er sich nicht. Die Frau hatte er begraben, und ihr Tod schien auch für ihn eine Erlösung gewesen zu sein — die beiden Menschen hatten sich auseinandergelebt.

Wilhelm Treumann sah er jeden zweiten Monat in der kleinen Weinstube, in der sie Abschied gefeiert hatten; sie verstanden sich, auch wenn sie stumm beisammen saßen — ihr Verhältnis war und blieb auf den Grundton schlichter Herzlichkeit gestimmt.

Der Meister hatte seine Freude, daß sein Pflege-
sohn vorwärts gekommen oder, wie er es zuweilen im
Scherze nannte, ein großer Herr geworden war. Ein-
mal fragte er ihn, ob er denn nie daran gedacht hätte,
einen eigenen Herd zu gründen, aber Stephan hatte —
entgegen seiner sonst stillen Art — mit so jäher Erre-
gung die Frage verneint, daß der Meister ihm be-
ruhigend auf die Schulter klopfte.

„Ich werde Dir nicht zureden — und nicht wider-
raten, mein Junge. Das sind Sachen, die jeder mit
sich selbst abmachen muß. Ich habe das Ding einmal
angerührt und lasse nun meine Hände davon. Du kannst
Dich auf mich verlassen —“ und Stephan nickte und
atmete auf.

Dies war ein feiner Punkt in ihm, an dem niemand,
selbst sein alter Meister nicht, rühren durfte.

Der Meister klagte des öfteren über die neu-
modischen Gesellen. Selbst Lehrbuben, die noch naß
unter der Nase wären, nähmen das Maul voll mit den
modernen Redensarten: weniger arbeiten und mehr
verdienen, sei die Parole — und das Blaue vom
Himmel versprächen diese Volksverführer und machten
den Menschen die Köpfe wirr.

Stephan widersprach ruhig, aber bestimmt. Es
lag ihm fern, den Meister zu verletzen, der mit seinen
christlichen und kirchlichen Grundanschauungen diese
Welt nicht mehr begriff — aber es widerstrebte ihm,
mit seiner Meinung hinter dem Berge zu halten.

„Ich glaube nicht,“ begann er vorsichtig, „daß einer
Partei, deren Ziel auf die Lösung der Wagenfrage ge-

richtet ist, die Zukunft gehört, nein, das glaube ich nicht — die Magen- oder, soll ich lieber sagen, die Kartoffelfrage ist nicht so wichtig, wie diese Leute sich einreden. Indessen, darin stehe ich zu ihnen, daß die Möglichkeiten der armen Menschen, die die Werte mit schaffen helfen — besser werden müssen. Es geht nicht an, Meister, ihnen von der Tafel des Lebens nur arm-selige Brocken hinzuwerfen. Diese Wesen kommen gar nicht dazu, auf die Stimmen der Seele zu hören, weil sie nach der Arbeit dumpf und stumpf und müde sind.“

Der Meister hatte die Augen aufgerissen. Er traute seinen Ohren nicht.

„Bist wohl am Ende gar auch ein Genosse, ein Roter?“ fragte er mit vernehmlichem Spott.

„Ein Roter, Meister, bin ich nicht — aber ein Genosse, wenn Sie wollen — ja. Freilich nicht in dem politischen Sinne. Genossen, Meister, sollten wir wohl alle sein und den Gram des Volkes stärker mitempfinden. Ich sehe in unserer Fabrik“, sagte er langsam, „viele Burschen, um die es mir in der Seele leid ist — sehnen sich hinaus und sind nach Feierabend zer schlagen und zerbrochen, gar nicht mehr fähig, etwas in sich aufzunehmen.“

Der Meister Wilhelm Treumann hatte seine faltreiche Stirn ganz eng zusammengezogen.

„Papperlapapp,“ sagte er, „ich glaube es nicht. Hast auch schwer arbeiten müssen und doch Deinen Weg gefunden. Wer das Streben in sich hat — kommt zum Ziel.“

„Nein, Meister, mit dem Streben allein ist es nicht getan — der Boden kann schwer und fruchtbar sein, und wenn man mit ihm Raubbau treibt, macht man ein Brachfeld aus ihm, das nichts mehr trägt. Mit den Menschen wird Raubbau getrieben — Gott sei es geklagt. Und mein Fall, Meister, ist kein Exempel. Ich war auf Arbeit gestellt vielleicht nicht so sehr aus innerem Bedürfnis als aus der Notwendigkeit, zu vergessen; und dann ist es mir über Verdienst gut gegangen.“

Der Meister war mit Stephans Ausführungen nicht einverstanden — er war verstimmt und gab sich auch keine Mühe, seinen Unwillen zu verbergen.

„Da kann ich nicht mit,“ meinte er ärgerlich, „ich bin zu alt geworden, um in dem, was ich einmal für gut und recht erkannt habe, umzulernen. Gute Nacht, mein Junge.“

Es war spät geworden, später als sonst. Und Stephan fühlte sich durch das Wesen des Alten leise beunruhigt. Als er aber in den klaren, ausgestirnten Himmel sah, der in einziger Pracht über ihm funkelte, fand er sein Gleichgewicht wieder. Er hatte einen weiten Weg vor sich und freute sich auf seinen Marsch.

Die Menschen, dachte er schmerzhaft, haben das Bedürfnis, sich die Hände zu reichen; aber verrostete Ideen und anerzogene Vorurteile, oder Engherzigkeit und törichter Hochmut trennen sie. Und die einen stehen an diesem und die anderen an jenem Ufer, und ihre Hände vermögen sich nicht zu finden.

Die Arme auf dem Rücken, den Kopf ein wenig vornübergebeugt, ging er seinen Weg.

Die Straßen Charlottenburgs lagen tot da. Die Menschen hatten ihre Heimsstätten aufgesucht; nur vereinzelte Nachzügler schwärmten an ihm vorbei — er war nur noch eine Viertelstunde von seinem Hause entfernt.

Da glaubte er mit einem Male laute Hilferufe zu vernehmen, horchte auf und ging mit beschleunigten Schritten der Richtung zu, aus der die Rufe zu ihm gedrungen waren. Und gleich darauf stieß er auf ein paar angetrunkene Burschen, die ein junges Fräulein mit rohen Worten, begleitet von einem häßlichen Lachen, hart bedrängten.

Mit einem Satz war er an ihrer Seite, packte den einen mit der Linken an der Brust, den anderen mit der Rechten, schüttelte sie, daß ihnen Hören und Sehen verging, warf sie wie Bälle hin und her, daß sie, kaum freigelassen, so rasch die trunkenen Glieder es erlaubten, das Weite suchten.

Er küftete ein wenig den Hut und sagte: „Ich glaube, es ist Ihnen lieber, wir lassen uns auf keine weitere Verfolgung ein.“

Sie stand bleich und zitternd vor ihm und nickte stumm. Nun erst konnte er sie betrachten — und ein jäher Schreck fuhr ihm in die Glieder. Er sah plötzlich Marga Lörred, die kleine ungarische Tänzerin, vor sich; das Fräulein glich ihr, als ob sie ihre Zwillingsschwester wäre.

„Verzeihung,“ murmelte er, „Verzeihung, wenn ich Sie so ungebührlich anstarre, indessen Sie erinnern mich — —“ Er hielt mitten im Satz inne.

War das Spul — oder stand am Ende wirklich Marga Lörred vor ihm? Hatte das Fräulein nicht das nämliche schneeweiße Antlitz, aus dem dunkle Kinder-Augen funkelten — Augen, über denen ein feuchter Schimmer lag — nicht die nämlichen Lippen, die wie rote Beeren in dem blassen Gesichtchen leuchteten — das gleiche zierliche Figürchen? Am Ende ging sie auch beständig auf den Fußspitzen wie Marga, von der er als Knabe immer geglaubt hatte, sie berühre gar nicht den Boden, sondern schwebe zwischen Himmel und Erde.

Das Fräulein lächelte unter Tränen.

„Nein, mein Herr, Sie kennen mich nicht — aber ich — ich kenne Sie, kenne Sie längst, ohne daß Sie es wissen.“

Nun war er völlig verwirrt und starrte sie fassungslos an.

Sie trug ein dunkelgrünes Kleidchen, dessen Rock unten mit einer schmalen Pelzborte besetzt war, und hatte auf dem Kopf ein einfaches, englisches Hütlein. Am rechten Arm hing eine Notenmappe aus grünem Leder.

„Das ist doch nicht möglich,“ sagte er mit schwerer Zunge.

Und wieder zuckte es durch sein Hirn, daß seine ganze bisherige Existenz nur ein wirrer Traum gewesen sei, daß zwischen seiner schreckensvollen Kindheit — und dem Heute nur eine Nacht ihre Dunkelheit

gebreitet habe — und vor ihm Marga Törred stehe. Denn selbst ihre Stimme meinte er zu hören.

„Ich kenne Sie,“ sagte das Fräulein. „Nicht wahr, Sie sind Herr Stephan Huller!“

„Ja, der bin ich,“ stammelte er hilflos.

„So danke ich Ihnen, daß Sie mich aus meinen Nöten befreit haben, Herr Stephan Huller,“ und sie reichte ihm eine zarte, kleine Hand, die er nicht aufnahm.

„Ich darf Ihnen nicht danken?“ fragte sie, und ihre Lippen kräuselten sich.

„Nein,“ antwortete er kurz; „für selbstverständliche Dinge dankt man nicht.“

Sie ließ die Arme sinken.

„Gute Nacht denn! Ich will Sie nicht länger aufhalten.“

„Sie halten mich nicht auf. Ich werde Sie bis zu Ihrem Hause geleiten, damit Sie vor einem neuen Ueberfalle sicher sind.“

Sie neigte zum Einverständnis das Köpfchen.

Und wieder war es ihm, als ob um den feinen Mund ein schüchternes, verstohlenes Lächeln huschte.

„Wo wohnen Sie denn?“

„Ich werde Sie schon führen, kommen Sie nur!“

Er schritt schweigend an ihrer Seite. Am Ende hat sie gar wie Marga Törred auf der Oberlippe einen feinen Flaum, dachte er, und ein Grauen schüttelte ihn. Wenn wir doch erst vor ihrer Tür wären, so bin ich den Spuk los und will die Erinnerung schon zu verschrecken

wissen — wie ist es nur möglich, daß sie deinen Namen kennt . . .

Er nahm unvermittelt ein rascheres Tempo, so daß sie stehen blieb und atemlos sagte:

„Ich kann nicht mehr. Wir sind ja auch gleich angelangt, haben Sie noch etwas Geduld mit mir.“

Ihr Ton war kläglich, als ob sie dem Schluchzen nahe wäre.

„Sie weinen doch nicht?“ fragte er fassungslos — „ich bitte um Entschuldigung — — ich hatte vergessen — — ich gehe nie in Begleitung von Damen — — ich“ . . .

Sie lachte leicht auf, so daß er betroffen schwieg.

„Bitte, bitte, nicht böse sein. Es ist nämlich viel lustiger, als Sie ahnen.“

„Ich bin nicht böse, habe auch gar kein Recht dazu.“

„Ich will Sie in Ihren Gedanken nicht mehr stören, Herr Huller, Sie dürfen auch in Gottes Namen rascher gehen — ich werde schon Schritt halten.“

„Nein, nein, es hat keine Eile.“

Sie hatten jetzt die Straße erreicht, in der Stephan wohnte, unversehens blieb sie vor seinem Hause stehen.

„Nämlich, Herr Stephan Huller, wir sind Hausgenossen,“ sagte sie und kicherte schelmenhaft in sich hinein. „Ich wohne mit meinem Vater einen Stock über Ihnen und heiße Haïse Charlotte Massenger. — Soll ich aufschließen, oder wollen Sie öffnen?“

Ein Weillchen war es ganz still.

„Sie sind das Fräulein, das über mir die schönen Lieder singt?“ brachte er endlich stockend hervor.

„Ich bin es.“

„Und der Herr, der Geige spielt — —“

„Ist mein Vater!“

„Hm,“ machte er, „ich habe Sie niemals gesehen — und wollte Sie wohl auch nicht sehen!“

Und ganz leise sagte er vor sich hin:

„Seltsam . . . seltsam!“

Und das Herz tat ihm dabei weh.

Sie blickte ihn ernst und verwundert an und lachte gar nicht mehr; nur ihre Lippen zuckten, und die feinen Flügel ihrer Nase bewegten sich unaufhörlich hin und her.

Mit unsicherer Hand schloß er das Tor auf. Sie schritten über den Hof dem Gartenhause zu, in dem sie wohnten. Er vergaß, Licht zu machen, und so klotzten sie in der Finsternis die Treppe hinauf. Er hörte nur seine eigenen, schweren Schritte — sie huschte wohl an ihm vorüber.

Als er vor seiner Tür angelangt war, fiel ihm erst seine Unachtsamkeit ein.

„O Gott,“ murmelte er und zog ein elektrisches Lämpchen aus der Tasche.

„Ich finde meinen Weg im Dunkeln; meinethalben bemühen Sie sich nicht.“

Das Licht fiel auf ihr schneeweißes Gesicht. Marga Törred . . . Marga Törred . . . Das Laternchen wäre ihm um ein Haar entfallen.

Was war es, das sie bewegte? — Sie reichte ihm von neuem stumm die Hand — — und wieder schüttelte er den Kopf, ohne die Hand zu nehmen, und sagte mit

einer Stimme, die sie in das Herz traf: „Wünsche eine gute Nacht, Fräulein Haïse Charlotte Massenger.“

Sie nickte hochmütig, kaum merklich mit dem Kopfe und flatterte wie ein Vogel davon. Er hörte noch ein dünnes Klirren des Schlüssels, hörte, wie eine Tür sanft, beinahe geräuschlos zugetan wurde — und alles war still — sterbensstill. Er lauschte noch eine kleine Weile, ehe er langsam das Türschloß öffnete. Er entzündete das Licht, und mit dem Leuchter in der Hand trat er vor den Spiegel — er mußte sich überzeugen, ob er — e r sei. Der Spiegel gab seine Züge wieder, die nur um ein wenig geröteter als sonst waren.

Bist du denn ein Narr? sagte er unwirsch zu sich selber und stellte den Leuchter fest auf den Tisch.

Nun entkleidete er sich, wusch Brust und Rücken mit kaltem Wasser und rückte den Nachtkisch dicht an sein Bett — er wollte lesen.

Vor ihm lagen drei starke, große Bände — Kantors Geschichte der Mathematik — sein Chef hatte ihm das Werk geschenkt mit dem Bemerken, es sei nicht nur die Geschichte der Mathematik, es sei die Geschichte des menschlichen Denkens. — „Es lieft sich wie ein Buch voll wahrhaftiger, echter Spannung, Sie werden Ihre Freude an ihm haben.“

Er versuchte zu lesen, aber die Buchstaben wurden lebendig, lachten schadenfroh und tanzten wie eine unabsehbare Menge vor seinen Augen; tanzten, nahmen menschliche Gesichter an, und einige trugen sogar die bleichen Züge der Törred.

Er löschte das Licht aus und lag im Dunkeln eine Weile regungslos da.

Bist du ein närrischer Knabe — oder bist du ein Mann? schalt er sich unwillig.

Die Buchstaben begannen von neuem zu tanzen und zu tichern, und jetzt sah er deutlich die Chinesen in ihren seidenen Gewändern, die Marokkaner, wie sie sich überpurzelten und in die Höhe sprangen, und die vier Trurvechs, zwei Herren und zwei Damen, in weißen Atlas gekleidet, wie sie geschmeidig und gelentig ihren eleganten Akt auf dem Drahtseil ausführten — und zwischen all den bunten Gestalten wirbelte hin und her die kleine Marga Torred mit dem schneeweißen Gesicht, den schimmernden Augen und dem zarten Flaum auf der Oberlippe.

Er tat kein Auge zu, bis der Morgen graute.



In der Fabrik mußte er sich zusammennehmen, um seiner gewohnten Tätigkeit nachgehen zu können. Er war zerstreut, unruhig und erregt. Er glaubte sich dabei zu ertappen, daß er zum erstenmal gegen Untergebene einen harten Ton anschlug, und schämte sich, weil dies seiner ganzen Sinnesart zuwiderlief. Das Bild des Fräulein Massenger verfolgte ihn.

Das ist doch eine furchtbare Dummheit, sagte er zu sich selbst. Was kann mir diese kleine Person anhaben? Gut, sie gleicht wie ein Ei dem andern der Marga Törred. Uebrigens — unterbrach er sich selber — wer bürgt dafür, daß ein Ei dem andern gleicht? — aber zugegeben, dem wäre so. Was kann dir diese Aehnlichkeit antun? Die Törred ist ein Schatten aus deiner Kindheit — und die Schatten der Kindheit können dich nicht mehr verfolgen. Eine flüchtige Aehnlichkeit hat dich erschreckt, die du im nächtlichen Dunkel kaum hast feststellen können. Was geht dich das Wesen an, das jetzt vielleicht in Kopenhagen oder Chicago tanzt — oder am Ende einen ungarischen Edelmann geheiratet hat, rund wie eine Kugel geworden ist — und irgendwo in einem ungarischen Schloß residiert. Und das Fräulein Massenger, wie hieß sie gleich, das Fräulein Haise Charlotte Massenger hatte er zum ersten und letzten Male gesehen. War er ihr bisher nicht begegnet, so würde er sie auch in Zukunft zu meiden wissen.

Nachdem er sich solchermaßen beruhigt hatte, redete er sich ein, mit dieser Sache endlich im reinen zu sein — und es gelang ihm jetzt auch, seiner Arbeit leidlich gerecht zu werden. Nur zuweilen unterbrach er sie, um von neuem an seine Vernunft zu appellieren. Niemals, kalkulirte er, habe ich in all den Jahren für Marga Törred ein stärkeres Gefühl gehabt; wie ein freundliches Bild tauchte sie zuweilen in meiner Erinnerung auf. Niemals habe ich versucht, etwas von ihr zu hören. Und wenn sie heute vor mich hinträte, so würden

wir ein paar gute Worte wechseln wie alte Kameraden, uns die Hände drücken und ruhig auseinandergehen. Und nun aufgepaßt: Wenn ich so und nicht anders zu ihr stehe, wie kann ich dann aus den Nähten gehen — aus dem Gleise kommen, weil sich die Natur einen Witz gemacht und in dem kleinen Fräulein Massenger die Lörred nachgebildet hätte? Wenn mich das Original kaum noch berührt, wie kann mich da die Kopie aus der Fassung bringen?

Kantors Geschichte der Mathematik sei eine Geschichte des Denkens, hatte sein Chef, der Doktor, gesagt. Er mußte das Buch nun eifrig in Angriff nehmen; denn mit dem Denken haperte es offenbar bei ihm.

Als Stephan Hüller am Abend nach Hause kam, stieg er, leise vor sich hinpfeifend, die Treppen hinauf. Ihm war nicht ganz geheuerlich zumute. Er steckte sich die Lampe an und sah auf die Uhr. Es war zehn Minuten vor acht. Er rückte sich den Tisch zurecht, machte es sich bequem und war gerade im Begriff, sich in sein Buch zu vertiefen, als ein turbulentes Klingeln ihn aufschreckte.

Er stuzte, fuhr in die Höhe und rührte sich nicht. Das Klingeln wiederholte sich, und womöglich war der Ton der Glocke diesmal noch ungestümer.

Er erhob sich schwerfällig, um zu öffnen; ganz mechanisch nahm er die Lampe in die Hand, als er in den Flur trat.

Vor ihm stand ein dünnes, kleines Männchen mit dichtem, weißem Haupthaar, das auf beiden Seiten in-

folge des Windzuges, den das Oeffnen der Thür schuf, in wehenden Locken auseinanderging. Dies Haar wirkte wie weiße Seide. Er trug einen kleinen Henri-quatre und hatte unter dem Arm einen mächtigen schwarzen Schlapphut. Kleine, scharfe Neuglein mit dichten Brauen vervollständigten den sonderbaren Eindruck, den das Männlein hervorrief.

Stephan nahm noch wahr, daß um den Kragen eine schwarzseidene, breite Cavallierkrawatte gebunden war, die mit ihren übergroßen Schleifen seltsam zu dem weißen Haar kontrastierte.

Der Herr ließ ihm keine Zeit zum Fragen. „Mein Name ist Massenger, Großherzoglich Meiningenscher Kammervirtuose. Gestatten Sie, daß ich einen Moment näher trete.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, stand er schon im Flur und folgte Stephan in sein Arbeitszimmer.

„Darf ich bitten, Platz zu nehmen,“ sagte dieser.

„Mache von der Erlaubnis Gebrauch, verehrter Herr. Bitte ergebenst um Pardon, wenn ich Sie so spät überfalle. Force majeure — man hat mir gesagt, Sie sind nur in der Frühe oder am Abend zu treffen. Ich komme, um Ihnen meinen Dank dafür abzustatten, daß Sie das Kind gestern nacht befreit haben. Die Kleine war in einer befreundeten Familie zum Musizieren gewesen und hatte sich verspätet.“

Das alles sprudelte er mit einer Schnelligkeit und einem Temperament hervor, daß Stephan schier der

Atem beim Zuhören verging und er ein Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte.

„Bon Dant kann keine Rede sein,“ erwiderte er. „Ich habe lediglich meine Pflicht und Schuldigkeit getan, ohne für mein Teil bei diesem Abenteuer die geringste Gefahr zu laufen.“

Der Musikant lachte belustigt auf.

„Es muß spaßig gewesen sein. Himmel und Hölle, Sie scheinen ja Teufelkräfte zu besitzen. Die Kleine hat erzählt, wie Sie mit den beiden Kerlen jongliert haben.“

Bei den letzten Worten wandte sich Stephan ab, seine Miene hatte sich verfinstert.

„Nichts für ungut, wenn ich mich etwas derbe ausgedrückt habe, mein Herr. Die Kleine schilt mich deswegen auch — nichts für ungut, mein Herr!“

„Sie haben keinen Grund, sich zu entschuldigen, wenn ich einen Moment . . . nun, reden wir nicht darüber.“

Und einen verbindlichen Ton anschlagend, fuhr er fort: „Nicht wahr, Sie sind Geiger, zuweilen höre ich des Abends und am Sonntag Ihr Spiel.“

„Violinträger, mit Respekt zu sagen, ausgedienter, alter Schimmel — aber, mein Herr,“ er erhob sich unvermittelt und rechte seine kleine Gestalt, „ich habe noch unter Bülow als Konzertmeister in Weiningen gespielt — unter Hans von Bülow — ich ähnele ihm übrigens ein wenig — und habe diese und jene Wortabel von ihm übernommen. Sie wissen schon — „wie er sich räuspert und wie er spuckt“ . . . O, Hans von Bülow,

mein Herr — So einer wird nicht zum zweitenmal geboren — ein Musifant — ein Musifant!“

Er spigte dabei die Lippen, als ob er einen köstlichen Geschmack auf der Zunge hätte.

„Und saugrob konnte er werden, der Herr von Bülow! Dabei war er gut wie ein Kind. Ich könnte Ihnen Geschichten erzählen. Die Heutigen sind ja die reinen Karikaturen! Haben Sie Bülow dirigieren sehen? Haben Sie ihn spielen hören? Wie der den Beethoven spielte? — Verzeihen Sie, mein Herr, ich langweile Sie vermutlich — indessen wenn ich von Bülow rede, gehen mir Herz und Zunge über. Sie sind wohl nicht musikalisch?“

„Nein, aber ich liebe die Musik?“

„Eh bien, Sie lieben die Musik — natürlich, Sie sind ein Mensch. Wer Musik nicht liebt, ist ein Vieh! Haben Sie die Kleine singen hören? Sie hat leider nur ein dünnes Stimmchen, das für das Podium nicht reicht. Aber wie singt sie! — mit welchem Vortrag, musikalisch bis in die Fußspitzen — ihre Seele ist Musik, Sie dürfen es mir glauben, mein Herr. Ihre Mutter war eine geniale Künstlerin, wäre eine große, berühmte Sängerin geworden, Schwindsucht, mein Herr, galoppierende Schwindsucht — die Geschichte hat kaum drei Monate gedauert — dann ein Sarg — ein schwarzes Loch — und aus! Es war die dritte Frau, die ich geheiratet habe — die einzige, die ich geliebt, die kleinen Aventüren mit eingerechnet — mein Gott, man ist ein Künstler. Musik und Liebe — was hat man sonst im Leben — die Kleine ist das einzige, was ich besitze —

die Mutter war gerade so alt wie sie — neunzehn Jahre war sie alt, als ich sie heiratete. Man hat etwas durchgemacht, mein Herr.“

Er hielt sich die Hand vor die Augen, dann machte er einen schüchternen Versuch, aufzustehen.

„Ich störe Sie, mein Herr, gewiß, ich störe Sie bei der Arbeit.“

Als Stephan auf höfliche Art versicherte, daß dies nicht der Fall sei, war er sogleich beruhigt und ließ sich von neuem gemütlich nieder.

„Die Kleine hat manchmal Einfälle, wollte partout nicht, daß ich mich bei Ihnen bedanke. So ein Kindskopf. Ich konnte mir doch das nicht nehmen lassen. Behauptete steif und fest, Sie würden mir die Tür weisen, Sie seien ein Erzgrobian — und ließen sich auf keine Unterhandlungen ein. Gut, das wollen wir sehen, sagte ich, — wirft er mich hinaus, so wirft er mich hinaus. Das ist schon besseren Leuten als mir passiert. Sie hätten sehen sollen, was das Kind anstellte. Nun, ich habe meinen eigenen Kopf, und das Heft lasse ich mir nicht aus den Händen nehmen. Notabene, mein Herr, in allen großen Dingen gebe ich nach. Was soll man tun — man ist glücklich, daß einem Gott so etwas beschert hat — Augenweide und Alterstrost. Ich bin Ihnen mit der Tür ins Haus gefallen, mein Herr, ich mußte zu Ihnen — ich gönnte ihr nicht den Triumph, der kleinen Schelmin, mich unverrichteter Sache wieder abziehen zu sehen. — Nun wird sie die Augen aufreißen, die großen, dunkeln Augen, daß wir uns so angefreundet haben. Ich habe

jetzt noch eine Bitte, mein Herr, die Sie mir nicht abschlagen dürfen. Sie lieben die Musik, sagten Sie. Morgen ist Sonntag. Darf ich Sie bitten, am Nachmittag eine Tasse Kaffee bei uns zu trinken; ich möchte Ihnen etwas vormusizieren, Ihnen in musikalischer Münze meinen Dank abstaten.“

Stephan Huller zögerte — aber der kleine Herr sah ihn mit so demütig bittender Miene an, fuhr dabei so nervös durch sein weißes Lockenhaar, daß er es nicht über sich brachte, nein zu sagen.

„Ich werde Ihrer freundlichen Einladung gern Folge leisten, Herr Waffenger.“

„Ich danke Ihnen sehr, mein Herr, ich bin Ihnen aufrichtig verbunden. Bitte, nochmals meinen Ueberfall zu pardonieren.“

Und mit leichten, hüpfenden Schritten scharwenzelte er zur Tür.

Stephan geleitete ihn und kehrte nachdenklich zurück — er bereute seine Zusage nicht; beim hellen Tageslicht gab es keine Gespenster. Und ein paar entschuldigende Worte waren dem Fräulein gegenüber vonnöten; sie mußte ihn ja seinem Benehmen nach für einen Narren halten. Damit war dann die Angelegenheit schicklich erledigt, und das Leben ging seinen Alltagschritt weiter. Der kleine Herr hatte ihn ergötzt. Dieses Uebersprudelnde — diese Beweglichkeit, dieser vertrauensselige Ueberschwang. In der ersten Viertelstunde ihrer Bekanntschaft hatte er sein ganzes Leben erzählt mit allen Ekstasen und allen Melancholien. Der große Kapellmeister und die kleine Frau

waren die Zentren gewesen, zwischen denen sein Dasein sich abgerollt hatte. Und den Schlußpunkt bildete Haïse Charlotte Massenger.

Haïse, welcher eigentümlicher Name, nie hatte er ihn gehört . . . er setzte sich wieder zu seiner Arbeit.

Rantors Geschichte der Mathematik . . . Aber nun drangen die weichen Töne des kleinen Fräuleins zu ihm — er vergaß die Mathematik — das Denken — und lauschte wie benommen den Tönen, glockenhellen, süßen, weichen Tönen.

Am andern Morgen fand Stephan Huller in seinem Briefkasten ein zierliches kleines Kuvert, das weder eine Marke, noch eine Aufschrift trug. Er öffnete es und las:

„Mein Herr! Sie sind das Opfer eines guten, alten Mannes geworden, der mein Vater ist. Er hat Sie, der Sie menschenscheu sind und Einsamkeit wünschen, mit seinem Ungestüm überrumpelt — ich weiß es und bitte für ihn um Verzeihung. Sie werden nicht kommen — Sie werden sich keinen Zwang antun. Eine Zeile an den alten Herrn genügt. Zahnschmerzen sind stets eine Entschuldigung. Haïse Charlotte Massenger.“

Stephan Huller lachte hell auf.

Das ist ja eine arglistige, kleine Kröte. Der Vater läßt mich ein, die Tochter läßt mich aus und will mich obendrein zum Lügner machen. Nein, Fräulein Haïse, unsere Furcht ist fortgeblasen, wir werden heute noch Auge in Auge unsere Kräfte messen.

Und pünktlich um vier Uhr stieg er eine Treppe höher, las aufmerksam das kleine Messingschild, auf dem in zierlichen Lettern Alois Massenger, Großherzoglich Meiningenscher Kammervirtuose stand, und klingelte herzlich.

Und im Nu war auch schon geöffnet, und der kleine Herr schüttelte ihm die Hände, lachte dabei aus vollem Halse und rief in die Tür hinein: „Nun komm heraus und überzeuge Dich mit eigenen Augen, Du ungläubiger Thomas.“

„Denken Sie, Herr Huller, sie hat mit mir um einen Taler preußisch Kurant gewettet, daß Sie nicht kämen. Ich habe mich vor sie hingestellt und erklärt, ein Narr will ich sein, wenn Herr Huller mich im Stiche läßt. Der ist ein Mann, der sein Wort hält. Und was hat sie geantwortet? Gelacht hat das Frauenzimmerchen und mir die Leviten gelesen. Und jetzt entrez, Monsieur, der Tisch ist gedeckt, dampfender Mokka, türkischer Kaffee, wie er nur im Hause Massenger zubereitet wird, wartet Ihrer.“

Und mit breiter, einladender Handbewegung ersuchte er Stephan, näher zu treten.

Im Berliner Zimmer stand das Fräulein. Sie grüßte hohelstvoll und von oben herab — oder erschien es ihm nur so? Wieder erschrak er ob der unheimlichen Ähnlichkeit mit der Törred.

Sie war ganz blaß im Gesicht und machte keinen Versuch, ihm die Hand zu reichen.

Es war ein altmodisch eingerichtetes Zimmer mit lauter Kirschbaummöbeln, ausgenommen der Flügel,

der als Glanzstück in der Mitte des großen Raumes stand und aus schwarzem Ebenholz war.

„Es tut mir leid,“ sagte das Fräulein, „wenn Sie unferetwegen um Ihre Ruhe gekommen sind, in-
dessen —“

„Ich verbitte es mir, kleine Haife,“ unterbrach sie der alte Herr, „daß Du unseren Gast tränkst. Er hat meine Einladung angenommen und ist da — basta! — was schiebst Du ihm häßliche Gedanken unter?“ —“

Bei seinen Worten zog sie ihre weiße Stirn in krause Falten und verzog das Mündchen.

Der alte Herr riß ängstlich die Augenlein auf und sah bittend — Schutz suchend zu Stephan hinüber. Der verbeugte sich leicht und sagte:

„Mein Fräulein, so leid es mir tut, ich muß mich auf die Seite des Herrn Kammervirtuosen schlagen. Ich habe nie daran gedacht, dieser Einladung auszuweichen, umsomehr, als sie mir Gelegenheit gab, mich bei Ihnen zu entschuldigen, was hiermit allen Ernstes geschieht.“

„So, da hast Du es — recht geschieht Dir — und nun will ich meinen türkischen Kaffee, ich verdurste sonst.“

„Du sollst ihn gleich haben, Vater, nur noch einen Augenblick Geduld!“

Der Mokka dampfte und gab ein köstliches Aroma von sich. Und als der Kuchen herumgereicht wurde, konnte sich der alte Mann der Bemerkung nicht enthalten: „Den, Herr Huller, danken Sie mir. Meine

Tochter wollte unter keinen Umständen die Kosten riskieren — sie glaubte partout nicht an Ihren Besuch.“

„Vieher Vater, wenn Du jetzt nicht endlich aufhörst —“

„Ich bin ja schon ganz still, mein Kind, und rede kein Wort mehr!“

Stephans Blick fiel auf die Wände, an denen nur Bilder berühmter Musiker hingen.

Stahlfische in Rahmen aus Kirschbaumholz mit schwarzen Knöpfen an den Ranten.

Herr Alois Massenger rieb sich die Hände und schmunzelte vergnügt.

„Ich sehe, Sie haben meine Gäte erwischt, Herr Huller, die großen fünf B's in der Musik: Bach, Beethoven, Brahms, Bruckner, Bülow! Wie das klingt, Herr Huller — und wie der liebe Gott in seiner Wertstatt alphabetisch dem Range nach vorgegangen ist. — Sie meinen, Bülow gehört nicht in diese Kategorie? — O, mein verehrter Herr, schütteln Sie nicht den Kopf — Bülow gehört dazu. Sie müßten ihn gekannt haben! Ein Mensch, ein Dirigent, ein Musiker! Wenn er den Taktstock nur in die Höhe hob — ging ein Strom durch unsere Körper, ein Fluidum hatte der Mann in sich — und sein Taktstock war ein Magnet, der uns anzog — ein Zauberstab, der aus den Hörnern und den Flöten, den Geigen, den Cellis und den Bässen wahre Wunderdinge herausholte . . . Sie sagen, er sei kein Komponist gewesen, und insolgedessen habe er einen ungebührlichen Platz hier an der Wand. Mein Herr, Bülow hat uns den Bach und den Beethoven erst

gelehrt. Saugrob konnte er werden, wie ich schon sagte; aber wenn wir ihn begriffen — ein Blick aus seinen Augen, mein Herr, war mehr Lohn als alles Geschreibsel. Ach, mein Herr, wie köstlich war der Mann, wenn er über die Schreiberseelen seinen Hohn ausgoß.“

„Aber, Väterchen,“ unterbrach ihn das kleine Fräulein, „Du weißt ja gar nicht, ob Herrn Huller diese Geschichten interessieren — und dann regst Du Dich auch zu sehr dabei auf, ich will das nicht.“

„Mir macht es natürlich die größte Freude, zuzuhören,“ sagte Stephan, „es gibt ja nichts Feineres, als wenn ein Mensch von seiner Sache ganz erfüllt ist — freilich, wenn es den Herrn Kammervirtuosen anstrengt —“

„Da hörst Du, es macht ihm Freude — und von Anstrengung ist bei mir keine Rede — Unsinn! Man soll sich für unsere großen Musiker nicht interessieren, das wäre ja noch schöner . . . Haïse, was sprichst Du manchmal für Dinge. — Der Bülow, mein Herr, der konnte schattieren, phrasieren, wie keiner vor ihm und nach ihm — Sie dürfen es mir glauben, wie keiner nach ihm,“ wiederholte er mit Energie. „Die Heutigen, ausgezeichnete Kerle, haben Schmiß und Glan, nehmen den Hut vor ihnen ab, wenn Sie es wollen — aber Bülow — sans comparaison! Die dirigieren die Meister, wie wenn sie deren Werke komponiert hätten — das nennen sie dann ihre Persönlichkeit durchsetzen. Mein Herr, ich habe den Ausdruck gehört, so nennen sie es. Bülow kam es darauf an, der Persönlichkeit seiner Meister zum Siege zu verhelfen — er begriff sie,

er schöpfte sie aus, er hatte Andacht, hatte Religion im Leib! Beethovens Neunte von ihm dirigiert — unerhört — nicht mehr dagewesen!“

Er atmete tief auf, hob seine Tasse in die Höhe und schlürfte mit Wohlbehagen das köstliche Getränk, während Haïse schweigend, leise lächelnd an ihn herantrat und ihm den perlenden Schweiß von der Stirn wischte. Er sah sie mit verschmiegter Zärtlichkeit an und schob sie sanft beiseite.

„Haben Sie einmal von Brudner etwas gehört?“

„Nein, Herr Kammervirtuose, ich habe überhaupt so gut wie nichts gehört — ich liebe die Musik, komme aber niemals in Konzerte!“

„Nun, sehen Sie,“ entgegnete er, von dieser Antwort offenbar befriedigt, „bis zu Brudner gehe ich mit! Das war ein Zyklop. Der wälzte Felsblöcke heran. Aber die Steine zu behauen, fiel ihm nicht ein! — Die großartigsten Themen — ein Kontrapunktist — ein musikalischer Riese — was Sie wollen, mein Herr, aber ungefüge, seine Werke das gewaltigste Rohmaterial — nur — meiner Ansicht nach — nicht verarbeitet! Aber, wie gesagt, ich gehe mit — er war ein Kerl! Und nun nehmen Sie unsere Heutigen! Nein, mein Herr, das geht nicht, das geht wirklich nicht! Der Teufel soll mich holen, das ist keine Musik mehr. Musik ist Gefühl — und das, mein Herr, ist Gehirn — sublimes Gehirn — mathematisches Gehirn — was Sie wollen, mein Herr, aber Musik ist es nicht. — Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten?“

„Ich danke verbindlichst. Ich halte es nur mit meiner kurzen, englischen Pfeife, und heute mag ich nicht rauchen.“

„Nun, dann schleunigst den Tisch abgeräumt — der Herr Huller ist zum Hofkonzert geladen — und bei Hofe ist man pünktlich — ich kenne das noch von dem alten Großherzog her.“

„Ist es Ihnen auch recht, wenn wir Ihnen etwas vormusszieren, Herr Huller?“ fragte Haise leise.

„Ich freue mich wie ein Kind darauf,“ erwiderte er in dem gleichen Ton.

Sie nickte und räumte schweigend den Tisch ab.

Der alte Herr hatte seinen Arm unter den Stephans getan und trat mit ihm vor das Bild Beethovens.

„Sehen Sie sich nur seinen Kopf an, dieses schmerz-
hafte Gesicht! Die Neunte geschrieben — und sie nie
gehört zu haben — taub, stochtaub gewesen zu sein, als
er dieses Werk schuf . . . es ist grauslich, es ist nicht
auszudenken! . . . So, Kind, jetzt komm!“

Der alte Mann setzte sich an den Flügel, und seine
Finger glitten über die Tasten. Und das kleine Fräu-
lein stand neben ihm im grünen, mit einer schmalen
Pelzborte eingefassten Kleide. Lieder, süße Lieder ent-
strömten dem Munde.

Mit schneeweißen Zügen stand sie da; die dunklen
Augen schimmerten, ihr Gesicht hatte einen Ernst, der
Stephan erschütterte.

Sie sang wie ein unermüdlicher Vogel, nur wenige
Sekunden hielt sie zwischen jedem Lied inne. Schnee-

weiß blieb ihr Gesicht — aber ein himmlischer Glanz breitete sich, wie es Stephan dünkte, über ihr Antlitz aus — er meinte nicht nur ihren Gesang, das Schweigen ihrer zarten Seele meinte er deutlich zu hören . . . Musik . . . Musik drang in sein Inneres und erhellte es wie einen Festsaal — tausend Kerzen brannten, und strahlende Quellen Lichtes fluteten durch sein Herz . . .

Der Kammervirtuose hatte zu spielen aufgehört — er saß stumm vor dem Flügel, und auch das Fräulein Harße Charlotte rührte sich nicht. Kirchenstill war es in dem Zimmer, und die alten Möbel mit dem hell polierten Holz standen gravitatisch da und stimmten zu den Menschen.

Endlich erhob sich der alte Herr.

„Es waren lauter Lieder von Brahms,“ sagte er, „weil wir doch heute unter dem Zeichen des heiligen B stehen. Niemals verabreden wir vorher das Programm — es stellt sich ganz von selbst ein, wenn ich am Flügel sitze — sie und ich, wir haben dann den gemeinsamen Strom, der unseren Nachen treibt.“

Das Fräulein hatte das Zimmer lautlos verlassen; der Kammervirtuose legte die Hand über das breite Kinn, dann fuhr er durch seine weißen, wehenden Locken und flüsterte geheimnisvoll:

„Sie müssen wissen, mein Herr, sie ist es nicht, die singt, es singt aus ihr — ihre Seele singt, ihr Verstand weiß nichts davon. Ganz wie bei der Mutter.“

Er zog aus der Rocktasche ein verblichenes, seidenes Portefeuille hervor, öffnete es und zeigte Stephan ein

kleines Pastellbildchen, das mit frappanter Ähnlichkeit die Züge des kleinen Fräuleins wiedergab. Nur die Haarfrisur war eine andere.

„So sah die Mutter aus. Gleicht ihr die Kleine nicht aufs Haar? Und mit dem nämlichen Ausdruck sang die Mutter, so daß man jedesmal Angst hatte, sie gäbe zu viel, und ihr Herz würde mitten im Gesange springen und zu schlagen aufhören. Nur die Stimme der Mutter war mächtiger, quellender, trug ganz anders. Es ist ein Jammer, daß die Kleine nicht mehr heraus kann — es reicht nicht für das Podium. Sagen Sie, mein Herr, wer kann heute mit solcher Innerlichkeit singen? Ich kenne niemand! . . .“

Das Fräulein trat wieder ein.

„Väterchen, jetzt mußt Du Dich etwas hinlegen — Du bist müde und brauchst Dein Nachmittagschläfchen.“

Dabei fuhr sie glättend über seine hohe, kluge Stirn und über sein wirres, weißes Haar.

Herr Massenger wollte schüchtern Einwendungen erheben.

„Nein, Sie müssen sich unbedingt fügen, Herr Kammervirtuose, ich müßte mir die bittersten Vorwürfe machen, wenn Sie meinetwegen . . .“

„Ach, ich gehe ja schon! Ein alter, ausgedienter Musiker hat keinen eigenen Willen mehr,“ entgegnete er scherzend, „und die Kleine führt ein strenges Regiment.“

Er gab ein hüstelndes Lachen von sich und verschwand.

Der große Stephan Huller bekam Herzklopfen wie ein Schulbube, nun er allein mit dem kleinen Fräulein war. Es war das erstemal, daß sich der ernste Mensch einem Mädchen so nahe gegenüber sah. Er hatte bislang die Frauen gemieden und wurde von seinen flüchtigen Bekannten deswegen für einen Sonderling gehalten. Diese Menschen kannten sein Schicksal nicht — wie hätten sie in seinem Herzen zu lesen vermocht? . . . Lasse dich mit keiner Frau ein, bringe dich nicht in Versuchung — das war sein kategorischer Imperativ.

Und nun hatte es ein Zufall anders gefügt — wider seinen Willen, ohne das geringste Zutun von seiner Seite saß er hier oben im dritten Stock bei dem Fräulein . . .

Er atmete schwer — er mußte sie fragen, ob sie zu Marga Lörred in irgendwelchen Blutsbeziehungen stand — vielleicht war ihre Mutter eine Schwester der kleinen, magyrischen Tänzerin gewesen — und so erklärte sich das Wunder. Eines war ihm in dieser Stunde aufgefallen, sie war mit dem alten Mann zärtlich wie ein liebendes Kind und hatte ihn doch einmial mit zornigen Blicken, mit krauser Stirn angeschaut, daß der Kammervirtuose die Schweinsäuglein aufgerissen und wie ein geprügeltes Hundchen sich geduckt hatte. Sie konnte den hochmütigen Ausdruck einer Prinzessin annehmen — und rührend zart sein wie ein kleines Engelsgeschöpf — wie reimte sich das zusammen? . . .

Nun nahm sie ihm gegenüber Platz, verschränkte die dünnen Armechen und sah ihn ruhig an.

Und wieder betrachtete er sie befangen und verglich das zierliche, gerade Näschen, unter dem kaum sichtbar dunkle Härchen zu erkennen waren, die rätselhaften, feuchten Augen, die feingezeichneten Lippen, das schnee-weiße Gesicht mit dem Bilde seiner Kindheit.

„Darf ich Sie etwas fragen,“ sagte er beklommen. Sie nickte.

„Ist Ihnen vielleicht der Name Lörred bekannt?“ Sie schüttelte den Kopf.

„Ich bitte, besinnen Sie sich ein wenig. Sind vielleicht mütterlicherseits irgendwelche Beziehungen zu einer ungarischen Familie dieses Namens nachzuweisen, oder aber,“ fuhr er in einem plötzlichen Einfall rascher fort, „der Name tut ja nichts zur Sache, haben Sie überhaupt Verwandte in Ungarn?“

Die etwas erregte Art, die zu seinem äußerlich ruhigen Wesen in keinem rechten Einklang zu stehen schien, befremdete sie.

„Nichts hat unsere Familie mit Ungarn zu tun, der Vater ist hugenottischer Abkunft, die Mutter hat ihre Voreltern in Süditalien — aber beider Familien sind seit Generationen in Deutschland heimisch.“

„Nämlich, ich hatte für meine Frage einen Grund, aus dem sich mein sonderbares Benehmen am vorgestrigen Abend auch erklären ließe: Ein Schatten aus meiner Kindheit tauchte erschreckend deutlich auf, als

ich Sie sah — ich meinte — vermutete — glaubte ein so seltsames Spiel der Natur zu erkennen, wie ich es derartig noch nicht erlebt habe. — Ich bitte Sie, mir das aufs Wort glauben zu wollen,“ schloß er langsam.

„Unbedingt glaube ich Ihnen.“

Er blickte bestürzt auf.

„Unbedingt soll man niemand glauben — man ist sonst den traurigsten Erfahrungen ausgesetzt.“

„Sie müssen Schlimmes erlebt haben, daß Sie so urteilen.“

„Ja, mein Fräulein!“

„Und dennoch glaube ich Ihnen aufs Wort — ich kenne Sie ja seit langem.“

„Ich verstehe das nicht,“ erwiderte er, und seine Züge bekamen etwas Schüchternes.

„Davon bin ich überzeugt; denn Sie gehen ja an den Menschen vorbei — und sehen sie nicht, den Hut tief in die Stirn gedrückt, die Arme fest an den Körper gepreßt und den Kopf immer ein wenig vornübergebeugt — o, ich habe Sie beobachtet.“

„Ich hasse die Menschen nicht, mein Fräulein, ich habe sogar ein paar sehr, sehr treue Freunde; aber darin haben Sie recht, ich gehe an den meisten vorbei, ich meide Bekanntschaften.“

„Ich habe mir das gedacht, wenn ich Sie morgens von unserem Balkon aus eilenden Schrittes das Haus verlassen und ebenso heimkehren sah. Und mit den Freunden muß es nicht so arg her sein; denn wenn ich zuweilen von kleinen Gesellschaften verspätet nach

Hause kam — immer brannte in Ihrem Zimmer noch das Licht. Ah, dachte ich, er studiert wohl die ganze Nacht — hat am Ende überhaupt kein Bett und kennt nicht den Schlaf.“

„Sie scheinen mich scharf unter die Lupe genommen zu haben.“

Sie errötete und nickte ein paarmal schnell mit dem Köpfchen.

„Es hat mich geärgert, daß Sie auch an mir vorbeigegangen sind — ja, es hat mich geärgert!“

„Und dennoch ist es nicht ganz der Fall. Jedesmal, wenn Sie sangen, lauschte ich in tiefer Freude. Und gerade weil ich die Sängerin nicht von Angesicht kannte, drangen die Töne zu mir wie aus einer höheren Sphäre!“

Sie lachte silbern auf.

„Aus dem dritten Stock, meinen Sie, o, bitte, verzeihen Sie mir; das mutwillige Wort ist mir ent schlüpft. Ich bin sehr stolz darauf, daß Sie das gesagt haben. Und dabei behauptet der Vater, ich hätte eine zirpfende Stimme. — Er sagt, Konzert einer Grassmücke müsse man annoncieren, wenn ich einmal öffentlich auftreten würde . . . nein, nein, der Vater hat vollkommen recht — es reicht nicht aus — ein freundlicher Hörer wie Sie nimmt die Töne dankbar auf, die die Stille des Abends zu ihm hinträgt.“

„Ich hatte eine tiefe Freude,“ sagte er noch einmal.

Sie streckte ihm mit einer freien Bewegung die Rechte entgegen — und diesmal nahm er ihre Hand — aber nur einen Augenblick hielt er sie in der seinigen —

sie sah, wie es in seinem Gesicht arbeitete, und sie fühlte, wie seine Hand in dieser flüchtigen Sekunde zuckte.

Befremdet sah sie ihn an und bemerkte ein qualvolles Lächeln auf seinen Zügen. Sie sprach kein Wort, wagte keine Frage. Das Schweigen hüllte die beiden Menschen ein, dennoch froren sie und atmeten befreit auf, als der Kammervirtuose, ein rosiges Lächeln auf dem Gesicht, wie es Kindern eigen ist, wenn sie ausgeschlafen haben, in der Tür stand.

Stephan erhob sich.

„Es ist Zeit für mich, Abschied zu nehmen.“

„Ich bitte Sie noch um fünf Minuten, mein Herr, ich will Sie nicht drängen, uns mehr von Ihrer Zeit zu schenken — fünf Minuten — und Du setzt Dich geschwind an den Flügel. Ist mir just in den Sinn gekommen, Ihnen ein kleines Stück vorzuspielen, das man nicht oft hört.“

Er hatte schon die Geige ausgepackt, sich das kleine Rissen an die Schulter gerückt — und ein Notenheft auf dem Flügel ausgebreitet . . .

Aber Stephan war zerstreut; kaum daß er die Töne vernahm.

„Ein zartes Stück, mein Herr, nicht wahr? Es ist das Albumblatt von Richard Wagner — ich glaube, es war in Bülow's Sinn, daß wir die Matinee, oder sage ich lieber die Soiree — denn ich merke, es ist dunkel geworden — mit Wagner schließen. Ich brauche nichts hinzuzufügen. Sie wissen, mein Herr, wie Bülow trotz alledem Wagner gegenüber sich benommen

hat — er war eben nicht nur ein großer Musiker — er war auch ein großer Mensch. Und nun haben Sie schönen Dank — wir hoffen Sie bald wiederzusehen. Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr.“

Vor Haife Charlotte Massenger verbeugte sich Stephan Huller wortlos.

In ihrem schneeweißen Gesicht funkelten die Augen in rätselhafter Angst, als sie mit einem leisen Reigen seinen Gruß erwiderte.



„Ja,“ sagte sie, „jeden Tag, den Gott werden läßt, gebe ich fünf bis sechs Stunden Unterricht — Klavier — Gesang, wie es gerade trifft.“

„Das muß ja entsetzlich aufreibend sein,“ antwortete Stephan, der an einem späten Herbstabend neben dem kleinen Fräulein schritt.

Es waren etwa acht Tage nach jenem Sonntagnachmittagskaffee verstrichen, ohne daß sie sich begegnet wären. Nun hatte sie zufällig seinen Weg gekreuzt, als er aus der Fabrik nach Hause kam. Und wenn es ihm bisher gelungen war, sie zu meiden — ihr jetzt auszuweichen war ein Ding der Unmöglichkeit; denn sie ging geradeswegs auf ihn zu und winkte ihm mit lebhafter Freude . . .

„Es ist auch schwer,“ entgegnete sie, „und manchmal ist man müde und abgeschlagen — man spürt seine armen Nerven. Was soll man tun? — Der Vater hat seine winzige Pension — Ersparnisse hat er nicht groß machen können. Er war nämlich“, setzte sie listig hinzu, „immer ein bißchen Viveur, hatte noble Passionen und eine feine Zunge. Und nachdem Bülow, oder war es Liszt, ihn ein paarmal mit echten Zigarren regallert hatte, schmeckte ihm sein Kraut nicht mehr. Er hat es mir selber erzählt, wie sauer es ihm wurde, sich wieder an die schlechten Zigarren zu gewöhnen. Nun, er hat ja seinen Geburtstag und jedes Jahr ist Weihnachten. Ich brauche mir wegen der Bescherung nicht den Kopf zu zerbrechen . . . Aus Leidenschaft unterrichte ich nicht, dabei ist es nicht einmal die Arbeit an sich, die einen so unsäglich ermattet. Nein, die Menschen sind es, von denen man abhängig ist. Sie verlangen ein freundliches Gesicht und stets ein offenes Ohr für ihre Interessen. Nun — man gewöhnt sich an alles und setzt für jeden die Miene auf, die er wünscht. Entschuldigen Sie, wenn ich mit meiner Redseligkeit Ihnen auf die Nerven falle. Ich habe so lange auf Sie gewartet. Ich dachte, einmal werden Sie doch ein Lebenszeichen von sich geben. Der Vater ist schon ganz nervös geworden — und wollte durchaus Ihnen wieder einen Besuch machen. Ich habe mich aber auf die Hinterfüße gestellt und bin ganz kragbürtig geworden, da hat er klein beigegeben, denn davor fürchtet er sich. Wenn er nicht aus eigenem Antrieb kommt, so spart er sich das Gehen; das hat auch sein Gutes,

lieber Vater. So, nun wissen Sie alles — und jetzt frage ich: Warum behandeln Sie uns so schlecht? Haben Sie sich bei uns nicht wohl gefühlt? Hat man Sie verlegt?“

„Nichts von alledem trifft zu,“ entgegnete er schlicht, und mit Ernst fügte er hinzu: „Ich wollte Sie nicht mehr sehen.“

„So, Sie wollten mich nicht mehr sehen! — Sehr schön! Danke verbindlichst, mein Herr. Das ist rund und nett gesagt. Möchte nur wissen, was bei Ihnen stärker ausgebildet ist — Ihre Unhöflichkeit, um mich gelinde auszudrücken, oder Ihre Wahrheitsliebe? Es gibt nämlich Fälle, in denen der Mensch die Lüge der Wahrheit bei weitem vorzieht!“

„Nein, Fräulein, den Fall der Lüge gibt es niemals!“

„Gibt es, mein Herr, gibt es doch. Davon reden wir später. Ich hätte also zur Bildsäule werden können, ehe Sie sich bei uns hätten blicken lassen — o, mein Herr, das ist schändlich. Und jetzt frage ich noch einmal: Weshalb wollten Sie mich nicht mehr sehen?“

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, erlassen Sie mir das Examen, ich kann — kann nicht antworten, glauben Sie mir!“

„Ich werde mäuschenstill sein!“

„Nein, das sollen Sie auch nicht, mißverstehen Sie mich doch nicht!“

„Sie sagten, den Fall der Lüge gibt es niemals — und wenn ich mit der Wahrheit einen Menschen zugrunde richte, der ohne sie vielleicht glücklich ist?“

„Ich kann mir einen solchen Fall nicht konstruieren. — Die Lügen haben kurze Beine, und das Erwachen hinterher ist entseßlich!“

Sie: „Der Landpfleger Pontius Pilatus — Sie sehen, ich bin bibelfest — stellt schon die verzweifelte Frage: Was ist Wahrheit?“

„Der Landpfleger hatte ein böses Gewissen. Jedem sagt sein Inneres, was Wahrheit ist. Wenn ein Mensch die Stimme seines Herzens nicht hört, die laut und vernehmbar spricht — wir hören nämlich Stimmen, liebes, gnädiges Fräulein, und nicht etwa nur im Zustande des Krankseins, wie die Aerzte uns einreden möchten — wenn er die Stimme seines Herzens über-tönt, sage ich — so ist das nicht Sünde gegen Gott — sondern gegen die eigene Seele.“

„Nicht gegen Gott?“

„Nein, ich selbst bin Gott. Ach, liebes Fräulein, verspotten Sie mich nicht! Die Worte sollen nichts Ueberhebliches ausdrücken — ganz im Gegenteil! Ich meine, es gehört zu den Unzulänglichkeiten des armen Menschenkinds, daß es für sein tiefstes, unsagbares Empfinden eine so persönliche Vokabel wie „Gott“ gefunden hat — an die es sich wie an einen Strohhalbm klammert — Gott ist in mir, aber nicht außerhalb meiner selbst als ein Etwas, das ich auch nur mit meinen Gedanken fassen könnte.“

„Ah,“ sagte sie erleuchtet, „das sind die Dinge, über die Sie bis spät in die Nacht hinein grübeln!“

„Nein, nein, so ist es nicht! Ich bin überhaupt kein denkender Mensch; ich liebe wohl die Bücher,

aber mein Denken kommt sozusagen aus zweiter Hand. Ich habe zwei außerordentliche Freunde, von denen ich seit vielen Jahren meinen geistigen Vorrat beziehe, um mich in meiner Sprache als Kaufmann auszudrücken. Ich selbst bin ein ganz simpler Mensch; es könnte mich bedrücken, wenn Sie sich etwa von mir eine falsche Vorstellung machen würden.“

„Was sollte Ihnen daran liegen? Sie haben mich ja gemieden, mich ausgeschaltet.“

„Das erstere habe ich eingestanden — das zweite entspricht nicht g a n z den Tatsachen: — ich habe v e r - s u c h t, Sie auszuschalten, mein Fräulein, ohne daß es mir bisher völlig gelungen wäre.“

„So, es ist Ihnen nicht gelungen?“

„Nicht völlig, Fräulein Massenger.“

Es war das erstemal, daß er sie bei ihrem Vaternamen nannte.

„Nicht völlig also — auch das freut mich, mein Herr. Ich habe mir schon Gedanken gemacht. Ich war nahe daran, meine Selbstwürde, das bißchen Glauben an mich zu verlieren. Ja, mein Herr, ich leugne es nicht, ich bin allen Ernstes vor den Spiegel getreten — wie Schneewittchen: Spieglein, Spieglein an der Wand — aber die Fortsetzung der Frage lautete etwas anders.“

„Wie lautete sie?“

Es tat ihm im nächsten Augenblicke leid, daß er sich zu der Frage hatte verführen lassen.

„Bin ich so arg häßlich, daß dieser große Mensch,

der einen Stoß unter mir wohnt, keinen Blick für mich übrig hat?"

Ein dunkles Rot färbte seine Züge. Aber sie fuhr unbedürftig fort:

„Der Spiegel antwortete mit einem klaren Nein. Gut denn, so mußt Du eine verkrüppelte Seele haben, die sein Aergernis erregt.“

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Sie quälen mich, gnädiges Fräulein!“

Ihr Gesicht wurde tieftraurig, verzagt und hilflos.

Er aber schwieg beharrlich — wozu brauchte sie zu wissen, was in ihm vorging.

Sie waren unbewußt in die Kaiserallee eingebogen. Vor ihnen lag der alte Landhausgarten.

„Ich bin durstig“, sagte sie entschlossen, „und möchte, daß Sie mir einen Trunk kredenzen.“

Er nickte und ging ein wenig voran. Ohne daß er es bemerkte, zog sie das feine Batisttüchchen hervor und fuhr hastig damit über ihre Stirn, die feucht war.

Der Garten war leer, nur aus dem Saale drang fröhliches Stimmengewirr und Tanzmusik zu ihnen.

„Hier wollen wir uns setzen.“

Er winkte dem Kellner.

Der brachte goldenen Rheinwein, und Stephan schenkte die Gläser voll.

„Trinken wir auf unsern Frieden, Fräulein Haife.“

Er hob das Glas und blickte sie groß an. Ihre Miene war vergrämt.

„Unsern Frieden?“ wiederholte sie. „Ich möchte wissen, wie Sie das meinen?“

„Auf den Frieden, den jeder Mensch für sich ersehnt.“

„Ich danke, ich habe Sie also gründlich mißverstanden. Ich dachte einen Moment, Sie meinten den Frieden zwischen sich und mir.“

„Ich bitte, es auch so zu verstehen.“

„Ich bedauere, mein Herr, ich werde mich hüten, mit Ihnen einen faulen Frieden zu schließen. Wir führen Krieg bis aufs Messer! Wollen sehen, wer Sieger bleibt. Einen unsauberen Pakt schließen wir beide nicht.“

„Aber anstoßen können wir?“

„Ja, stoßen wir an,“ die Gläser klangen zusammen, und er sah, wie ihre Brust sich hob und senkte — wie plötzlich eine Träne in ihren Kelch fiel.

„Gott, hilf mir,“ betete er leise.

Er mußte ihr in den Saal folgen, in dem tanzende Paare sich lachend im Kreise drehten.

Sie blieben an der Eingangstür stehen.

„Tanzen Sie mit mir, bitte, bitte.“

„Ich habe nie in meinem Leben getanzt, Fräulein Haïse.“

„So tanzen Sie heute das erstemal.“

„Nein, liebes Fräulein, ich kann es nicht.“

Sie senkte den Kopf; die Arme wurden ihr schlaff und die Füße schwer.

Ein großer Bursche trat vor sie hin — und forderte sie auf. Sie sah Stephan schmerzhaft an und folgte.

Er ließ ihre Gestalt nicht aus dem Auge — sie schwebte dahin — berührte kaum den Boden. Sie ist

wie ein Pflänzchen, dachte er, das im Winde schaukelt! Er schloß fest die Hände, daß die Nägel die inneren Flächen trafen. Er spürte, glaubte es zu spüren, daß sich sein Blut vom Herzen bis zur Kehle ergoß. Da, auf einmal merkte er, daß sie strauchelte und lautlos zu Boden fiel.

Er war mit wenigen Schritten bei ihr und hob sie empor. Sie blickte ihn finster mit zusammengezogenen Brauen an.

„Ist Ihnen schlecht, mein Fräulein? Bitte, stützen Sie sich, nehmen Sie meinen Arm.“

Da lächelte sie, tat wie ihr geheißsen und legte ihren Arm fest in den seinigen.

Sie gingen wieder in den Garten.

„Ein paarmal müssen Sie mit mir auf und nieder gehen durch diesen schönen, alten Garten,“ bat sie leise.

„Ja, mein Fräulein!“

Mehr sagte er nicht — und erst nach einer Weile fragte er: „Ist Ihnen jetzt besser?“

Sie schüttelte den Kopf und entgegnete mit einem Ausdruck, der ihn bewegte:

„Ich habe Herzweh, Herr Huller.“

Herzweh, wiederholte er in seinem Innern — und zum ersten Male ging ihm der Sinn des Wortes auf.

Ob das kleine Fräulein ahnte, daß sie auch seines Leides innersten Kern getroffen hatte? . . .

Sie saßen wieder am Tisch und stießen noch einmal an — und das Fräulein Haïse Charlotte Massenger senkte ihre Augen tief in die ihres Herrn, als müßte es

ihr gelingen, den unergründlichen Menschen zu erforschen.

„So, Herr Fuller, jetzt möchte ich etwas wissen, was mir lange schon durch den Kopf geht. Wollen Sie mir sagen, weshalb Ihnen die Züge meines Gesichtes so schreckhaft sind?“

Er zögerte einen Moment, ehe er erwiderte:

„Ich kannte als Knabe ein Fräulein, das Ihnen aufs Haar gleich — und dieses Fräulein mochte mich ein wenig. Die Zeit selbst liegt hinter mir als die bitterste meines Lebens — ich denke nur mit Qualen an sie zurück. Als Sie dann vor mir auftauchten, wurde dies alles wieder so deutlich, so entsetzlich deutlich!“

„Und diese Dame hat Ihnen wehe getan?“ fragte sie leise.

„O nein, diese Dame, die ich niemals lachen sah, hat mir nur Gutes erwiesen.“

„Ach, das ist schön,“ gab sie zurück — und atmete erleichtert auf. „Nun wollen wir heimwärts — es ist dunkel geworden, der Vater ängstigt sich sonst.“

Herbstlaub raschelte unter ihren Füßen, und der Abendwind fuhr durch die Kronen der Bäume.

„O, mich friert,“ sagte sie, während sie unversehens ihren Arm in den seinigen schob und sich eng an ihn schmiegte. Sie reichte ihm kaum bis an die Schulter.

Sie sprachen kein Wort miteinander, aber sie hörten den Schlag ihrer Herzen.

Als sie vor ihrem Hause anlangten, war das Tor geschlossen.

„Machen Sie um Gottes Willen kein Licht,“ rief sie verängstigt, als er sein elektrisches Lämpchen hervorziehen wollte.

Mitten auf der Treppe blieb sie plötzlich stehen; ihm war es, als ob sie sich ein wenig auf den Füßen hob.

„Hören Sie,“ flüsterte sie. „Jedem Menschen sagt sein Innerstes unverrückt, was Wahrheit ist — sagten Sie nicht so? Nun gut, so hören Sie die Wahrheit: Ich liebe Sie, und ich fühle, daß Sie mich wiederlieben, ja oder nein?“

„Ich liebe Sie,“ sagte er und senkte schwer. Und dann ergriff er ihre Hände und hielt sie so fest, daß sie hätte aufschreien mögen — „ich habe die Wahrheit gesagt — nun aber will ich Sie nie mehr sehen — nie mehr hören“ . . .

Ein verstohlenes, süßes Lachen drang zu ihm — und fortgehuscht war sie, ehe er es sich träumen ließ.

Im Dunkel stand er — die Hände an die Schläfen gepreßt . . . lange . . . lange . . .



In dieser Nacht packte Stephan Huller seine sieben Sachen und entkleidete sich nicht.

Am frühen Morgen rief er die Frau herein, der er seine beiden Zimmer abgemietet hatte — und erklärte ihr, daß er noch am heutigen Tage die Wohnung verlassen müßte.

Die Wirtin riß die Augen weit auf, zuerst glaubte sie, er mache einen üblen Scherz mit ihr. Als sie aber Koffer und Kisten gepackt sah, fing sie laut zu heulen an und wollte durchaus wissen, worin sie es um des Herrgotts willen versehen hätte.

Stephan Huller hatte seine Not und Mühe, die Frau zu beruhigen; selber wund und elend mußte er den Tröster machen. Ganz unvorhergesehen sei die Weisung an ihn gekommen, auf unbestimmte Zeit ins Ausland zu fahren, vielleicht würde er nur Wochen, vielleicht Monate, vielleicht ein ganzes Jahr abwesend sein. Er könnte es nicht wissen — jedenfalls ließe sich nichts vorherbestimmen — und seine Angelegenheiten müßten vorher geordnet sein. Im übrigen würde er sich Mühe geben, sie an einen seiner Herren aus der Fabrik zu empfehlen — auch sei darüber kein Wort zu verlieren, daß er sie wegen der unerwartet gekommenen Kündigung noch besonders entschädigen würde.

Die Frau wuschte sich mit der blauen Schürze die Tränen ab, während sie beständig in sich hineinschluchzte und auf das Goldstück schielte, das er für sie auf den Tisch gelegt.

Nun hatte er endlich freien Weg und verließ gesenkten Hauptes, verstört und zerrüttet das Heim, in dem seine Seele aufgeblüht war.

Er kam um vieles später als sonst in die Fabrik, denn er hatte nicht eher geruht, als bis er in einer entlegenen Gegend neue Unterkunft gefunden — und nun passierte ihm etwas Seltsames, was ihn betroffen und an eine Vorsehung des Schicksals glauben machte.

Sein Chef ließ ihn zu sich rufen und fragte ihn, ob er sofort, das hieß, noch am selben Tage, nach Kopenhagen reisen könnte. Es handelte sich um die rasche Erledigung eines großen Auftrages, der dem Hause in Aussicht gestellt war und verloren zu gehen drohte.

„Meine Koffer, Herr Doktor, sind gepackt — ich kann jede Minute reisen,“ antwortete er, von einer inneren Unruhe bewegt.

„Dann reisen Sie heute abend, Herr Huller.“

„Ja, Herr Doktor.“

„Sollten Sie die Sache rasch erledigen, fahren Sie vielleicht noch nach Stockholm und sehen zu, ob da etwas für uns zu holen ist — ich denke, ein paar Tage fort aus dem gewohnten Gleise werden Ihnen gut tun.“

Er nickte und wollte das Kontor des Chefs verlassen, als dieser von neuem anhub:

„Bedrückt Sie etwas, Herr Huller? Kann ich Ihnen vielleicht helfen? Sie gefallen mir nicht recht. Es liegt mir fern, mich in Ihre Angelegenheiten zu drängen, aber ich finde Sie seit einigen Tagen auffallend verändert und habe den Eindruck, als ob Sie Sorgen hätten.“

Er sah ihn mit einem gütigen Ausdruck an, hinter dem sich nicht nur Anteilnahme, sondern auch wirklicher Respekt vor den Leistungen und dem Charakter des anderen bargen. Und Stephan fühlte das deutlich.

„Herr Doktor,“ erwiderte er, „es sind allerdings persönliche Sorgen, die auf mir lasten — ich empfinde es im Augenblick als eine Wohlthat, daß ich auf ein

paar Tage fortflann — ich denke in dieser Zeit mit mir selbst fertig zu werden," schloß er, und seine Miene hatte etwas Gequältes und Müdes.

Der Chef betrachtete ihn nachdenklich.

"Ich brauche Ihnen wohl kaum zu versichern, daß ich immer zu Ihrer Verfügung stehe."

Stephan verneigte sich dankend.

Der Doktor streckte ihm die Rechte entgegen, und als Stephan einschlug, spürte er, daß der Chef mit diesem Händedruck ihm noch eine besondere Herzlichkeit offenbaren wollte.

Und doch vermochte alles dies ihn nicht zu befreien. Heute nacht hatte er die Stadt hinter sich — aber sein Leid lag vor ihm — es reisste mit, verfolgte ihn, und wenn er sich in den dunkelsten Winkel der Erde vertrock. Er hatte flüchtig daran gedacht, sich dem Dichter anzuvertrauen. Doch sehr bald verwarf er diesen Einfall.

Er mußte es mit sich allein ausmachen, niemand konnte ihm helfen; denn ihm war nicht zu helfen. An dem Worte, das er dem Vater in der letzten Stunde des Beisammenseins gegeben hatte, war nicht zu rütteln und zu rühren. Er war den Frauen scheu und ängstlich aus dem Wege gegangen, und die erste, in deren Nähe ihn das Schicksal gebracht, hatte von jeder Faser seines Menschen Besitz ergriffen.

Er lachte verzweifelt in sich hinein. Musik und Liebe hatten sein Inneres durchflutet, das starre Erdreich seiner Seele aufgelodert und fruchtbar gemacht. Und nun galt es, das Glück zu überwinden — es tot

zu schlagen, es heimlich beiseite zu schieben, wie etwa eine arme, elende Mutter ihr Neugeborenes furchtsam davonträgt — es weinend an entlegener Stelle aussetzt, weil die Menschen ihr unrechtmäßiges Glück nicht dulden — wie jene hatte er kein Recht auf Glück — war gebunden an einen Eid, den er in ernster Stunde gegeben hatte — und halten mußte, wollte er nicht das Andenken des besten Mannes schänden.

Und dabei verfolgte ihn ihr Bild auf Schritt und Tritt, er sah ihre dunklen, schimmernden Augen, er hörte ihre Stimme; verwehte Töne trafen sein Ohr.

Nun gut, seiner Losung wollte er folgen, das Glück ausschütten, dem Glücke die Kehle zuschnüren, als ein Einsamer die Bürde des Lebens schleppen.

Friedrich Huller, dein Andenken halte ich in Ehren — und wenn ich vor Gram darüber verrecke wie ein kranker Hund — ich halte dein Andenken in Ehren . . .

Wie es zwischen ihm und seinem Chef verabredet worden war, reiste Stephan noch in dieser Nacht nach Kopenhagen.



„Nein, nein, Fräulein, fürs erste kommt er nicht wieder — wie ich schon gesagt habe, er macht nach England. Ich denke, ich soll die Klamotten kriegen, wie er mich frühmorgens reinruft und Koffer und Kisten sind gepackt — und er kaltblütig es mir versetzt, er mache

fort. Im ersten Momang meine ich, bei dem ist etwas nicht richtig — es war ja kein gewöhnlicher Mann, Fräulein, so wie andere, Frauenzimmern nachlaufen — so etwas gab's bei dem Manne nicht. Nach Hause kommen, ein Butterbrot essen, ein weiches Ei — dazu ein Glas Milch trinken, fertig war die Laube. Und dann lesen, studieren, arbeiten die ganze Nacht hindurch. Ich hab mir mal ein Herz gefaßt und ihm so gewissermaßen einen kleinen Puff gegeben. Man möchte meinen, Sie woll'n noch Professor werden — aber was zuviel ist, ist zuviel — der Mensch muß seine Nachtruhe haben — — na, er hat mir kaum eine Antwort gegeben — die Lampe angesteckt und von neuem zu büffeln angefangen. Er war eben nicht wie andere Menschen. — Sie können sich denken, ich habe es gut mit ihm gemeint, er steht mutterseelenallein da, wenigstens hat er niemals Besuch gekriegt — und auch Briefe kamen so gut wie gar nicht.“

Die Frau hielt inne und schöpfte Atem.

Das Fräulein hatte mit finsterem Gesicht zugehört.

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete sie hastig, und ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen, eilte sie die Treppe herunter.

So also war es gemeint gewesen: Ich will Sie nie mehr sehen — will Sie nie mehr hören. Sie tat sich das kleine Tücheln fest vor den Mund, um nicht laut aufzuschreien . . . so also war es gemeint.

Wo mochte er sein? — Sie mußte ihn finden. Auge in Auge sollte er ihr erklären, daß er nichts von ihr wissen, daß er sie von sich stoßen wolle.

Was dann weiter geschah, war ihre Sache. Man konnte aufrechten Hauptes durch das Wasser gehen, bis es lautlos über einem zuschlug — man konnte zufälligerweise vergessen haben, irgendeinen Gashahn zu schließen — und würde am andern Morgen aufgefunden, wenn alles längst vorüber war. Ach, es gab so viele Möglichkeiten, um dem Jammer ein Ende zu bereiten.

Und der Papa — der arme Papa — immer, wenn sie besonders zärtlich zu ihm wurde, nannte sie ihn so — o Gott, was sollte aus ihm nur werden? Sie wußte es, daß sie Stephan das Geständnis seiner Liebe abgerungen und vielleicht über die Grenzen mädchenhafter Scheu hinweggeschritten war — und sie hatte sich nicht anders zu helfen gewußt. Niemand ahnte, was es sie gekostet — wie schwer sie darunter gelitten hatte.

Das Wort war ihr sauer geworden. Und nun fühlte er sich vielleicht von ihr abgestoßen, fand ihr Gebaren unweiblich, durchtrieben, herausfordernd; nein, nein, das konnte nicht sein — sie schnitt sich mit den Nägeln ins Fleisch und stöhnte in sich hinein. Es konnte nicht sein; er mußte das Bewußtsein haben, daß sie von einer Leidenschaft für ihn erfüllt war, bei der die Schranken äußerer Sittsamkeit nicht mehr zu Recht bestanden — zimperliches Versteckspielen, wo es um die Seligkeit ging — nein, dazu taugte sie nicht, hatte zu viel reines Empfinden, zu viel Künstlerblut in sich. Aber was sollte nun werden? — Sie grübelte und grübelte und fand keinen Ausweg.

Er liebte sie, hatte es gerade und einfach gesagt, und an seinem Worte war nicht zu deuteln — kein Falsch war an ihm, und er hätte sich eher die Zunge abgebissen, als in einer Lebenssache die Unwahrheit zu sprechen.

Aber irgendein Geheimnis mußte durch sein Leben gehen, etwas Furchtbares, das ihn hemmte, lähmte, unfrei machte.

Und auf einmal machte sie mitten auf der Straße halt. Eine entsetzliche Erkenntnis dämmerte in ihr auf — sie glaubte die Lösung gefunden zu haben. Er hatte irgendwo Frau und Kind sitzen — war gebunden an Händen und Füßen . . .

Es wurde ihr schwarz vor den Augen — — darum — deshalb — —



„Kind, was ist Dir?“ fragte der Kammervirtuose, und seine Neuglein schauten gar bekümmert drein. „Du ißt nicht, Du schläfst nicht und singst nicht mehr? Wohin . . .“

Sie hob die Arme wie beschwörend in die Höhe:

„Nicht quälen, Väterchen, bitte, bitte, nicht quälen, es wird schon besser werden.“

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Und wenn es nicht besser wird? Ich kenne das — und wenn man auf einmal dasteht — —“ Er konnte nicht weiter sprechen und hielt sich die Hände vor das Gesicht.

Sie trat dicht an ihn heran.

„Mach Dir keine Sorgen, Väterchen,“ sagte sie, und jedes Wort tat ihr weh.

„Tu mir das nicht an, kleine Häsel! Etwas mit Dir ist nicht in Ordnung, ich sehe es — und wie Du jetzt sprichst, genau so hat Deine Mutter mit mir geredet — — und dann — — dann lag sie kalt und bleich vor mir — und ich hielt ihre Hand und starrte sie an und wollte es nicht glauben. So etwas erträgt man e i n m a l — und geht man nicht in Scherben, ist es ein Wunder Gottes, für das man kein Verständnis hat. Ja, Kind, es ist so! Und wenn Du damals nicht gewesen wärst, ich hätte die Fiedel zertrümmert und den Bogen in den Ofen geworfen — ein Strich findet sich noch für den ärmsten Teufel!“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Papa, ich weiß alles, mein lieber, herzensguter Papa!“

„Mädel, ich lasse den Doktor holen. Er muß Dich gründlich untersuchen — keinen gewöhnlichen Doktor. Zum Professor gehen wir — zum ersten Professor. Und wenn meinem Kind etwas fehlt — der Mann wird helfen — es gibt erzgeschelte Köpfe unter den Medizinmännern.“

Sie wehrte ungestüm ab.

„Meinem Körper fehlt nichts, Du darfst es mir glauben.“

„Sieh in den Spiegel, kleine Haise, der straft Dich Lügen.“

„Nein, Vater, dann lügt der Spiegel — meinem Körper fehlt nichts.“

Er wurde plötzlich zornrot, und ein Begreifen, ein Ahnen ging durch seine Seele.

„O, der Herr mag sich vor mir in acht nehmen,“ sagte er in einem völlig veränderten und gereizten Tone. „Meinst Du, ich habe es nicht gemerkt? Glaubst Du, ich sei blind? Ist das ein Gentleman? Verduftet — verschwindet — hält es nicht der Mühe für wert, Abschied zu nehmen? Was denkt sich der Herr.“

Er stellte sich plötzlich in Positur und nahm eine großartige Haltung an.

„Man hat ihm das Haus geöffnet, ihn wie seinesgleichen behandelst — und die Quittung: er macht sich aus dem Staube wie ein Strauchdieb.“

„Vater!“

Sie schrie das Wort leidenschaftlich heraus.

Der Kammervirtuose ließ sich indessen dieses Mal nicht von ihr einschüchtern.

„Das kommt davon, wenn man sich mit Krethi und Plethi einläßt. Dies Paß hat keinen Point d'honneur! Nun denn, er mag sich in acht nehmen — ich krieg' ihn zu fassen — und dann gnade ihm Gott!“

Sie lächelte unter Tränen. Ihr kleiner Papa kam ihr auf einmal so rührend komisch vor. Sie sah ihn, den Degen in der Hand, vor ihrem großen Stephan

stehen — und dies Bild hatte selbst in ihren Gedanken etwas so Fröhliches, so Erheiterndes, daß sie lächeln mußte.

„O,“ sagte er, als ob er plötzlich hellsehend geworden wäre, „Du meinst, ich weiß nicht, was Du denkst — irrst Dich, mein Kind, irrst Dich gewaltig. — Ich werde mit ihm fertig, und wenn ich vorher einen Monat lang Schießübungen machen sollte.“

Nun wurde es ihr zu arg.

„Laß dieses Reden!“

Ihr Ton klang herrisch — aber gleich darauf tat es ihr leid. Der alte Herr Massenger blickte sie mit einer so trostlosen, demütigen Miene an, daß sie hätte aufschreien mögen.

Sie drückte ihn in seinen Lehnstuhl und setzte sich zu seinen Füßen.

„Papa, ich will Dir die Wahrheit sagen, ich liebe diesen Menschen — Du hast es erraten — und er liebt mich. Ich weiß es. Aber er kann nicht zu mir — zwischen ihm und mir steht etwas, über das keine Brücke führt.“

Der alte Herr riß die Augen auf — und riß sie so merkwürdig auf, wie dies nur ganz alte Leute zu tun vermögen — eine Verdußtheit — eine grenzenlose Verdußtheit lag in seinem Blick.

„Was könnte denn das sein?“ fragte er nach einer langen Pause — „so etwas gibt es ja gar nicht!“

„Und wenn er verheiratet wäre — Frau und Kinder hätte?“ brachte sie kaum hörbar hervor.

„Zum Teufel noch einmal,“ polterte er los, „dann läßt er sich eben scheiden. Ist doch kein Kunststück — keine Hegelei . . . Wagner hat sich scheiden lassen, Bülow ließ sich scheiden — oder ist geschieden worden, was weiß ich — das ist doch heute eine Spielerei — davon macht man nicht viel Federlesens — übrigens“, unterbrach er sich, „wer hat Dir gesagt, daß er verheiratet ist?“

„Niemand, Vater, ich fühle es.“

„Nun denn, ich erkläre Dir, er ist nicht verheiratet — ich erkläre Dir das aufs bestimmteste.“

Sie lachte, trotzdem seine kategorische Art Eindruck auf sie machte.

„Woher willst Du das so genau wissen, Vater?“

„Ein verheirateter Mensch sieht anders aus, . . . benimmt sich anders; ich habe einen Blick dafür, Du darfst es mir glauben!“

Er hielt ein Weilchen inne und überlegte.

„Freilich, freilich,“ fuhr er dann fort, „irgendeinen Haken hat die Sache, Kindchen! Und im Grunde meines Herzens möchte ich ihn für keinen Spitzbuben halten. Die Sorte sieht anders aus.“

Er stand auf und durchmaß mit zierlichen Schritten das Zimmer, blieb dann wieder stehen und brummte vor sich hin:

„Was ist da zu tun? Warum ist man so auf den Kopf gefallen? Weshalb erleuchtet einen der Herrgott nicht? Jammervoll — höchst jammervoll! Du, er ist nicht verreckt — ich werde herausstriegen, wo er ist und mit ihm ein Wörtlein auf gut deutsch reden.“

„Papa, jetzt will ich Dich einmal etwas fragen: Haft Du mich lieb?“

„Kind — Kind, wie kommst Du darauf? — Ob ich Dich liebe?“ —

„Ich weiß es, Papa — und so verlange ich von Dir, daß Du Dich niemals zwischen mich und diesen Menschen steckst. Hörst Du, Väterchen, ich verlange es — und Du mußt mir Deine Hand drauf geben.“

Der Kammervirtuose Herr Alois Massenger zögerte. Es ging ihm *contre coeur*, sich in dieser Sache vereidigen und festlegen zu lassen.

„Wir wollen nicht darüber reden,“ wich er verdrossen aus. „Kommt Zeit, kommt Rat!“

„Papa, wenn Du es mir nicht heilig versprichst, tue ich kein Auge mehr zu — Du bringst mich um den letzten Rest meines bißchen Schlafs, hörst Du, Papa!“

„Ich verspreche es Dir — alles verspreche ich Dir, nur werde mir gesund, kleine Häse — und diese vermaledeite Geschichte wird noch gut ausgehen, hörst Du. Nein, nein, ein Schublat ist der Herr nicht. So viel Menschenkenntnis besitze ich schon! Uebrigens,“ er fing unvermittelt laut zu lachen an, „eine Riesendummheit! Der Herr wird schon von selber wieder anklopfen. Er soll sich auf dieser Erde einmal umschauen, ob eine zweite Häse Charlotte Massenger existiert — Dich sehen — und vergessen, nein, kleine Häse, das gibt es nicht. Der Herr wird wieder anklopfen — und dann wird er eine hübsche Weile draußen antichambrieren müssen,

ehe ich ihm öffne. Und weißt Du, mein Kind, dann werde ich ein kleines Spektakulum in Szene setzen. Man ist nicht umsonst beim Theater gewesen, hat nicht umsonst Jahr und Tag am Konzertmeisterpult gesessen, etwas hat man da unten von den Komödianten aufgefangen. Also ich werde mir den Mantel umwerfen, den Schlapphut aufsetzen, und wenn ich dann die Tür öffne, haß verwundert, wie aus den Wolken gefallen sein. Schau — schau — sind Sie's wirklich, Herr Stephan Hüller? Das ist aber gescheit, daß Sie unsere Hausnummer nicht vergessen haben! Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr? Vielleicht treten Sie einen Moment näher? Ich habe es allerdings eilig . . . wichtige Geschäfte — usw. So — so — Sie kommen meines Fräulein Tochter wegen! Eine große Ehre für mich, Herr. Nichts für ungut, mein Herr, ich fürchte — — ich habe bereits bestimmte Pläne mit dem Kinde — — ich fürchte, Sie kommen etwas spät, mein Herr! Eine dringende Reise hatten Sie! Sehr interessant, mein Herr. Indessen mich dünkt, wir stehen im Zeichen des Verkehrs. Die Post befördert täglich Millionen Briefe — der Telegraph spielt nach allen Richtungen, von der Funkentelegraphie ganz zu schweigen, mein Herr. Es geht Ihnen nahe? Ich sehe es. Sie tun mir leid, mein Herr! Vielleicht sprechen Sie mit meinem Fräulein Tochter. Vielleicht denkt sie etwas anders über den Fall. Frauenzimmerchen, wie Sie wissen, haben oft eine ganz verflüchte Logik . . . ich kann ja einmal . . .“

„Papa, hör' auf,“ unterbrach sie ihn, „Du marterst mich —“

Und ohne ihm Zeit zu lassen, noch etwas zu entgegen, ging sie eilends in ihr Zimmer, das sie von innen verriegelte.

Der Kammervirtuose fuhr mit einer heftigen Bewegung durch seine weißen Locken, dann faltete er mechanisch die Hände und starrte in tiefer Bekümmernis vor sich hin.



Es war neun Uhr abends. Stephan saß auf die Ellbogen gestützt vor seinem Arbeitstisch. Um ihn herum tiefe Stille.

Und dann dünkte es ihn auf einmal, als ob von irgendwo gedämpfte Tanzweisen zu ihm drangen, und die Musik, die weit entfernt sein mochte, hatte etwas Zärtliches, Berklungenes — einen schluchzenden Unterton; dann wieder meinte er, verliebtes Lachen und Gefose zu hören und dazwischen unterdrücktes, schmerzhaftes Weinen, das ihm wehe tat.

Es klopfte leise. Er antwortete nicht. Es war wohl die Wirtin, die das Abendbrot brachte.

„Ich bin es,“ sagte sie.

Er wandte sich jäh um — es war ihm, als ob sie hin und her gerissen würde . . . schwankte . . . taumelte . . . wie ein kleines Bäumchen im Sturme.

Und sie wiederum blickte in ein verelendetes, verhärmtes und vergrämtes Gesicht, dessen Augen tief in

die Höhlen gesunken waren. Zum Erbarmen Gottes sah er aus.

Er hatte sich erhoben, und auf beider Mienen fiel das warme, gelbe Licht der Dellampe.

„Ich bin es,“ wiederholte sie noch einmal, und es zuckte um ihre Mundwinkel.

„Ja, wie haben Sie nur hierher gefunden?“ antwortete er mechanisch. Er schien ihre Gegenwart immer noch nicht fassen zu können, schien sich selber noch im unklaren zu sein, ob er wachte, oder träumte.

„Wer sucht — der findet.“ Sie lächelte traurig.

„Bitte, Fräulein Haïse, setzen Sie sich ein wenig.“

Er schob ihr mit einer ungeschickten Bewegung einen Stuhl zurecht.

„Danke, ich möchte stehen, Herr Huller.“

Er nickte unterwürfig.

Sie sah sich ein Weilchen um.

„In dieser Wohnung gefällt es mir nicht,“ sagte sie energisch, „es ist dumpf und dunkel, in der anderen war es hell und luftig.“

„Ja,“ erwiderte er bestätigend und neigte ein wenig den Kopf.

„O Gott, o Gott,“ murmelte sie vor sich hin, „was soll nur werden!“ Ganz verzagt war sie.

Sie richtete sich energisch auf.

„Wissen Sie, weshalb ich hierhergekommen bin, Herr Huller? Sie geben keine Antwort — Sie schweigen — gut, so will ich ohne Antwort reden.“ Und dicht an ihn herantretend: „Ich liebe Sie und lasse mich nicht

über Bord werfen wie einen toten Gegenstand — ich liebe Sie, und darum müssen Sie mir klipp und klar sagen, „was zwischen Ihnen und mir steht.“

Der starke Mensch war blaß geworden. Er hielt sich mit der Hand am Tische fest, dann sah er sie durchdringend an, ehe er ganz langsam erwiderte:

„Gut, Sie sollen alles wissen, Sie haben ein Recht darauf. Und nun legen Sie ab, denn es wird eine trübselige Geschichte, die nicht mit ein paar Worten abzumachen ist.“

Das Fräulein nahm klopfenden Herzens auf dem kleinen Sofa Platz, vor dem ein ovaler Tisch stand — er setzte sich ihr gegenüber. Von der Dellampe auf dem Arbeitstisch drang nur ein matter Schein zu ihnen herüber.

„Der vor Ihnen sitzt — hatte einen Vater, der Mörder und Selbstmörder war — — verspüren Sie noch Lust, weiter zu hören?“

„Der vor mir sitzt,“ entgegnete sie, „könnte selbst ein Mörder sein — ich müßte ihn lieben, müßte bind ihm folgen.“

„Der vor Ihnen sitzt, hatte eine Mutter, die dem Vater die Ehe brach, ihn zum Morde trieb. Und mit einem solchen Menschen wollen Sie Gemeinschaft haben? — Fräulein, Fräulein, lassen Sie die reinen Hände von mir — einer warnt Sie, der gezeichnet ist von Kindesbeinen an.“

„Ich liebe Sie.“

Ein himmlischer Glanz verklärte ihr schneeweißes Gesicht.

„Auch ich liebe Sie — und doch darf ich nicht zu Ihnen.“

Er stöhnte, wie ein armes Vieh, das nicht sterben kann.

Er begann zu erzählen. Vom Vater, der ihm ein Heiliger war, der sich den Tod gegeben hatte, weil er an der Gerechtigkeit Gottes und der Menschen zweifelte — und die Gnade des Königs verschmäht hatte. Von Rechts — nicht von Gnaden wegen hätte er weiter leben können.

Die Seiltänzer tauchten vor ihr auf, die marokkanischen Springer, der Flötenspieler Borellna — die Mutter und — — Marga Lörred, die seine Kinderhand genommen und schmeichlerisch über ihr Gesicht geführt hatte, Marga Lörred mit den schimmernden Augen des kleinen Fräulein Häise.

Dann sprach er mit gedämpfter Stimme von der armen, kleinen Elfriede — und ganz zuletzt und ganz leise, kaum hörbar, von der Stunde, die er mit dem Vater erlebt hatte.

„So — nun wissen Sie alles!“

„Ja, nun weiß ich alles,“ wiederholte sie, und es leuchtete in ihren Augen.

Sie trat dicht hinter ihn, legte ihre Hände auf seine Schulter und beugte sich zu ihm.

„Ich lasse Sie nicht — o, bitte, bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Sie sollen dem Vater den Eid halten. Ich brauche keine Kirche, ich brauche kein Standesamt — nichts wird Sie fesseln. Und in dem Augenblick, wo

ich fühle, daß ich Ihnen, mein teurer Freund, nichts mehr bin — ja, wo ich ahnen werde, daß Sie schwer an mir tragen — werde ich mich, ohne daß Sie es merken, sachte und leise auf den Fußspitzen davon machen. Aber nun dürfen Sie mich nicht von sich stoßen, mein Freund — ich könnte nicht darüber hinweg — Gott weiß es.“

Und vorsichtig legte sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn verstohlen.

„Haïse . . . kleine Haïse! . . .“

Es stimmerte ihm vor den Augen, und als sie jetzt wie ein zerbrochenes Menschentind sich an ihn schmiegte und mit einem wehmütigen Lächeln glückstrunken zu ihm emporblickte, da meinte er in seiner breiten, ausgearbeiteten Rechten ein armes, schluchzendes Vögelchen zu haben, das mit lahmen Flügeln todestraurig zu ihm äugte.

Er zog sie an sich und küßte sie in tiefer Bewegung.

„Nein, kleine Haïse, so war es nicht gemeint. Das darf nie geschehen, nämlich, ich bin ein armer, simpler, bürgerlicher Mensch, einer, der um ein Haar unter den Schienen gelegen hätte. Kleines Fräulein, nie werde ich Sie elend machen — da sei Gott vor, lieber will ich mir die Kehle durchschneiden als — — —“

Sie legte ihre Hand auf seinen Mund und hinderte ihn, weiterzusprechen — und wieder nahmen seine Züge jenen Ausdruck des tiefen Bedrücktheins an, das nun so lange schon auf ihm lastete und ihn im Innersten mürbe und **I**nd gemacht hatte.

„Das Hirn habe ich mir wundgerieben und nach einem Ausweg gesucht — ich finde keinen.“

„So folge mir,“ sagte sie strahlenden Auges, „was kümmern uns Welt und Menschen, da wir uns lieben — Gott ist mit uns — ich fühle es!“

Er schüttelte schwermütig den Kopf.

„Kind — — Kind, nicht weiter — ich kann nicht, kann so nicht, und wenn ich mich in Stücke reiße! Ach, liebstes Wesen, verstehe mich, jeder andere darf über die Schranken treten — — ich nicht. Mich haben die Menschen mit Widerstreben in ihre Gemeinschaft aufgenommen, hätten mich am liebsten geächtet und mir Tor und Tür verrammelt. Nun lauern sie auf den Augenblick, wo sie mit Steinen nach mir werfen können. Ich würde ihnen in Gottes Namen die Brust bieten, wenn ich nicht hier stünde, um das Andenken des besten, teuersten Menschen zu retten, das Andenken meines armen Vaters. Sie sollen nicht sagen dürfen . . . ach, meine kleine Harfe, ich kann es nicht aussprechen, und Du begreifst mich trotzdem. So und nicht anders ist es um mich bestellt . . .“

Sie saßen Hand in Hand und schwiegen — — und der Abend sank immer tiefer herein, und sie fühlten nur sich . . .

„O weh,“ unterbrach er plötzlich die Stille, „es ist Nacht geworden, wie wird sich der Herr Kammervirtuose ängstigen.“

„Laß mich noch ein Weilschen bei Dir — schid' mich nicht fort — so gesehnt hab' ich mich nach Dir all die

Zeit — und des Papas wegen Sorge Dich nicht. Er wird heute nacht so glücklich, so fröhlich sein — wie lange — lange nicht.“

Und nach einer Pause:

„Uebrigens, mit dem Papa mußt Du sehr, sehr gut sein — er hat Deinetwegen viel leiden müssen.“

Und nun küßte und küßte sie ihn.

Dann erhob sie sich mit einem tiefen Seufzer, zog behende das Täschchen an und setzte sich den Hut auf.

Sie gingen durch die Nacht — und ihre Seligkeit war so ohne Grenzen, füllte so ihre Herzen aus, daß sie wunschlos wurden und alles Leid vergaßen. Und die tiefe Nacht schuf ihnen ein Glück, das auf dem Grunde des Schweigens geborgen lag. Immer langsamer wurden ihre Schritte, je näher sie dem Hause kamen. Sie spürten nicht den kalten Herbstwind, der ihnen um die Ohren pfiff. Und jetzt auf einmal tönte es durch die Stille: Haïse . . . Haïse . . . Und der Kammervituose stand vor ihnen, den Schlapphut unter dem Arm, und seine weißen Locken flatterten, vom Sturmwind durcheinander gewirbelt.

Als er aber Stephan Hüllers gewahr wurde, blickte es in seinen Neuglein auf, und alle Kummernis war wie fortgeblasen.

„O, mein Herr, wie freue ich mich, Sie wiederzusehen,“ rief er, ohne an Haïse auch nur ein Wort des Vorwurfes zu richten. Mit einer geistigen Behendigkeit ohnegleichen erfaßte er die Situation.

„Schau einer an, ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen. Dachte, der heutige Abend ist kein gewöhnlicher Abend und bringt etwas Unerwartetes. Konnte es in meinen engen vier Wänden nicht aushalten — mußte — mußte dem Kinde entgegengehen. Sie müssen wissen, mein Herr, alte Leute sind neugierig,“ log er dreist und gottesfürchtig, lächelte dabei ver-teufelt in sich hinein, denn er freute sich ebenso sehr seiner Harmlosigkeit wie Geistesgegenwart, dank der er die ausgestandenen Aengste verbergen konnte. „Aber, mein Herr, daß der heutige Abend S i e mir bescheren würde — nein, das hätte ich mir nicht träumen lassen. Ich bin sehr glücklich, mein Herr. Wir haben oft an Sie gedacht. Er kommt — er kommt — er ist ein Kavaller — habe ich dem Kinde gesagt — fragen Sie nur die kleine Haife — mein Herr, ich habe nicht einen Augenblick an Ihnen gezweifelt — ich war meiner Sache völlig sicher.“

Das kleine Fräulein Massenger glaubte ihren Ohren nicht zu trauen.

Der Papa log auf eine so schnurrige, verwegene Art, daß sie in ihrem Uebermut drauf und dran war, ihn zu blamieren. Aber eine Stimme in ihr flüsterte zärtlich: „Störe Du dem Vater nicht seinen Spaß — es ist ihm mehr als ein Spaß, es ist ihm eine Freude des Herzens.“

Der alte Herr hätte sich auch nicht dreinreden lassen, er war mitten im besten Zuge.

„Mein Herr,“ begann er von neuem, „das ist eine meiner glücklichsten Stunden. Es ist früh am Abend — unmöglich, daß wir uns schon trennen. Dies Wiedersehen muß mit einem Glase Wein besiegelt werden.“

Stephan und Haïse sahen sich an — und Stephan nickte.

Der Kammervirtuose schloß das Haustor auf, und die drei erklimmen die Stiegen.

„Bleibe Du bei unserem Gaste, heute mache ich den Wirt und Kellner in einer Person.“

Und im Nu war er verschwunden.

„Ich werde dem Vater nichts erzählen,“ sagte sie, „wozu braucht sich der alte Mann den Kopf zu — —“

Weiter kam sie nicht — Herr Massenger war schon wieder in der Thür.

„Das ist eine Boutelle, die uns munden soll — es gibt zwar noch ein paar Fläschchen in meinem Keller, die einen noch feineren, köstlicheren Tropfen bergen, aber die, mein Herr, sind für eine andere Gelegenheit aufgespart.“

Und er schmunzelte vergnügt in sich hinein, während er mit einiger Kraftanstrengung den Korken herauszog. Sein Gesicht hatte sich gerötet, aus seinen Augen sprühte Lustigkeit.

„Man hat noch seine Kräfte — man steht noch seinen Mann, noch läßt man sich nicht zum alten Eisen werfen.“

In diese letzten Worte legte er einen besonderen Nachdruck, stieß sie überlaut, fast drohend hervor und blickte verstohlen zu Haïse hin, die nicht wenig Angst ausstand, der Vater könnte in seinem trunkenen Uebermut, schon vom Duft des Weines benebelt, irgendeine Dummheit begehen.

Herr Massenger schien zu ahnen, was in dem Köpfchen des Fräuleins vorging. Er machte mit der flachen Hand eine drollige, energische Bewegung durch die Luft, die ausdrücken sollte: Kleine Haïse, Du bist ein Grünschnabel und darfst einen Pfiffikus wie Deinen Vater nicht für dumm kaufen; laut aber sagte er:

„Nun stoßen wir an, meine Herrschaften, auf alles, was wir lieben — und jeder kann sich sein Teil dabei denken.“

Die Gläser klangen . . . die Herzen sangen.

„Sehen Sie, mein Herr, mit diesem Weine hat es seine besondere Bewandnis — ein Weinchen, mein Herr, das einem auf der Zunge schmilzt und ins Blut geht. Sie dachten, ich sei ein Prahlhans — ein Renommist. — Sie mögen am Ende recht haben — in dessen ihrer zwanzig — dreißig Flaschen werden es noch sein — und, wie gesagt, es sind darunter ein paar Bouteillen — nun, davon später — später vielleicht. Also: ich komme eines schönen Tages an einem Laden vorbei, der so mit Menschen angefüllt ist, daß kein Apfel, ich hätte beinahe gesagt, daß keine Stednadel zu Boden fallen kann. Auf einem Tische steht ein großer

Kerl, schwingt den Hammer und ruft: Siebenunddreißig Flaschen aus der Kellerei des verstorbenen Doktor von Trentwitz — vierzig Mark zum ersten — zum zweiten — — mich reitet der Teufel, fünfundvierzig schrei' ich, und das Herz steht mir still — fünfundvierzig zum dritten ruft der Mann, schlägt zu — schon hatte ich den Wein — nur die fünfundvierzig Mark fehlten. Mein Herr, ich ließ mich keine Sekunde verblüffen oder aus dem Legt bringen. Ich zog meine seidene Börse. Hier sind zwanzig Mark — ich habe zufälligerweise nicht mehr bei mir. Mein Name ist Kammervirtuose Massenger, wohne da und da! Wünschen Sie, daß ich ein Pfand hinterlege? Diese goldene Uhr — oder diese Brillantbusennadel, die der Herzog von Meiningen — — — nun, Sie hätten sehen sollen, wie ich dem Herrn da imponierte. Nachmittags war der Wein bei uns — und die Haïse hielt mir eine Predigt, die ich heute noch in den Ohren habe.“

Er lachte herzhast auf — und die beiden andern stimmten fröhlich ein.

„Das Schönste kommt ja noch. Ich hatte einen Glückstau gemacht, wie sich bald herausstellte. Der Doktor von Trentwitz war ein Hagestolz gewesen, der sich auf Wein verstand — eine Bouteille kostbarer als die andere. Der Doktor von Trentwitz soll die feinsten Tropfen zusammengekauft haben; das ist wieder eine Geschichte für sich. Dieser Narr von einem Auktionator hatte keinen Schimmer davon — und so kam ich Glückspilz zu dem Wein.“

Er erhob sich unvermittelt, trat vor die Bilder seiner geliebten fünf B's und verneigte sich tief:

„Herr von Bülow, diesen Schluck auf Ihr Andenken — und meinen Rest auf Euch, teure Meister, deren Werke gesegnet bleiben.“

Stephan war bewegt. In dieser Stunde, die ihn aufgewühlt hatte, erschien ihm der alte Herr in seiner wirblichen Beredsamkeit, in seiner himmlischen Begeisterung wie aus einer anderen holdseligen Welt, wie aus der Welt des Johannes von der Ewigkeit. Er sah in den blutroten Wein, in die dunkeln Augen der Haïse Charlotte Massenger, die sehnsüchtig seinen Blick erwiderte, und er fühlte, wie es in seinem Körper glühte.

„Herr Kammervirtuose, haben Sie Dank — das war eine köstliche Stunde und ein köstlicher Trunk!“

„Herr Huller, ich bin bedankt, wenn Sie den Weg zu uns gefunden haben. Ich bin bedankt und bitte es mir aus, daß Sie unsere Tür nie mehr vergessen — Ihre Hand darauf, Herr Huller. So, nun ist alles in Ordnung! Einen fröhlichen Schlaf, mein Herr, ich empfehle mich. Das Kind mag sie geleiten.“

„Küsse mich noch einmal, Geliebter!“

Sie hielten sich fest umschlungen, und sie küßte ihn mit einer Kraft und Leidenschaft, die jedes Erinnern in ihm auslöschten, ihn über Meere und Berge trugen.

„Ich lasse Dich nicht!“ flüsterte sie, „ich lasse Dich nicht!“

Gesenkten Hauptes trat er den Heimweg an. Nun wußte er, was Liebe war, nun erst begriff er den Vater,

begriff, daß dem das Erdreich abgetragen war, nun, wo sich ihm selbst das Geheimnis des Lebens aufgetan hatte.

Todestraurig suchte er sein Lager auf, aber dann huschte über sein ernstes Gesicht ein Lächeln, ein glückhaftes Lächeln, Haïse Charlotte Massenger stand neben ihm, und wie ein Gebet sprach sie die Worte: Ich lasse Dich nicht! — Und im Traum hielt er das Bild fest, das Bild des kleinen Fräuleins — und mochte er zuweilen im Schlafe auffahren und wirre, verängstete Worte von sich geben — das trause Spiel der Phantasie ließ nach, sobald Haïse die weißen, kühlen Hände auf seine heiße Stirn legte.

Haïse Charlotte aber fand in dieser Nacht keinen Schlaf. Die dunkeln Augen funkelten in der Finsternis wie Sterne, und ihr Herz schlug und pochte, als ob es die schmale, weiße Brust unter dem Spizenhemd sprengen wollte. Und auf einmal richtete sie sich in ihren Kissen auf, faltete die Hände und betete — betete zur Jungfrau Maria, die der Jungfrauen Herzweh und der Mütter Leid begreift und lindert.

Ihr war es, als ob ein warmer, weicher Frühlingsregen auf ihr Haupt fiel — Marias Gnade senkte sich über ihren dunkeln Scheitel, die Jungfrau streckte segnend die weißen Hände über sie aus. Weihrauch schwängerte die Luft, und himmlische Klänge durchfluteten die Räume. Maria hatte ihre Seele erleuchtet, ihr den Ausweg gezeigt. Voll Seligkeit schluchzte sie in sich hinein und schloß die übermüden Augen, schloß

sie, um sie von neuem zu öffnen, als könnte sie nur so das Bild der Mutter Gottes mit den Aermchen dank-erfüllt umklammern . . .

Was aber hatte Maria, die immer noch den Frauen Trost spendet, dem kleinen Fräulein Haise offenbart? ..



Mein teuerster Freund! Ich muß Dich heute noch sprechen. Es gibt einen Weg, den Du gehen mußt, weil Du mich liebst.

Deine Haise Charlotte Massenger.

— — — — —

Sie leuchtete — strahlte, glitzerte, funkelte. Ihre dunkeln Augen, ihr schneeweißes Gesicht, ihre roten Lippen, ihre durchsichtigen Hände, ihre bleiche Stirn, ihr Haar, das schwarz wie die Nacht war und wie Seide schimmerte — alles leuchtete und funkelte. Und auch die Sonne warf einen lezten rötlichen Schein über den armseligen Wald mit den dünnen Kiefernstämmen. Hand in Hand gingen sie. Er stellte keine Frage. Sie führte ihn zu einer einsamen Bank. Und nun sagte sie ganz leise, aber mit einer Stimme, die seinem Ohr wie süße Musik klang, er müsse sich dem Doktor Troir, der an der Hedwigskirche die Messe las, anvertrauen — und seinem Spruche müßten sie sich fügen; der

Doktor Tiroir sei ein Mann von ungewöhnlichem Schlage, der Gott und der armen Menschheit diene, im tiefsten Herzen gläubig, demütig — mehr wollte sie nicht von ihm sagen — er würde sich sein eigenes Urtheil bilden, wenn er ihm Auge in Auge gegenüberstünde! — — —

Sie hatte zu Ende gesprochen und blickte ihn mit einem Ausdruck innerer Gewißheit und Frömmigkeit an, der ihre Züge verklärte.

Und als er tiefbewegt entgegnete: „So soll es sein — ich gehe zu ihm,“ da neigte sie ein wenig das Köpfchen — er sollte nicht sehen, was auf ihrem Gesicht vorging — aber überrascht war sie nicht — so und nicht anders mußte seine Antwort lauten — Maria trog nicht.



Ein hochgewachsener Mensch, der über der gewölbten Stirn das graue Haar glattgekämmt trug, erwartete ihn. Inmitten des ernstesten Raumes befand sich ein großer Schreibtisch, von dem aus der Gekreuzigte zu Stephan mit schmerzenvoller Miene herüberschaute.

Der Geistliche hatte ihn aufgefordert, Platz zu nehmen — aber Stephan rührte sich nicht. Er sah prüfend in das gütige, denkerische Gesicht, sah diese hohe

Stirn, hinter der kein flacher Gedanke wachsen konnte, sah in die großen, grauen Augen und fühlte, daß er sprechen durfte.

Mit gedämpfter Stimme erzählte er, zuweilen mit der Hand über sein Stirnhaar streichend — innerlich aufgerührt und doch in Ton und Haltung ruhig, fest und klar.

„Dies ist mein Fall, Herr Doktor,“ schloß er, „ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich in meiner Not und meinem Glück wie ein Blinder hin und her taste, den Weg nicht finde . . .“

Der Geistliche sah den Mann, der vor ihm stand, ergriffen an. Er erinnerte sich deutlich an den Prozeß Charles Tillers, obwohl darüber viele Jahre ins Land gegangen waren.

„Es gibt in unserem Leben“, sagte er langsam, „so seltsame Dinge, daß die Normen und äußeren Sagen unserer Religion allein nicht mehr entscheidend sind. Ich könnte es mir leicht machen, Herr Stephan Hüller, und Ihnen erwidern: Schließen Sie getrost diesen Bund, er ist Gott wohlgefällig, denn der Eid, den Ihnen der Mann abnahm, der sich und einen anderen vom Leben zum Tode beförderte, hat vor Gott und der Kirche keine Gültigkeit! Dies weise ich von mir! Wer den Vater auf Erden nicht ehrt — ehrt den Vater im Himmel nicht. Es ist auch fern von mir, das Andenken Ihres Verbliebenen zu schmähern. Ich erinnere mich genau des Prozesses, den irdische Richter Ihrem Vater machten.“

Er hielt inne — und Stephan dünkte es, als ob der Mann wahrhaftigen Auges ihn ansah, und als ob ein gütiges, schwärmerisches Lächeln sein ernstes Gesicht seltsam verschönte.

„Ich habe mir“, fuhr Doktor Tiroir leiser fort, „damals im stillen gedacht — Sie wissen, wir dürfen nicht alles sagen, was wir denken, obgleich es wohl das höchste Gesetz ist, Bekenntnis abzulegen — ich habe mir im stillen gedacht, den Mann wird Gott nicht richten, Gott wird ihm verzeihen. So stehe ich zu dem Toten. Denn es gibt menschliche Angelegenheiten, in denen der irdische Richter ausgespielt hat. Das sollen Sie zuvörderst wissen. Und nun komme ich zu Ihnen, zu der Frage Ihres Gewissens. Ich glaube Ihnen als Priester sagen zu dürfen: Gehen Sie nicht an dem Leben vorbei, Sie werden des Toten Grabesruhe nicht stören. Jeder Mensch“, sprach er mit feierlichem Ernst weiter, „ist von Gott in dieses Leben gestellt, damit er selbst einmal Schöpfer wird, um seinen Schöpfer im Innersten zu fühlen — zu begreifen. Denn, mein Freund, dieses: „Seid fruchtbar und mehret euch“ ist nicht nur ein Gebot zum Zwecke der äußeren Fortpflanzung — dies ist ein Gebot, das zur letzten Erkenntnis Gottes führen soll. Und darum kann kein Mensch den andern davon fernhalten, sich und Gott zu erfüllen. Dies ist Zweck und Sinn unseres Daseins.“ Und mit einem schwermüthigen Ausdruck setzte er hinzu:

„Des Menschen Sohn legt Zeugnis für Gott ab und wird so für die Brüder und Schwestern selber wieder Gott. Denn jeder von uns trägt das Genie zum Gotte

in sich — und wenn er nicht ein Erlöser und Erfüller seiner Gottmöglichkeit wird — wenn er in diesem Dasein nicht zu den Auserwählten zählt: der Urenkel, das Blut von seinem Blut, wird das Gotteserbe antreten — und der Urenkel geht dann jedesmal den Weg, den des Menschen Sohn, unser Herr und Heiland ging — er bleibt ein Einsamer, einer, der kein Weib berührt, damit er ein Gemeinsamer werde für die Brüder und Schwestern.“

Er glaubte plötzlich auf Stephans Miene einen zweifelrischen Ausdruck zu entdecken.

Und mit gesenkter Stimme und tieftraurigen Augen sagte er:

„Wir armen Schächer, die wir dem Herrn dienen — und nur dem Herrn dienen — wir büßen für die Brüder und Schwestern.“

Ein Schauer ging durch Stephans Seele — ein Ahnen. Vielleicht hatte der, der vor ihm stand, alle Sehnsüchte seines Herzens niederringen müssen, um Gottes Dienst tun zu können . . . so war es; ein untrüglisches Empfinden kündete es ihm — so war es.

Er beugte in Ehrfurcht das Haupt — und ein Gefühl des Befreitseins, ein Dankerfülltsein blühte in ihm auf.

„Gott ist mit Ihnen,“ sagte der Geistliche, „er segne Sie.“

Stephan verneigte sich ehrerbietig.

Der Doktor Tiroir geleitete ihn bis zur Tür.

„Grüßen Sie das kleine Fräulein Haïse Charlotte Massenger und den Herrn Kammervirtuosen, mit dem ich in puncto Bach und Beethoven eines Sinnes bin.“

Dann reichte er ihm die Hand — ein letzter Blick Stephan Hullers fiel auf den Gekreuzigten, ehe er die Tür hinter sich schloß.

Ganz langsam — Gott und Glockengeläute, Musik und Frühling im Herzen — ging er seine Straße.



„Papa, lieber, herzensguter Papa, dieser große Mensch hier . . .“

Sie kam nicht weiter, umhalfste den alten Herrn, schluchzte, lachte, drückte ihn an sich, daß der Kammervirtuose zu ersticken meinte und nur mit Mühe sich befreien konnte.

„Herzenstind, liebste kleine Haïse — himmlisches Seelchen —“ Ihm selber rannen die Tränen über die Backen, ohne daß er sich ihrer schämte.

Er hatte zuerst von Stephan nicht die mindeste Notiz genommen, und nun wandte er sich mit rührendem, beweglichem, halb-scheuem Lächeln zu ihm.

„Herr,“ sagte er, „Sie sind ein Glückspilz, ich gratuliere Ihnen von Herzen. Herr, Gott helfe Ihnen, daß Sie dieses Glückes sich wert erweisen. Herr, Sie sind

mir um des Kindes willen lieb, beugen Sie sich zu mir herab, wir wollen den Bruderkuß tauschen.“

Vom Kammervirtuosen fuhr er direkt mit ihr zum Meister, mit dem er bereits gesprochen hatte.

Der sah sie ernst und prüfend an, dann nahm er ihr Köpfschen in seine großen, schwieligen Hände und küßte sie auf die Stirn.

Stephan hatte die beiden allein gelassen.

„Sie haben es gut getroffen,“ sagte der Meister, „Sie kriegen einen Menschen, einen wirklichen Menschen, danken Sie Gott — und machen Sie ihn glücklich!“

„Das will ich, so wahr mir Gott helfen möge.“

Sie neigte sich zu ihm herab und küßte seine Hand.

„Nicht doch — nicht doch — einen Kuß auf den Mund.“

Und das Fräulein küßte den Meister auf den Mund, gerade als Stephan wieder in die Tür trat.

Der Meister schüttelte ihm derb die Hand.

„Ist sorgsam gewogen — und nicht zu leicht befunden — das Gewicht stimmt; ich gratuliere, mein Junge.“

Stephan strahlte; das Wort tat seinem Herzen wohl. Der Meister hätte sich eher die Zunge abgebissen, als eine Silbe zu viel gesagt. Und auf einmal stieß Stephan Fuller jenes tiefe, glucksende Lachen aus, das Charles Tiller eigentümlich gewesen war.

Der Alte horchte auf; denn niemals hatte er ihn lachen hören — und Stephan selbst erschrak vor diesem

Lachen, das seinem eigenen Ohr fremd klang. Charles Tiller tauchte vor ihm auf. Aber sein Erschrecktsein hielt nicht an.

„O, Haïse,“ sagte er mit einer tiefen Freude, „ich habe das Lachen gelernt; Du hast es mich gelehrt, frage nur den Meister.“

Der nickte bedächtig, holte aus seinem Sekretär eine angebrochene Flasche Wein, füllte die Gläser, und die beiden stießen mit ihm an . . .

Von da fuhren sie direkt in die Brüderstraße — und Stephan sagte dem Kutscher, er dürfe getrost einen kleinen Umweg machen — es eile nicht so sehr. Denn jede Minute, die er das kleine Wesen anderen schenkte, schmerzte ihn.

Der große, starke Mensch, befreit von der schweren Last, die all die Jahre auf ihm gewuchtet hatte, schäumte vor Glück über. Eine Heiterkeit blühte in ihm auf, eine Fröhlichkeit nahm von ihm Besitz, als müßten seine verhungerten, verdursteten Sinne in wenigen Stunden nachholen, was Leid und Gram jahrelang ihm entzogen hatten.

„Ich habe Siebenmeilenstiefel an, mein Mädchen — ich packe das Lachen und packe die Seligkeit, die meinem Leben entwichen war.“

Und wieder vernahm Haïse das glucksende Lachen, das aus der Tiefe seiner Brust kam und sich vom Vater auf den Sohn vererbt hatte.

Ach, der Wagen hielt schon vor dem Hause in der Brüderstraße — und Stephan und das kleine Fräulein

mußten schließlicherweise aussteigen. Der Wagen war ihr Schloß, in dem sie das Glück vor den Blicken arglistiger Menschen bargen . . .

Der Dichter nahm die eine Hand des Fräuleins, der Philosoph die andere — und jeder streichelte das Händchen, das er hielt, und Haïse stand zwischen den beiden absonderlichen Menschen. Der Dichter hatte den schwarzen, glänzenden Rock an — dem Fräulein zu Ehren — der Philosoph trug den schönen, gelblich-braunen Mantel; schön, trotzdem die Wolle von ihm gefallen war und er dem Auge eines gewöhnlichen Sterblichen verschabt und verschossen erscheinen mußte. Schier dreißig Jahre war er alt, konnte man von ihm sagen — was tat's, was vermochten die Jahre über den Zaubermantel des Johannes von der Ewigkeit!

„D,“ sagte der Dichter, in dessen rotbraunes Bart- und Haupthaar die Zeit dicke Silberfäden eingesponnen hatte, „sie ist nicht von dieser Welt — sie kommt aus der Tiefe des Meeres — oder ist vom Himmel herabgestiegen. Sie kommt vom Meere, denn ihre Augen sind Perlen und ihre Ohren sind Muscheln — sie kommt vom Himmel, denn sie ist leichter als Luft — und ihre Arme sind Flügel, mit denen sie sich hinaufschwingt; und ihre Seele war bei Gott, denn ihre Stimme klingt wie Sphärenmusik.“

Und der schlankte Philosoph mit den weißen Haaren und der weißen kleinen Krawatte um den dünnen Hals, fügte wider seine Art versonnen langsam hinzu:

„Sie ist so schön, daß man zu denken aufhört und zu träumen anfängt.“

Die kleine Häse wurde vor Vergnügen blaß und rot, und es dünkte sie, als ob sie wirklich auf eine Zauberinsel versetzt sei — und der Rock des Dichters und der Mantel des Philosophen waren kostbare Stücke, die außer ihr und Stephan keines Menschen Auge wahrzunehmen vermochte. Sie wurde an das Fenster geführt und sah über den Strom, auf dem ein armseliger Schlepper sich mühsam vorwärtsbewegte.

„Sehen Sie, kleines Fräulein,“ sagte Johannes von der Ewigkeit, „hier liegt das weite, weite Meer vor Ihnen — und dieses stolze Schiff — das schwimmende Schloß auf dem Meere, führt indische Seide, führt alle Schätze der Welt mit sich.“

„Ja,“ antwortete sie mit ihrer silbernen Stimme, „ich sehe alles.“

Und ihr Blick fiel auf die alten Häuser mit den Blumenbrettern, und der Dichter fing ihren Blick auf und sprach:

„Dies sind die hängenden Gärten, von denen Sie schon in den heiligen Büchern gelesen haben.“

Sie drückte leise seine Hand und drückte die Hand des Philosophen, der den feinen Kopf ein wenig seitwärts auf die rechte Schulter gelegt hatte.

„So, nun wird getafelt,“ unterbrach nach einer kleinen Weile Johannes von der Ewigkeit das Schweigen, das sich der vier Menschen bemächtigt hatte.

Und der Philosoph schob die Kisten zurecht und verwandelte den Schreibtisch mit wunderbarer Behendigkeit in eine Prunktafel.

Die Teemaschine brodelte.

„In wenigen Minuten sind wir in China“, sagte der Dichter, „und warten Ihnen mit allen Becherbissen dieses Landes auf“ — und bald darauf goß der Philosoph den goldenen Tee in die Gläser, und Stephan und Haïse mußten auf den Stühlen Platz nehmen, während die beiden Wirte auf ihren Kisten hockten.

Ach, es war wie in einem verwunschenen Schlosse — kein häßlicher Laut drang in diese feierliche Einsamkeit — und das kleine Fräulein gab sich mit ganzer Inbrunst dem holden Zauber hin.

Als sie wieder im Hausflur standen, blieb sie eine flüchtige Sekunde stehen.

„Stephan, bin ich wach — oder phantasiere ich?“

„Bei mir bist Du, kleine Haïse.“

„So ist es wahr, Stephan, ich träume nicht — mir gehörst Du?“

„Ja, kleine Haïse, Dir, Dir allein!“

„So küß mich, mein Geliebter, küß mich, damit ich es glauben kann.“

Sie schloß die Augen — und er küßte sie so leise und vorsichtig, als sorgte er, sie könnte ihm zerbrechen.

Und das Wort des Johannes von der Ewigkeit fiel ihm ein: Sie kommt aus der Tiefe des Meeres — oder ist vom Himmel herabgestiegen.

Herr Massenger war eitel Aufregung. Es war kein so leichtes Ding, Brautvater zu sein. Freilich, das Kind war liebreizender denn je, und ein Teil ihres über-

strömenden Glücksgefühls traf auch ihn. Zunächst gab es eine kleine Schlacht, in der er einen halben Sieg erfocht.

Die Kinder wollten weder eine Verlobungsanzeige fortsetzen noch in der Zeitung den Fall bekanntgeben. Schließlich einigte man sich über die Verlobungsanzeige, die Herr Massenger auf zierlichem Karton lithographieren ließ:

„Die Verlobung meiner Tochter Häise Charlotte mit dem Ingenieur Herrn Stephan Huller zeige ich hiermit ergebenst an. Alois Massenger, Großherzoglich Meiningenscher Kammervirtuose.“

Das hatte er sich denn doch nicht nehmen lassen.

Und am Sonntag vormittag hielt ein elegantes Automobil vor dem Hause, und aus allen Fenstern starrten die Mieter auf den Ankömmling.

Die Person, die dem Wagen entstieg, war kein anderer als Stephan Hullers Chef, der wenige Minuten später im dritten Stock vor des Kammervirtuosen Wohnung die Klingel zog.

Der alte Herr stellte sich in Postur.

Er ließ sich nicht verblüffen; um Gottes willen nicht. Er kannte die große Welt da draußen, hatte mit Fürsten und Herzögen getafelt, und Bisz und Bülow hatten ihn auf die Schulter geklopft — und Bülow hatte zu ihm gesagt: „Massenger, Sie sind ein wirklicher Musikant. Sie haben Takt und Tempo im Leibe.“

Seit diesem Worte konnte ihm kein Fürst der Welt mehr imponieren.

Er stand straff da, als wollte er mit seiner Haltung allein schon ausdrücken: Hier stehe ich, Alois Massenger, und fühle mich nicht um einen Zoll kleiner als Sie, Herr Doktor, mögen Sie nun zwei oder sechs Millionen auf der Deutschen Bank liegen haben.

Der Doktor, dessen blonder Scheitel stark gelichtet war, trat ihm jedoch mit einer so herzugewinnenden Liebenswürdigkeit entgegen, daß der Musikant um ein Haar Gefahr lief, aus der Fassung zu geraten.

Der Doktor sagte, daß ihm der Name Massenger keineswegs unbekannt sei, ja, wenn er sich nicht täusche, habe er vor achtzehn oder zwanzig Jahren einem Orchesterkonzerte der Meininger Hofkapelle unter Bülow's Leitung beigewohnt, in dem Herr Massenger das Solo gespielt habe.

Der Kammervirtuose war entzückt.

„O, mein Herr, Sie lieben Musik. Das freut mich, freut mich ungemein. Was wäre die Welt ohne Musik, ohne Musik und Liebe. Sie werden mir unbedingt recht geben, mein Herr, Musik und Liebe gehören zusammen.“

Als der Doktor, den des kleinen Fräuleins zarte Schönheit in Entzücken versetzte und zu dem artigsten Kompliment veranlaßt hatte, wieder aus der Thür war, ging Herr Massenger mit Napoleonschritten, oder, wenn man lieber will, in der Gangart seines teuren Meisters Hans von Bülow mehrere Male stürmisch durch das Zimmer.

„Ein scharmanter Herr — gefällt mir außerordentlich. Der Mann hat Bli — hat Respekt vor der

Kunst — hat wie alle großen Kerle Bescheidenheit und Würde — kein gewöhnlicher Geldsack — ein Mann von Welt — erinnerte sich noch deutlich an mein Solo — gefällt mir — man hat doch nicht umsonst auf seiner Fiedel gekrazt. Siehst Du, mein lieber Stephan, das ist für unsereinen, als ob man noch post festum einen Orden kriegt. Kennst Du Jean Paul, mein Junge? Jean Paul sagt, das einzige Paradies, in das wir flüchten können, sei die Erinnerung — nota bene: Jean ist ein Bissen für Feinschmecker! . . . ist . . .“

Es läutete, und der Stimmer kam.

Herr Massenger wollte einen reingestimmten Flügel für die Verlobungsfeier. Die Kinder mußten hinaus. Er allein wollte dabei sein — und den Stimmer kontrollieren.

Ja, ja, die Kinder sollten nur in den Tiergarten gehen — sie störten ihn doch nur bei der Arbeit — er wollte ganz allein die Regie des heutigen Abends führen — auch Haïse sollte sich um nichts kümmern — sich nicht dazwischenstecken — er brauche keine Hilfe, würde ohne sie fertig werden.

Als er sie endlich Arm in Arm über den Hof gehen sah, atmete er beruhigt auf.

Er riß den Fensterflügel der Küche auf und rief laut und vernehmlich, ohne sich um die andern Mitbewohner des Hauses auch nur im geringsten zu kümmern, in den zweiten Stock hinunter: „Frau Mertens, nun kommen Sie aber geschwind — die Luft ist rein.“

Frau Mertens war die ehemalige Vermieterin Stephan Hüllers und hatte sich bereit finden lassen, für den Abend das Verlobungsmahl zu richten.

Sie kam mit vollbeladener Schürze heraufgetrappelt, lud ihre Schätze ab und setzte sich auf den Küchenstuhl Herrn Massenger gegenüber.

„Also erster Gang,“ begann der alte Herr, „Bouillon mit Markt! Ausgezeichnet — wir schreiben auf die Tischkarte: Bouillon à la Bülow — dann gibt es Gänseleber in feinen Schnitten und dazu Rosenkohl — ich glaube,“ murmelte er leiser vor sich hin, „da werden ein paar sonderbare Käuze kommen, die sich mehr an den Rosenkohl als an die Leber halten werden — und als dritten Gang Gänsebraten mit einer Haut, die knusprig sein muß.“

„Seien Sie unbesorgt, Herr Kammervirtuose, ich habe vor zwanzig Jahren bei einer jüdischen Herrschaft gebient — und da lernt man Gänse braten.“

„Bon,“ sagte Herr Massenger, „das leuchtet mir ein.“

„Und zum Schlusse, Frau Mertens, Eis, veritables Eis! Ich habe einen Regel bei Schilling in der Kochstraße bestellt, denn ich finde, in Charlottenburg macht man es nicht so delikats!“

„Ja,“ antwortete Frau Mertens, „Schilling bleibt halt Schilling und kommt gleich hinter Kranzler!“

„Mir ist er lieber,“ entgegnete Herr Massenger trocken, den diese versteckte, hinterlistige Kritik im stillen ärgerte. Aber er ließ es sich nicht merken.

„Ob wir nicht noch das Gänselein als einen Gang einschieben?“ fragte Frau Mertens, „bei meiner jüdischen Herrschaft war das Gänselein immer ein besonderer Gang!“

„Nein,“ entschied Herr Massenger, ohne sich zu besinnen. „Es ist ein Souper, meine Verehrteste — ein Souper. In der Kürze die Würze — das gilt für ein Souper so gut wie für einen Toast. Nur nicht seinen Gästen die Magen überladen. Uebrigens, das Feinste von diesem Abend sollen Sie jetzt sehen.“

Er ging in die Stube und brachte drei Bocksbeutel angeschleppt, die er zärtlich an die Brust drückte.

„Das ist ein Weinchen, Verehrteste, den kann der König von Spanien trinken. Und nun gehen Sie an die Arbeit, meine Liebe — ich verlasse mich auf Sie. Uebrigens, Sie müssen Eis besorgen! Eine halbe Stunde vor Beginn müssen wir ihn kühlen — dieses Weinchen will behandelt sein, meine Liebe.“

Er ging in sein Schlafzimmer und holte seinen alten Frackanzug, den er wohl an die zehn Jahre nicht mehr vor Augen gehabt hatte. Er betrachtete ihn mit zärtlichen und gerührten Blicken. Dann bürstete er ihn eigenhändig; an den Frack durfte ihm niemand heran — mit dem Frack hatte es seine besondere Bewandnis. Den weißen Schlips und das Oberhemd legte er sich zurecht — und nun juckte es ihn, bevor die Kinder heimkehrten, eine kleine Generalprobe abzuhalten und sich rasch einmal umzukleiden.

Er trat vor den Spiegel — sieh da — sieh da — der Frack paßte noch vortrefflich — und der Chapeau claque

war auch noch vorhanden . . . herrlich! Er nahm die Geige unter den Arm — und trat mit ihr vor den Spiegel — und sonnte sich in seinem eigenen Anblick — er wurde wehmütig — — so viele Erinnerungen tauchten auf — er sah sich mit Haïsens Mutter, die sich die Welt erfungen hätte — wenn Gott nicht —

Die Klingel ging.

O, wie dumm — wie dumm, mußte er sich gerade jetzt erwischen lassen — es sollte doch eine Ueberraschung auch für die Kinder werden . . .

Und schon stand das Fräulein im Zimmer.

„Aber, Väterchen,“ rief sie erstaunt und schlug die Hände zusammen.

„Mußt Du auch gerade jetzt kommen,“ erwiderte er ärgerlich — „und wo hast Du denn Deinen Stephan? — Nämlich, es sollte eine Ueberraschung für Euch sein.“

„Stephan kommt in einer halben Stunde, hatte noch etwas vor,“ sie schob bei diesen Worten schmeichlerisch ihren Arm in den seinigen.

„Väterchen,“ sagte sie halb bittend, „ich würde an Deiner Stelle heute abend nicht den Frack anziehen —“

Er riß die Augenlein weit auf — und wurde fleckig im Gesicht.

„Ja, wann soll ich denn den Frack in diesem Leben noch einmal anziehen, wenn nicht heute abend?“ entgegnete er gereizt. „Dieser Frack braucht sich vor niemand zu schämen. In diesem Frack hab' ich vor dem Großherzog von Meiningen Beethovens Violin-Konzert gespielt — ich will nicht sagen, gespielt, denn gespielt hat dies Konzert nur Joachim — Josef Joachim — aber

versucht hab' ich mich an dem Konzert — und mit Glück versucht — denn Bülow ist hinterher auf mich gekommen, hat mir die Hand geschüttelt und gesagt: „Mein lieber Massenger, Joachim spielt es besser — tut nichts — den Geist haben wir erfaßt. Und in diesem Frack hab' ich das Konzert gespielt — und jetzt kommst Du und willst mir — —“

„Väterchen, versteh' mich recht — ich habe Angst, Du könntest in dieser Eleganz von unsern Gästen abstechen — das wäre doch peinlich, Väterchen, und offen gestanden, mir gefällt Du in Deiner braunen Sammetjoppe ungleich besser, ich kann mir nicht helfen, Väterchen.“

Er hatte die kleinen Neuglein halb geschlossen und warf ihr von der Seite einen seltsamen, blinzelnden Blick zu.

„Ja, wenn Du meinst,“ brachte er trübselig hervor — „und wenn ich Dir in der Joppe wirklich besser gefalle, so will ich sie in Gottes Namen anziehen.“

Und er küßte sie auf die weiße Stirn, streichelte ihr seidenes Haar und sagte:

„Es ist ja Dein Ehrentag, meine geliebte, kleine Haife.“

Der Abend kam.

Der Meister stellte sich ein, angetan mit seinem schwarzen Sonntagsrock, den altmodischen Zylinder auf dem Kopfe, die braunen Glacés an den Händen, die schon etliche Jahre ihn betreut hatten — der Dichter trug sonderbarerweise den Mantel, während er dem Philosophen den leuchtenden, funkelnden Kammgarn-

roch überlassen hatte. Und der Kammervirtuose, der folgsam die Samtjoppe angezogen hatte, begrüßte mit blinkenden Augen und weißem, wehendem Haar die Gäste.

Und nun stellte sich etwas Wunderbares heraus: Der Meister Wilhelm Treumann und der kleine Herr Alois Massenger — Johannes von der Ewigkeit und der Philosoph — diese vier merkwürdigen und voneinander so verschiedenen Kumpane fanden sich in köstlicher Eintracht zusammen.

Der Meister hatte zuerst steif und feierlich dagesessen — aber Johannes war auf ihn zugetreten — und siehe da, der Bann war nach wenigen Worten gebrochen.

„Nicht verwunderlich, mein junger Freund,“ sagte der Dichter zu Stephan, „wo Brüder zusammentreffen, da ist Verstehen und Eintracht.“

Der Kammervirtuose unterhielt sich lebhaft mit dem Philosophen und setzte ihm drastisch auseinander, daß die heutige Musik eine Denkkunst sei, mehr Hirn und Mathematik in sich trage als Gefühl — allumfassendes Gefühl. Dies war vor der eigentlichen Feier.

Dann trug Frau Mertens das Mahl auf — und Haïse saß zwischen Stephan und dem Meister. Und nun kam die große Ueberraschung. Der Kammervirtuose brachte selber seine Bocksbeutel herein und sagte mit leuchtenden Augen: „Verehrte Herren! 47 Jahr ist dieser Wein alt und stammt aus der Kellerei des alten Doktor von Trenkwiß — 47 Jahre mußte

der Wein alt werden, um diesen Freudentag zu erleben. Ich schenke ihn ein, liebe Herren, und trinke auf Euer Wohl!“

Alle setzten das Glas an den Mund, aber der Dichter blickte zuerst in das Gold des edlen Weines und schlürfte seinen Duft, bevor er trank.

Dann erhob er sich und sprach von dem Gold des Weines, von dem Gold ewiger Jugend, von dem Gold der Liebe — und dann sprach er von Stephan und Haise, über die das Gold der Jugend und das Gold der Liebe ausgegossen sei. „Ich hebe das Glas mit dem goldenen Wein und trinke auf die beiden.“

Zulezt stand Stephan auf.

Seine Miene war tiefernst, und eine leichte Blässe überzog sie. Er war kein Sprecher — das Wort mußte sich mühsam seinen Weg bahnen, er redete leise in abgerissenen Lauten, geschüttelt und geworfen von dem Glücke dieser Stunde.

Dem Meister dankte er, der ihm nicht nur Lehrherr gewesen war, der ihn mit der Hand eines Vaters durch die Schwere seiner Jugend geleitet hatte, ohne dessen starke Hilfe er auf der Strecke geblieben wäre — den Freunden dankte er, die ihn in die geheimnisvollen Gärten des Daseins geführt hätten — und Gott wollte er danken, vor allen — Gott, der sich seiner erbarmt hätte.

„Dieses Glas trinke ich auf Euch, meine Freunde und auf das Andenken meines Vaters Friedrich Hüller und auf das Gedächtnis der kleinen Elfriede.“

Es war sehr, sehr still nach diesen Worten — und es dauerte eine geraume Weile, ehe der Meister sich schwer von seinem Sige erhob — auf Stephan zuging und wortlos seine Hand ihm auf die Schulter legte. Der Alte und der Junge blickten sich stumm an — und verstanden einander.

Frau Mertens hatte die Tafel abgeräumt, und nun saßen die Gäste im Halbkreis — und Haïse sang, vom Kammervirtuosen begleitet, den Zyklus Schumannscher Liebeslieder. Und jedes Lied wurde zu einem Gebet ihrer Seele, die sich weit — weit — aufgetan hatte. Die Gäste lauschten.

Der Dichter hatte die Augen geschlossen, der Meister hatte die Hände gefaltet, der Philosoph hatte das Haupt weit nach rückwärts gebogen — — und Stephan blickte auf Haïse wie auf eine himmlische Erscheinung.

Dies war die Verlobungsfeier Stephans.



Die Hullers hatten eine Gartenwohnung von fünf Zimmern — und der Kammervirtuose wohnte in seinem alten, ehrwürdigen Meublement, sodaß er die Veränderung, die vor sich gegangen war, äußerlich kaum merkte.

Fünf Zimmer mit Loggia und Badezimmer und eine Kammer für das Mädchen — die Massengers hatten bei dem Gedanken anfangs die Hände zusammengeschlagen — eine Wohnung für zwölfhundertfünfzig Mark, war das nicht ein ungeheuerlicher Leichtsinns!

Aber Stephan hatte frohgemut erwidert, ein vorsorglicher Hausvater dürfte bei der Berechnung des jährlichen Etats die Wohnung getrost mit einem Sechstel seines Einkommens in Anschlag bringen — und er habe sogar nicht einmal den neunten Teil seines Gehaltes für die Miete verwendet.

Der alte Herr hatte seiner Gewohnheit gemäß die Neuglein weit aufgerissen.

„Nicht möglich, mein Junge, nicht möglich, dann hättest Du ja ein Einkommen von über —“

„Es wird schon stimmen,“ sagte Stephan, ihn lächelnd unterbrechend, „es sind gerade zwölftausend Mark!“

„Ich glaube, so viel hat Bülow seinerzeit nicht in Meiningen gehabt. Das ist ja horrend, wie Ihr Menschen von der Industrie bezahlt werdet.“

„Der Procurist unseres Hauses hat ein Einkommen von mindestens vierzigtausend Mark.“

„Hm — hm, da kommt man sich ja wie ein armseliger Schlucker vor — und Du kannst's am Ende auch mal so weit bringen?“ hatte er in scheuer Bewunderung gefragt.

„Ausgeschlossen ist das nicht!“

„Hörst Du, Haase, er kann es auf vierzigtausend Mark bringen — das ist ja großartig — das ist ja

glänzend! Dieser Chef ist ein Gentleman, ich habe es ihm angesehen — ein großer Herr ist das, der nach dem Prinzip: leben — und leben lassen seine Leute honoriert — gefällt mir, nötigt mir Respekt ab, immerhin — —“

„Ach, lieber Vater, das Geld allein macht es nicht,“ fiel ihm Stephan in die Rede.

„Und ist doch schön, wenn man es hat,“ entgegnete der Kammervirtuose. „Notabene, was habe ich Dir gesagt, mein Lieber, als Du mit der Kleinen kamst und Ihr meinen Segen wolltet? Einen Glückspilz habe ich Dich genannt — stimmt das, oder stimmt das nicht?“

„Ja, lieber Vater, aber das Glück ist vom Gelde unabhängig, behaupte ich. Sieh Dir nur Johannes von der Ewigkeit an — und schau auf Dich selber!“

„Na ja, bei Künstlernaturen ist das auch eine andere Sache, mein Lieber. Gott geht mit seinen Gaben sparsam um! Es wäre ja sonst auch, um auf die Bäume zu klettern! Dem das Geld — und jenem die Kunst! Es muß doch einen Ausgleich in diesem Jammertale geben!“

„Ich meine, ein Stückchen Künstler muß ein jeder sein!“

„Ein Stückchen, sagst Du — schön, zugegeben! Aber ein Stückchen Künstler, mein Junge,“ fuhr er mit einem hochmütigen, überlegenen Lächeln fort, „bedeutet in der Kunst weder Fisch noch Fleisch! Wer nur ein Stückchen Künstlertum in sich hat, das ist eben der Witz, mein lieber Junge — bleibt sein Lebtag ein Schuster.“

„Gewiß, lieber Vater, Du hast ganz recht von Deinem Standpunkt — und Gott bewahre mich vor Dünkel und Selbstüberheblichkeit, ich wollte nur ausdrücken, man muß einen Tropfen Eures Blutes in sich haben, um mit dem Leben zurecht zu kommen, um nicht in die Nüchternheit des Alltags zu versinken, wie in einen Sumpf!“

„Nun gut, mein Junge, da hast Du wieder recht — und im Grunde genommen, wenn wir Künstler nicht das Publikum hätten, was sollten wir mit uns anfangen!“

„Ach, Stephan,“ sagte Haïse, „Papa hat wieder seinen schrecklichen Tag, und wenn Du noch fünf Minuten mit ihm streitest, behauptet er steif und fest, die Erde dreht sich nicht um die Sonne, sondern um die Kunst.“

„Mein Kind, das behaupte ich allerdings — und sehr ernsthaft. Die Sonne und die Kunst sind in dem Fall das gleiche — sind eins, mein Kind. Die Sonne bringt den Menschen das Licht und die Wärme — und was tut die Kunst? — Genau das nämliche, kleine Haïse — — item ist die Sonne ein Symbol der Kunst! Oder —“ schloß er fanatisch, „Du kannst es ebenso gut auch umgekehrt ausdrücken.“

Haïse lachte laut und übermütig auf — Stephan jedoch erklärte, daß der Papa vollkommen im Recht und seine Logik unanfechtbar sei.

Haïse seufzte.

„Da bin ich schön in die Tinte geraten — früher hatte ich mich nur mit dem alten Mann herumzu-

balgen — und jetzt stehen zwei Verbündete gegen mich — wenn ich dabei nicht in Scherben gehe, ist es ein Gotteswunder! Aber mehr als Eure Gleichnisse hat etwas anderes für mich Interesse. Wozu, frage ich“ — und diese letzten Worte sprach sie so leise, daß nur Stephan sie vernehmen konnte — „wozu brauchen wir das fünfte Zimmer? Ich zerbreche mir den Kopf und löse das Rätsel nicht. Schön, ein Musikzimmer, ein Wohnzimmer — ein Schlafzimmer für den Vater und eines für uns — alles schön und recht — was soll uns aber Numero fünf?“

Er zog ihr Ohr zu seinem Munde und raunte ihr zu: „Numero fünf ist bestimmt für Numero drei!“

Sie erglühete lieblich — und entzog sich ihm sanft, sah verstohlen zum Kammervirtuosen hinüber, ob der auch nichts gehört hätte . . .



Und dann hatte man sehr rasch eine stille Hochzeit gemacht und war in die neue Wohnung gezogen. Und von der Loggia sah man über Wiesen und Felder, hatte die weite Ebene unter sich — und hoch über ihnen wölbte sich der Himmel.

O, es war noch ein wundervoller Spätherbst geworden, den man in vollen Zügen auskostete, denn es gab in diesem sonderbaren Jahre Novembertage, die

so warm und lind waren, daß man sich in den Frühling versetzt glauben konnte — ja, seltsam, Bäume und Sträucher brachten Frühlings-Runde; denn hier und da hatte es von neuem zu keimen und zu sprießen begonnen.

Herr Alois Massenger schwor hoch und heilig, der liebe Gott habe zu Ehren der kleinen Haïse sein ganzes Programm auf den Kopf gestellt und für sie einen Frühling im Winter herbeigezaubert.

Und wenn der Dichter, der Philosoph und der Meister zu Gaste erschienen — wurde des Festes kein Ende.

Und Stephan gab sein tiefes, glucksendes Lachen von sich, dünkte sich wie umgewandelt, und in seinem Herzen tönte es: Die Welt wird schöner mit jedem Tag — man weiß nicht, was noch kommen mag.

Dann aber strauchelte er über den Schluß des Berjes — und ein leises Grauen schüttelte ihn; kein anderes Sehnen war in ihm, als daß Gott das Haus, das er sich gebaut hatte, unter seinem Schutz behielt.

Nie hatte es einen Menschen gegeben, der stärker von seinem Glück erfüllt war als er. Nie hatte es einen Menschen gegeben, der sein Glück demütiger trug als er.

Ich habe das nicht verdient, sagte er sich beständig — ich muß durch meine ganze Lebensführung vor Gott und den Menschen erst den Beweis meiner Würdigkeit erbringen.

Und als eines Tages Haïse ihm offenbarte, daß in ihr neues Leben wuchs — taumelte dieser große, starke

Mensch und mußte sich an der Kante des Tisches festhalten.

„Mann, was hast Du?“ rief sie erschreckt, und die Barte, Zerbrechliche war angsterfüllt dicht zu ihm getreten, um ihn zu stützen.

„Nichts ist mir, kleine Haïse — sei ganz still und laß Dich küssen.“

Und seine großen, hellen Augen, die Augen, die er von Friedrich Huller, dem Vater, hatte, waren getrübt vor Erschütterung und Freude.

Sie machten es miteinander aus, daß sie das Geheimnis noch eine Zeitlang für sich behalten wollten, eifersüchtig auf ihr Glück und scheu vor Seligkeit.

Und Stephan sagte: „Wenn es ein Junge wird, so muß er an erster Stelle nach meinem Vater Friedrich, an zweiter nach dem Meister Wilhelm und an dritter Stelle nach dem Dichter Johannes heißen — und wird es ein Mädchen, so gibt es keinen anderen Namen als Haïse Charlotte. Und lieber wollte ich fast,“ setzte er hinzu, „daß unser erstes Kind ein Mädchen würde.“

Dies war am Ausgang des November — dann schlug das Wetter unvermittelt um — ein eisiger Dezemberwind kam über das Land, der ähend über die Gesichter fuhr und den armen Leuten in die Glieder ging.

Die Spazierer flogen, vor Kälte erstarrt, verängstigt auf die Loggia — und Haïse und der Kammervirtuose streuten ihnen Brosamen.

Und Stephan holte von der Bank ein paar hundert Mark und zeichnete sie für die Aermsten, die in ihren dürftigen vier Wänden froren.

Auch mußte der Kohlenmann in die Brüderstraße fahren und bei dem Dichter und dem Philosophen heimlich seine Fuhr abladen. Und Stephan Huller nahm sich selber das Versprechen ab, seinen Brüdern zu helfen — nicht nur wenn die Not des Tages laut an sein Ohr gellte — denn Hilfsbereitschaft gehörte zu den armseligsten Pflichten der Menschen.

Weihnachten stand vor der Tür, und Stephan überlegte, ob er unter den Christbaum eine kleine aus Silber getriebene Wiege stellen sollte, die sie als Nähkasten oder als Zierstück benutzen mochte. Er gab jedoch den Einfall rasch auf, ärgerlich über sich selbst.

Nein, er wollte Gott nicht versuchen — und so seltsam es war, er machte sich darüber Vorwürfe, daß er nur mit dem Gedanken gespielt hatte.

Seine ganze Sorge galt Haifens Zustand — sie sollte sich nicht in der Küche aufhalten, sollte keinen Gegenstand anrühren, sollte viel in die Luft gehen — und sich schonen — schonen.

Haife lächelte ob seiner Mängste, Riesenkräfte hätte sie — und wenn er mit ihr zu streiten anfinge, würde er sein blaues Wunder erleben.

Er verließ in der Frühe das Haus und kam erst um sechs Uhr abends zu Tische heim, dann wurde gegessen, geplaudert, musiziert — und von der Zukunft geträumt.

Jedesmal, wenn auf dem Nachhauseweg ihn die Angst überfiel, es könnte ihr etwas zugestoßen sein, be-

schleunigte er seine Schritte, nahm mit wenigen Sätzen die Treppen — und war außer sich vor Freude, wenn er sie in seinen starken Armen hielt. Unwillkürlich brach er dann in sein glucksendes Lachen aus, das wie aus einem tiefen Brunnen kam, der lange, lange Jahre verschüttet gewesen war. Dieses Lachen liebte Frau Haïse . . .

Es war an einem Nachmittage gegen ein halb fünf Uhr — das Winterdunkel hatte sich bereits in den Zimmern der Hullerschen Wohnung eingenistet, als ein schrilles Klingeln von draußen ertönte. Haïse war mit dem Mädchen allein, denn der Kammervirtuose hatte allerhand Weihnachts-Einkäufe zu machen.

Das Mädchen ging zur Entreeür und blieb so unverhältnismäßig lange im Flur, daß die junge Frau unruhig zu werden begann.

Endlich erschien sie wieder.

„Frau Huller, da draußen ist eine Dame, die durchaus den Herrn sprechen will — ich habe ihr gesagt, daß der Herr vor sechs Uhr nicht nach Hause käme — sie möchte nun mit Ihnen reden.“

„Haben Sie die Dame nach ihrem Namen gefragt?“

„Gewiß, Frau Huller, sie sagte, der Name tut nichts zur Sache; vielleicht habe ich auch nicht richtig verstanden, die Dame muß eine Ausländische sein — sie spricht nicht wie unsereiner.“

„So lassen Sie sie nähertreten — ich komme gleich.“

Frau Haïse band die Hauschürze ab, warf noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel — und ging lang-

sam durch den Korridor in das Musikzimmer, wo die Fremde Platz genommen hatte.

Vor der Thür blieb sie stehen und atmete auf einmal schwer. Was hatte sie nur? . . . Eine namenlose Angst war in ihr Inneres geschlichen. „O Gott, o Gott,“ flüsterte sie vor sich hin — und öffnete.

Die Dame stand auf — sie war etwa einen halben Kopf größer als Haïse und hatte vor dem Gesicht einen braunen, schwarzgetupften Schleier. Sie trug ein Pelzjackett und ein Kapotthütchen aus schwarzem Sammet, am Rande mit einer Goldborte eingefast.

Haïse vermochte in der Dunkelheit keinen Zug des verschleierte[n] Gesichtes zu erkennen.

„Ich heiÙe Haïse Huller,“ sagte sie, „mein Mann ist leider nicht zu Hause — gestatten Sie, daÙ ich erst Licht mache.“

„O bitte, lassen Sie es noch ein Weilchen dunkel, liebes Kind, das Licht tut mir weh — oder nein, zünden Sie lieber an — ich möchte Sie doch sehen.“

Diese Worte befremdeten Haïse dermaßen, daÙ sie die Antwort vergaÙ und einen Augenblick ganz still da stand; dann raffte sie sich zusammen, holte die Streichhölzer vom Tisch und stieg auf einen Stuhl, um die Krone zu entzünden.

Und gerade wie sie auf dem Stuhle stand und im Begriff war, den Gashahn zu öffnen, kam ihr ganz plötzlich der Gedanke: das ist niemand anderes als Stephans Mutter.

Hatte sie, erschreckt durch diese Erkenntnis, eine unvorsichtige Bewegung gemacht — genug, sie taumelte

gerade in dem Momente, als die Flamme das Zimmer erhellte. Der Stuhl schwankte — und sie fiel.

Die Dame schrie leise auf — das Mädchen kam herbeigeeilt — aber Haïse hatte sich bereits wieder erhoben und lächelte schmerzhaft.

„Mir ist nichts geschehen,“ brachte sie leise hervor — und dabei zuckte es um ihre Lippen. „Darf ich nun aber fragen, mit wem ich die Ehre habe?“

Während dieser Worte fühlte sie unter dem Herzen einen schweren Druck, und keinen sehnlicheren Wunsch hatte sie, als daß ihre Ahnung sie trügen möchte.

Die Fremde hatte ihren Schleier zurückgezogen, und Haïse blickte in ein unstetes Gesicht, das vom Leben gezeichnet war und in seiner Zerrissenheit ihr wehe that. Denn Puder und Schminke hatten nicht die tiefen Spuren eines bewegten Daseins zu verwischen vermocht.

Und nun sagte die Dame:

„Nämlich — ich bin Stephan Hüllers Mutter.“

Die junge Frau überließ ein eisiger Schauer, sie rührte sich nicht, saß ganz still da — fühlte Schmerz in allen Gliedern, und in ihren Schläfen pochte und hämmerte es.

„Und Sie, mein Kind, sind seine Frau? O, wie schön sind Sie, wie zart und lieb.“

Und ohne daß Haïse sich zu wehren vermochte, streichelte sie ihre Hände und fuhr fort: „Mich dürfen Sie gar nicht ansehen, denn ich habe die ganze Nacht auf der Bahn gelegen und bin müde und elend.“

Was wird um Gottes willen nur Stephan dazu sagen, dachte Haïse, und die Tränen schossen ihr aus den Augen.

Die Dame schien ihre Gedanken zu erraten.

„Vierzehn Jahre sind es her, seit ich ihn nicht gesehen habe — und niemals hat er das geringste von sich hören lassen — o, er ist sehr, sehr hart gewesen! — Und wenn ich nicht von aller Welt verlassen und sterbenskrank wäre — ja — ja, meine junge Frau, ich fürchte, man wird mich operieren müssen — — ich hätte mich nicht in Moskau auf die Bahn gesetzt, um zu ihm zu fahren — ich komme nämlich direkt aus Moskau.“

Sie lehnte sich erschöpft in den Stuhl und schloß die Augen.

„Darf ich Ihnen etwas Erfrischendes bringen?“

Haïse wollte sich erheben, aber Frau Charles Tiller hielt sie zurück.

„Nein, nein, gehen Sie nicht aus dem Zimmer,“ sagte sie kläglich, „ich habe auf nichts Appetit und ich fürchte mich sonst; ich habe Angst, er könnte gerade, wenn Sie hinter sich die Tür geschlossen haben, eintreten — ich fürchte mich vor meinem eigenen Jungen.“

Sie fing auf einmal zu weinen an, holte ihr Tücheltchen hervor und schluchzte bitterlich in sich hinein.

Haïse versuchte sie zu trösten. Aber die Dame Hortense schüttelte den Kopf.

„Sie kennen die Tillers nicht, und er ist gerade wie sein Vater. O, mein Gott, was habe ich durchgemacht!“ Und sie erzählte, daß sie inzwischen noch zweimal ver-

heiratet gewesen sei — und erst vor wenigen Monaten ihren letzten Mann begraben habe.

Sie käme nicht als Bettlerin zurück — seit einem Jahre bereits arbeite sie nicht mehr, sie hätte genug, um bescheiden leben zu können. Daß sie etwa Stephan zur Last fallen würde, davon könne keine Rede sein. Charles Tillers große Nummer hätte sie nicht nur all die Jahre über Wasser gehalten, sondern es ihr auch ermöglicht, Ersparnisse zu machen — o, sie sei auf ihrer Hut gewesen, sie hätte sich nicht ausbeuten lassen. Der Zweite, das war ein ganz gemeiner Kerl gewesen, ein Säufer und Spieler — und obendrein — nein darüber wolle sie nicht reden, das rege sie zu sehr auf — und der Arzt habe ihr jede Erregung streng untersagt. Nun, sie habe ihm beizuteilen einen Tritt versetzt.

Mit dem Dritten sei sie ja leidlich fertig geworden — es war keine Liebesheirath gewesen, beileibe nicht — eine Vernunftsheirat, um Charles Tillers Nummer noch rechtzeitig nach Amerika zu bringen, bevor es zu spät gewesen. Du lieber Gott, mit Charles Tiller hatte sich weder der Zweite noch der Dritte messen können. Aber was sollte man tun, wehlagte sie, in der Not frißt der Teufel Fliegen.

Mitten in ihrem plätschernden Redestrom hielt sie inne und horchte ängstlich auf — das Schloß hatte sich bewegt — sie meinte, nun würde Stephan in die Thür treten.

Mit einer furchtsamen Bewegung klammerte sie sich an Haife.

„Sie werden mir helfen, liebes Kind, nicht wahr, Sie werden mir helfen!“

„Es ist nicht Stephan, es ist mein Vater,“ entgegnete Haïse matt.

Unmittelbar darauf trat der Rammervirtuose ein. Er war völlig unbefangen, denn weder Stephan noch Haïse hatten ihn jemals mit den Geschehnissen der Vergangenheit bekannt gemacht.

„O, das ist aber eine Ueberraschung,“ sagte er lebhaft. „Ich freue mich sehr — freue mich aufrichtig, die Mutter Stephans kennen zu lernen. Sie sind die Nacht durchgefahen — Sie kommen aus Moskau — ich kenne Moskau — die Meininger Hofkapelle hat unter Bülow in Moskau gespielt — ich saß am Konzertmeisterpult, meine Gnädigste. Es waren ein paar wundervolle Tage. Ein ausgezeichnetes Publikum — ein Enthusiasmus“ — und zu Haïse gewandt: „davon hat man in Deutschland keine Ahnung. Bülow mußte sich immer und immer wieder verneigen, die Leute rasten vor Beifall — eh bien, so etwas hatten sie noch nicht zu hören bekommen.“

Die Dame Hortense war entzückt von dem kleinen, beweglichen alten Herrn, obwohl sie kein Wort von seinen Reden verstand. Und nun kam Stephan wirklich — und Haïse eilte ihm entgegen und fing ihn im Flur ab.

„Nicht wahr, Du wirst ganz ruhig sein, Lieber, Lieber — wirst Dich nicht erregen,“ rief sie ihm bänglich zu und faßte ihn an der Hand.

„Ja, was ist Dir denn, Kind, was hast Du denn nur?“

Er sah verwundert in ihr schneeweißes Gesicht und wollte sie in das Zimmer ziehen.

„Nein, bleib' hier draußen, geh' nicht hinein!“

„Um Gottes willen, so rede endlich, was in aller Welt ist passiert?“

„Die Mama ist da!“ stieß sie unvermittelt hervor.

„Wer?“ fragte er mit schwerer Zunge.

„Die Mama,“ wiederholte sie tonlos.

Alle Farbe wich aus seinen Zügen.

„Stephan, sei gut zu ihr,“ bat sie mit flehentlichster Stimme. „Die Frau ist sterbenselend und muß sich einer Operation auf Leben und Tod unterziehen. Sie kommt direkt aus Moskau, ist die Nacht durchgefahren und kann sich kaum auf den Füßen halten. Sie wollte Dich noch einmal sehen. Man kann ja nie wissen,“ fügte sie leiser hinzu, „wie solch eine Sache endet.“

„Nein,“ entgegnete er tonlos, „wie das endet, kann niemand wissen.“

„So komm' und sag' ihr ein einziges gutes Wort!“

„Ich kann nicht — ich kann beim besten Willen nicht.“

Seine Miene nahm einen harten, unverföhnlichen Ausdruck an.

„Stephan, Du darfst mir das nicht antun — so höre doch, Stephan,“ rief sie verzweifelt.

Der Rammervirtuose streckte seinen Kopf durch die Tür.

„Kinder, so kommt doch endlich. Die Frau Mama gerät ja in Angstzustände — ist das ein Benehmen?“

„Gleich, gleich, Papa — nur einen Augenblick Geduld,“ antwortete Haïse und machte dabei so dringliche, abwehrende Bewegungen, daß der alte Herr schleunigst wieder verschwand.

Nun aber war sie mit ihrer Selbstbeherrschung am Ende und fing ohne jeden Uebergang bitterlich zu weinen an.

Diesen Anblick konnte er nicht ertragen.

„Liebes Herz, beruhige Dich,“ sagte er verstört, „ich will ja alles tun, hol’ den Papa unter irgendeinem Vorwande heraus und laß mich mit ihr erst ein paar Minuten allein.“

„Ja, Stephan,“ antwortete sie, immer noch schluchzend.

Sie wollte ins Musikzimmer, zögerte einen Augenblick und wandte sich von neuem an ihn.

„Du mußt mit ihr sehr, sehr zart sein, sie will von Dir keine Hilfe, die braucht sie nicht; sie hat sich so viel zusammengespart, um leben zu können — nach Liebe und Güte sehnt sie sich.“

Sie huschte davon. Er stand noch eine kleine Weile in dem schmalen Korridor und hielt sich die Hand vor die Augen, die ihn schmerzten.

„O, sie weiß nicht, was sie da von mir verlangt,“ dachte er und ächzte in sich hinein.

Der ganze Gram seiner Kindheit stieg in den wenigen Sekunden vor ihm auf — der Abschied mit Friedrich Huller, seinem Vater, wurde wieder

lebendig. Kein Wort war in dieser Stunde von der Mutter gesprochen worden, keinen letzten Gruß hatte ihm Charles Tiller aufgetragen. Der Vater war in den Tod gegangen, ohne zu verzeihen — er hatte die Mutter aus seinem Dasein ausgelöscht, bevor er sich selber vom Leben zum Tode befördert, er hatte — das war seine letzte Bestimmung gewesen — den Sohn von der Mutter getrennt, damit er in einer reineren Luft atmen und aufwachsen sollte, und er hatte ihm jenen entsetzlichen Eid abgenommen, im Hinblick auf das, was ihm die Mutter angetan. Nach des Vaters Erkenntnis mußte der Mann, der nicht elend werden wollte, einsam durch das Leben gehen — bis zu diesem Grade der Verzweiflung war ein von Hause aus schlichter und einfältiger Mensch wie Friedrich Hüller gedrungen. Alles das wurde wieder in ihm wach, er sah sich scheu um, spuckte, als wenn ihm übel wäre, plötzlich aus — und öffnete die Tür.

Die Dame Hortense wollte die Arme ausstrecken — aber Stephan nahm eine so abwehrende, eisige Haltung an, daß sie diesen Versuch sogleich aufgab — Charles Tillers Auge fühlte sie auf sich gerichtet.

„Stephan,“ brachte sie furchtsam hervor, „sieh mich nicht so an.“

Beim Ton ihrer Stimme wandte er sich ein wenig zur Seite.

Das Gesicht der Mutter erschien ihm wie ein aufgeschlagenes Buch, das von einem verwüsteten, unstillen Dasein Kunde gab — ach, wie ganz anders hatte er es in der Erinnerung!

„Mutter, wir wollen von der Vergangenheit nicht sprechen,“ sagte er, und hielt sich die Rechte wie einen Schirm vor die Augen, als ob er durch das Licht der Krone geblendet würde.

„Das ist auch meine Meinung,“ erwiderte sie rasch, „ich muß mich von jeder Alteration fernhalten — der Arzt hat es streng befohlen.“

„Und Du willst Dich hier operieren lassen?“

„Ja, wer sagt denn das — wer kommt auf solche Ideen? Das fällt mir gar nicht ein — ich bin soweit ein kerngesunder Mensch — da hat mich Dein Schwiegervater gründlich mißverstanden.“

„Meine Frau sprach davon!“

„Ach, die süße, kleine Frau — sie hat sich so um mich gesorgt — ich war etwas erschöpft — die lange Reise — die Treppen — Du mußt bedenken, ich komme direkt aus Amsterdam.“

„Ich glaubte verstanden zu haben, Du seiest zuletzt in Moskau — — —“

„O Gott bewahre — aus Amsterdam komme ich — seit einer Ewigkeit war ich nicht in Moskau.“

„Hm,“ brummte er verwundert, „das ist doch seltsam. Und wo logierst Du eigentlich?“

„Ich bin im Zentralhotel abgestiegen. Das heißt, ich habe mein Gepäck vorerst beim Portier abgegeben — ich habe noch keine festen Zimmer genommen, ich wollte doch zuerst — — jetzt fällt mir übrigens ein, an wen mich die süße, kleine Frau erinnert — den Kopf habe ich mir darüber zerbrochen — an die Törred erinnert sie mich, an die Törred von damals! Die müßtest Du

heute sehen — kein Schatten mehr von früher — zudem eine höchst durchtriebene Person — eine Kanaille schlimmster Art.“

Ihre Augen funkelten bei diesen Worten boshaft.

Stephan schüttelte ein Grauen bei dem Gedanken, die Mutter, der er sich entfremdet fühlte, etwa dauernd in der Nähe zu behalten, und bei der Vorstellung, sie könnte gar einen engen Verkehr mit Haïse anstreben, wurde ihm übel zu Mute. Nein, nie und nimmer durfte das geschehen.

Es mußte in der ersten Stunde Klarheit geschaffen werden.

„Ja, Mutter,“ begann er von neuem und suchte einen nüchternen, sachlichen Ton zu finden, der von vornherein jede Empfindsamkeit ausschalten sollte, „wie denkst Du Dir nun die weitere Zukunft?“

Sie sah ihn in hilfloser Verblüffung an.

„Wie ich mir das denke,“ wiederholte sie mechanisch — „Du weißt doch, ich arbeite nicht mehr — ich kann nicht mehr arbeiten . . . meine Knochen taugen nicht mehr . . . ich finde kein Placement . . . die Schufte von Agenten buchen mich nicht mehr . . . ich bin am Ende,“ schrie sie jammervoll auf . . . „Hörst Du, am Ende . . . und mein Mann ist mit einer anderen davongelaufen . . . der Schurke ist nach Moskau abgedampft . . . und ich saß da ohne einen Groschen . . . meine letzten Ringe mußte ich verkaufen, nur um nach Berlin zu kommen . . . und nun wirfst Du mich nicht von Dir stoßen, mein Stephan . . . ich habe ja niemand auf der Welt als Dich . . .“

Und ganz zerbrochen, verfiel sie in eine Art von Weinkrampf.

Er war an das Fenster getreten, drückte seinen heißen Kopf an die gefrorenen Scheiben und atmete schwer.

Charles Tillers Frau hatte sich verhältnismäßig schnell beschwichtigt, da ihr Ausbruch wider Erwarten Stephan zu keinerlei Beruhigungsversuchen veranlaßt hatte.

„Also, Mutter,“ sagte er, „jetzt sehe ich einigermaßen klar.“

Und nach einer kleinen Pause, während der sie ihn gespannt anblickte, setzte er hinzu:

„Und nun will ich Dir auch reinen Wein über meine Absichten einschenken. Wenn Du daran gedacht hast, mit mir zusammen zu hausen, so ist das völlig ausgeschlossen — nicht nur der beschränkten Wohnung wegen, sondern noch aus anderen Gründen, die ich nicht nennen mag. Dagegen will ich für Dich sorgen, wie es meine Pflicht ist, Du sollst keine Not leiden, Mutter, nur möchte ich,“ fuhr er mühselig fort, und das Sprechen wurde ihm mit jedem Worte schwerer, „daß Du nicht gerade in derselben Stadt, in der ich lebe . . .“

Häße hatte leise die Tür geöffnet.

„Wollt ihr nicht jetzt zum Essen kommen?“ bat sie, „die Suppe wird schon ganz kalt — der Braten wird hart — und der Papa hält es vor Hunger nicht mehr aus.“

Stephan nickte, und sie nahm Frau Hortense unter den Arm und schritt voran.

Der Kammervirtuose war schon nervös geworden.

„Endlich — endlich,“ rief er ungeduldig aus. „Ich sterbe vor Hunger, meine Gnädige! Darf ich Ihnen meinen Arm bieten. Wir müssen unser Gespräch über Moskau fortsetzen. Aber erst nach der Suppe, wenn ich bitten darf — vorher bin ich inkapabel.“

Die Dame Hortense nahm mit einer vollendeten Grandezza den Arm des alten Herrn. Jede Spur von Traurigkeit war wie weggeblasen. Sie aß und trank mit gutem Appetit, dabei bewegte sich ihre Zunge mit der Geschwindigkeit eines Rades — und dazwischen stieß sie ihr eintöniges Lachen aus, das im Laufe der Jahre härter und schriller als ehemals geworden war.

Stephan schämte sich ihrer. Der Bissen blieb ihm in der Kehle stecken.

Und wie sie nach Tische auffallend unruhig wurde, beständig auf die Wanduhr schaute und schließlich mit einem unnötigen Wort- und Energieaufwand erklärte, sie müsse unbedingt heute abend noch in den Wintergarten, redete er mit keiner Silbe dagegen.

Er drückte ihr verstoßen ein Papier in die Hand und sagte:

„Damit Du zunächst keine Sorgen hast. Ueber alles weitere sprechen wir später.“

Dann mußte das Dienstmädchen sie zur Stadtbahn geleiten, gegen den Widerspruch des alten Herrn, der dieses Recht durchaus für sich in Anspruch nehmen wollte.

Als ihre Schritte auf der Treppe verhallt waren, beschrieb Stephan mit beiden Armen in der Luft einen großen Kreis, als müßte er seine Brust weiten und tief Atem schöpfen. Dann legte er seinen Arm um Hänsens Hals und sagte schmerzhaft:

„Ach, liebes Seelchen, ich möchte gern die Fensterflügel aufreißen und die kalte, erfrischende Winterluft hereinlassen, mir ist, als müßte ich ersticken.“

„Komm, Stephan, ich singe Dir ein Lied und scheuche Dir die bösen Gedanken —“

Der Kammervirtuose saß bereits am Flügel, und gleich darauf flutete ihre weiche, zarte Stimme durch den Raum.

Inmitten des Gesanges mußte sie innehalten — und ihr Gesicht verzog sich für eine flüchtige Sekunde.

„Es ist nichts, spiele nur weiter, Väterchen.“

Sie sang das Lied zu Ende, dann jedoch fühlte sie sich müde und schwer in den Gliedern und bat Stephan und den Papa, sich allein zu vergnügen, da sie sich früher zur Ruhe begeben wollte.

Das Mädchen brachte den beiden Herren den Tee, der Kammervirtuose steckte sich eine Havanna an und begann den Unterhalter zu machen.

„Ja, ja,“ meinte er, „das Leben ist wunderbar, wirft und schüttelt einen um und um. Wenn ich nur an die Frau Mama denke. Was für ein beschwerliches Dasein! Da stehen die andern Weibchen vor ihrem Kochtopf, rühren ihren Brei ein — und haben keine

Ahnung, was das heißt, jeden Abend gewissermaßen in der Luft zu schweben und sein Leben aufs Spiel zu setzen.“

Der Kammervirtuose ging behaglich passend im Zimmer auf und nieder, blies in köstlicher Stimmung den blauen Rauch von sich und achtete kaum darauf, daß Stephan ihm die Antwort schuldig blieb.

„Hat Künstlerblut in den Adern,“ begann er von neuem. „Das lockt und treibt und läßt der Seele keine Ruhe — kommt eben aus Moskau — ist elend und abgespant — und hast du nicht gesehen — es kribbelt und juckt sie — und fort muß sie — muß partout noch am ersten Abend in den Wintergarten! Drollig — höchst drollig! Ein Spießer versteht das nicht!“

„Papa,“ unterbrach ihn Stephan bekümmert, „nimm es mir nicht übel, wenn ich mich zurückziehe. Ich habe Kopfschmerzen und bin überhaupt nicht auf dem Posten!“

Herr Massenger lachte fröhlich auf.

„Ihr seid doch ein zimperliches Geschlecht! Wenn ich an meine Jugend zurückdenke — abends konzertiert, die Nacht durchjubiliert — und früh um zehn wieder probiert. Und von Verschlafen- und Vertatertsein war keine Rede. Bülow hätte uns schön angefaucht. Nun, mein Junge, Du bist beurlaubt — ich rauche meine Zigarre zu Ende und verlustiere mich noch ein bißchen, ehe ich in die Klappe gehe.“

Als Stephan in das Schlafzimmer trat, zündete er kein Licht an. Haïse atmete tief und regelmäßig — er

wollte ihren Schlaf nicht stören. Der Schlaf des Menschen, dachte er im stillen, ist etwas Heiliges — im Schlaf kann man nichts Böses anstellen — im Schlaf fallen die Sorgen — und wenn der Tod wirklich der Bruder des Schlafes war — er vermochte nicht weiterzudenken.

Langsam zog er sich im Dunkeln aus und flog vorsichtig in sein Bett . . .

Wenn die Mutter nur bald die Stadt verliesse — und wieder aus seinem Dasein verschwände! Eher kam er nicht zur Ruhe, er wußte es, die dunklen Schatten der Vergangenheit ließen ihn nicht los, solange sie verweilte. Er schalt sich leise wegen seiner Hartherzigkeit — und dann wieder fragte er sich in tiefer Herzensnot, ob nicht vielleicht ihre Anlagen sich auf ihn übertragen hätten und verborgen in seinem Innern schlummerten. Rätselhaft und verworren dünkte ihn das Leben.

Wie war der Vater nur auf diese Frau verfallen, die ihm keiner weichen Regung fähig schien? Und so sehr er sein Gedächtnis anstrengte, er vermochte sich nicht zu erinnern, daß er als Kind Liebe und Zärtlichkeit von ihr empfangen hätte. Immer war ihr Sinn auf die äußeren Dinge des Lebens gerichtet gewesen — hatte an dem Flitter des Daseins gehangen. Nur der Vater in seiner närrischen Verliebtheit hatte es nicht gemerkt.

Wenn der ihn in seine starken Arme genommen hatte, so war Liebe auf ihn übergeströmt — und wenn

die Mutter ihn küßte, so war es ein Spiel gewesen, hinter dem sich nur ein eitles Gemüt, nicht das Geheimnis des Lebens barg.

Nein, vom Leben der Mutter schied ihn der Tod Friedrich Hüllers, des Vaters. Und mit Haïße durfte sie nicht in nahe Berührung kommen, mit seiner zarten, kleinen Haïße.

Er suchte in der Finsternis ihrer Züge habhaft zu werden, ohne daß es ihm gelungen wäre. Am liebsten hätte er ihre kleine Hand unter der Bettdecke hervorgezogen und gestreichelt — nein, ihr Schlaf war ihm teuer — und dann dachte er voll Rührung an ihren zerbrechlichen Körper, in dem neues Leben wuchs.

Das Kind, sagte er sich leise, sollte in Liebe aufwachsen, in Reinheit und Schönheit — das Kind — — was war denn das? — narrete ihn die Stille der Nacht — oder hatte ein Wimmern sein Ohr getroffen — und jetzt wurden die Laute stärker, und Haïße richtete sich in ihren Rissen auf und rief schmerzhaft: „Stephan, Stephan . . . mir ist so schlecht — so furchtbar schlecht.“

Er hatte im Nu das Licht entzündet und sah ihr blaßes Gesicht, das in Schweiß gebadet war.

Sie versuchte zu lächeln, als sie seine erschrockene Miene sah — aber das Lächeln verging ihr.

„Um Gottes willen, Haïße, was fehlt Dir?“

Sie klammerte sich mit beiden Armen an ihn.

„O Gott, o Gott,“ ächzte sie, „ich habe so entsetzliche Schmerzen, im Rücken und in den Seiten“ — und dann

schrie sie gellend auf — ihre Augen behnten sich — und der Schweiß rann von ihrer weißen Stirn.

„Stephan, um Gottes willen, ich — ich glaube,“ schrie sie schmerzhaft auf, „ich glaube . . .“

Er war bereits aus dem Bett gesprungen und hatte das Mädchen alarmiert.

„Laufen Sie, so schnell Sie können, zum Doktor,“ rief er außer sich, „so eilen Sie doch!“

Und nun war er wieder bei ihr, umschlang ihren Körper, wischte ihr den Schweiß von der Stirn und sagte ihr tausend zärtliche Dinge, während seine eigene Angst sich von Minute zu Minute steigerte und er bei jedem Geräusch aufhorchte, ob nicht endlich der Arzt käme.

Sie wurde auf einmal fahl und sagte mit weißen Lippen:

„Stephan, um Gottes willen, ich — ich glaube, es ist das Kind . . . unser Kind . . .“ Sie konnte vor Schmerz nicht weiterprechen.

In diesem Augenblick hörte er das Schloß gehen, und gleich darauf trat der Doktor ein.

Er zog sich den Rock aus und beugte sich über Haïse.

Stephan hatte sich abgekehrt und die großen, starken Hände geballt — er wagte kaum zu atmen.

Der Kammervirtuose war erwacht und kam mit wirren Haaren in das Schlafzimmer.

Der Arzt wurde ungeduldig — und Stephan zog den Papa ins Nebenzimmer und drückte ihn auf einen

Sessel; denn der alte Herr Massenger sah trostlos aus, hatte die Neuglein weit aufgerissen und blickte vertattert und verstört um sich.

Indessen verrichtete der Arzt seine Arbeit. Er hatte festgestellt, daß Haïse am Nachmittag unglücklich gefallen war, gerade als sie im Begriff war, die Gastrone anzuzünden, und daß sie ferner Erregungen seelischer Art unmittelbar darauf hatte durchmachen müssen.

Sie bat ihn flehentlich, von alledem Stephan nichts zu sagen.

Als er ihr nun offenbarte, daß ihren Hoffnungen ein jähes Ende bereitet sei, bekam ihr Gesicht einen erschütternden Ausdruck.

Sie hatte sich in den Kissen aufgerichtet, die Hände gefaltet — und weinte lautlos.

Der Doktor trat in das Eßzimmer. Stephan hörte mit gesenktem Kopf zu — etwas Wunderliches ging in ihm vor — er sah plötzlich, wie Friedrich Hüller die Hände auf seine Schultern legte und ihm ins Auge blickte.

„Ruhe muß sie haben, vollkommene Ruhe, und ein paar Tage still im Bett liegen — eine Gefahr ist nicht vorhanden,“ sagte der Arzt.

Der Kammervirtuose hatte sich bei den letzten Worten wieder etwas zurechtgefunden.

„Gott sei Dank,“ murmelte er, „wenn die Kleine keinen Schaden leidet, wollen wir das Unglück in Demut tragen.“

„Stephan, so komm doch zu mir,“ rief Haïse kläglich. Und als er an ihrem Bett stand, saß sie noch immer in aufrechter Haltung mit gefalteten Händen da.

„Unser Kindchen ist fort,“ sagte sie leise vor sich hin, „ist fort, Stephan“ — und dabei starrte sie ihn an, und ihre Augen schienen tot und erloschen.

„Das Kindchen ist fort,“ wiederholte sie noch einmal, und ein irres, verlorenes Lächeln trat in ihre Züge.



Mit Stephan Hüller ging in dieser Zeit eine seltsame Veränderung vor, die freilich seiner Umgebung erst auffiel, als Haïse vom Krankenlager wieder aufgestanden war. Niemand merkte ihm etwas Sonderliches an, solange Frau Haïse siech und elend in ihren Kissen lag. Er rührte sich nicht von ihrem Bett, nahm seine Mahlzeiten im Schlafzimmer, denn er wollte nicht an dem Tisch sitzen, an dem sie fehlte.

Der Kammervirtuose speiste gemeinsam mit Frau Hortense, und wenn das Lachen der Mutter zu Stephan drang, sah er scheu zu Boden. Ihr Lachen tat ihm weh. Und ihr Mund ging wie ein Mühlwerk. Der alte Herr Massenger wurde trübselig. Zuhören und immer zuhören war seine Sache auch nicht. Die Dame Hortense aber war unermüdblich in ihren Erzählungen — das internationale Varieté tauchte vor dem Kammer-

virtuosen in seiner bunten Farbigeit auf — er vermochte des Nachts kein Auge mehr zuzutun. Die Equilibristen, Jongleure und Seiltänzer, die Kunstpfeifer, Improvisatoren und Nigger, die Gaukler, Springer und Exzentriks aus Arabien, Japan, China, aus Italien, Frankreich und England machten ihm abwechselnd ihre Kunststücke vor und ließen ihn nicht zu Atem kommen.

Und ob Stephan sich die Ohren zuhielt, um von diesem kunterbunten Zeug verschont zu bleiben — es half ihm spottwenig. Die grotesken Gestalten jener Welt, von der er wähnte, daß sie längst für ihn versunken sei, kamen mit Trommeln und Pfeifen, tolle Grimassen schneidend — auf ihn losmarschliert.

Bevor Haïse wieder aufstand, hatte er mit der Mutter eine Unterredung, in der er verlangte, daß sie sich über ihr künftiges Leben schlüssig machte.

Frau Hortense wäre am liebsten dauernd in Berlin geblieben — die Stadt gefiel ihr ausnehmend gut. Berlin konnte ihrer Meinung nach mit Paris und London konkurrieren. Aber Stephan schnitt ihr das Wort ab — und erklärte hart und kurz, Berlin müsse sie unter allen Umständen ausschalten. Sie machte noch einen leisen Gegenversuch — Berlin sei doch so groß, meinte sie, daß —

„Mutter, darüber wollen wir kein Wort verlieren. Berlin kommt nicht in Betracht — dabei muß es bleiben.“

„Nun gut, nun gut“ — entgegnete sie, eingeschüchtert durch seinen Ton und Blick — „es muß ja

nicht Berlin sein — ich ziehe ebenso gern nach Hamburg — Hamburg steht heute obenan — das Hansa-Theater hat den Wintergarten längst überflügelt — und der jetzige Direktor ist zudem ein Kollege von mir, den ich —“

„Also Hamburg,“ unterbrach er ungeduldig ihren Redestrom, „damit bin ich einverstanden — und morgen in der Frühe geht ein guter Zug — ich hole Dich im Hotel ab — bezahle die Rechnung und bringe Dich zur Bahn.“

„Morgen früh schon —“ erwiderte sie verstimmt, „Du hast es eilig mit mir.“

Dabei laute sie nervös an ihrer Unterlippe und strich mit der Hand über ihre Augen.

„Ja, morgen früh, Mutter, es ist besser so für Dich — für mich — und für die anderen.“

Der Kammervirtuose unterbrach die Unterhaltung: „Haïse ruft nach Dir.“

Als Stephan das Zimmer verlassen hatte, sagte Frau Hortense:

„Ach, mein lieber Herr Massenger, wie leid ist es mir, Sie so rasch verlassen zu müssen“ — und als der alte Herr sie nicht sogleich verstand und überrascht sie anblickte, fuhr sie fort:

„Ich habe es soeben meinem Sohn mitgeteilt, ich muß unverzüglich nach Hamburg, geschäftliche Angelegenheiten. Es gibt da allerhand Papiere zu ordnen und den Nachlaß meines Mannes zu regeln. Und dann, lieber Herr Massenger, ich habe Berlin satt. Ich verlege

meinen Bohnstöß dauernb nach Hamburg. Unter uns, Herr Kammervirtuose, der Wintergarten ist entseßlich zurückgegangen — gar nicht zu vergleichen mit dem Hanfa-Theater in Hamburg. Das Hanfa-Theater gehört jetzt zu den ersten Etablissements auf dem Kontinent, Sie dürfen es mir glauben, Herr Kammervirtuose. Und nun erst das Leben in Hamburg — viel amüsanter, viel bewegter als hier! — Gewiß, die Trennung von den Kindern wird mir nicht leicht — aber, mein lieber Herr Massenger, schließlich ist es von Hamburg nach Berlin nur ein Razensprung. Ich habe es auch Stephan gesagt, der gar nicht damit einverstanden ist . . .“

So schwadronierte sie in einem Zuge, ohne ein Ende zu finden.

Als sie eine kleine Pause machte, um Atem zu schöpfen, antwortete der Kammervirtuose, der in diesen aufregenden Tagen nicht nur um das Parlieren, sondern auch um sein Nachmittagsschläfchen gekommen war, mit einem Gefühle der Erleichterung:

„Ja, meine Liebe, Hamburg muß eine wunderbare Stadt sein! Sie kennen doch das alte Volkslied, das mit den Worten beginnt: Hamburg, Du schöne Stadt . . . das Museum . . . der Hafen . . . die Oper . . . das Hanfa-Theater — und jetzt sollen sie sogar ein Denkmal von Bismarck haben, das bis in die Wolken reicht. Ich könnte Sie beneiden, meine verehrte Dame,“ schloß er mit einem perfiden Lächeln.

Und im stillen dachte er — wie gut wird es meinen armen Nerven tun, wenn sie erst abgedampft sein wird.

Denn allmählich hatte er es in den Gliedern gespürt, daß die Dame Hortense ein schwieriger Posten war.

Und als Madame nun wirklich am andern Morgen vom Lehrter Bahnhof abgefahren war, begann die alte Ruhe und Ordnung wieder in Stephan Hüllers Haus einzuziehen.

Die kleine Haïse war zum erstenmal aufgestanden, und der Doktor hatte zu den Eheleuten, die seiner Auffassung nach den Fall viel zu tragisch nahmen, tröstende Worte gesprochen.

„Derartige Dinge“, hatte er gemeint, „passieren alle Tage, und es sei kein Grund, den Kopf hängen zu lassen; so junge Leute wie sie würden das Elternglück noch in reichem Maße genießen, die Hauptsache für die junge Frau sei jetzt, wieder zu Kräften zu gelangen und ihre Laune wiederzufinden, denn ohne Fröhlichkeit keine rechte Gesundheit.“

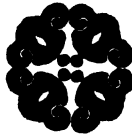
Der Doktor hatte gut reden. In Frau Haïsens Herz bohrte sich ein Stachel, der sie zerfraß. Denn so sehr Stephan sich auch mühte, ihr seinen Gram zu verbergen — ihrem scharfen Auge entging die Wandlung nicht, die sich mit ihm vollzogen hatte.

Er kam später, als es seine Gewohnheit war, zu Tisch, saß zuweilen in sich zusammengesunken da und fuhr schreckhaft auf, wenn sie eine Frage an ihn richtete. Wohl versuchte er dann, durch verdoppelte Güte sein Versehen wieder wettzumachen — es gelang ihm nicht. Sie spürte instinktiv, daß seine Zärtlichkeit aus keinem

leichten Herzen kam, daß er sein Inneres vor ihr verschloß, wenn sie ihm mit leisen Fragen und stummen Blicken nahen wollte . . .

Was für ein Gram aber war es, der an Stephan Huller nagte und ihm seinen mühsam errungenen Frieden untergrub?

Ach, lieber Leser, um das arme Menschenherz ist es verzweifelt schlecht bestellt, und wer seine Kengste, Tiefen und Abgründe zu kennen wähnt, ist ein Tropf und eitler Narr.



Drittes Buch



n dieser Zeit machte Stephan Huller nach einem kurzen Glücksrausch, in dem er sein verlorenes Lachen, Friedrich Hullers Lachen, wiedergefunden hatte, eine schwere Krisis durch. Er wurde scheu, in sich selbst unsicher und hatte den Drang, auf einsamen Spaziergängen über sein Geschick zu grübeln.

Seit jenem Unglücksfall hatte sich seiner die Vorstellung bemächtigt, Gott sei wider ihn, weil er sich gegen Gott und den Vater versündigt hatte. Er glaubte, daß sein künstlich eingeschläfertes Gewissen wieder erwacht sei. Das Wort des Geistlichen: wer den Vater auf Erden nicht ehrt, ehrt auch den Vater im Himmel nicht, wucherte in ihm auf. Er hatte den Eid gebrochen, durch den erst Friedrich Huller das Sterben leicht gefallen war — Gott ließ seiner nicht spotten — nun kam das Verhängnis über ihn.

Und die arme, kleine Häuse mußte s e i n e Last mit-schleppen, seine Schuld mitfühnen.

Er hatte alles in dem Augenblick gewußt, als die Mutter über seine Schwelle getreten war. Das Kind, das ein Mensch hatte werden sollen, war im Mutter-

leibe verdorrt — und was seiner im dunklen Reiche der Zukunft sonst noch harrte, konnte nur Leid sein.

Das Unglück saß auf seinem Buckel; hielt die Arme um seinen Hals geklammert und ließ ihn nicht mehr locker; er mußte denn — und hier war die Grenze, bis zu der er in seiner Verzweiflung vordrang — wieder ein Einsamer werden und der Frau, die er an sich gekettet hatte, die Freiheit zurückgeben.

Denn es war nicht nur ein Verbrechen gegen den Vater gewesen — auch gegen Haïse hatte er sich gleich schwer vergangen. Er war seiner Leidenschaft gefolgt, wie ein Mensch ohne Hemmungen — hier lag eine neue Schuld.

„Du darfst Dich nicht an einen binden, der gezeichnet ist,“ das hätte seine Antwort sein und bleiben müssen — statt dessen war er den Lockungen seiner Sinne und seines Herzens unterlegen.

Vielleicht war der erste Schlag, der ihn getroffen und aufgerüttelt hatte, nur ein Fingerzeig Gottes gewesen. Vielleicht wäre dieses Kind — er vermochte es nicht auszudenken — für ihn zur Gottesgeißel geworden — alle bösen Keime, die in ihm selber schlummerten, wären in seinem Sohn lebendig geworden — er hatte kein Recht, Kinder in die Welt zu setzen.

So und nicht anders stand sein Fall.

Wenn er dann verstoßen Haïse betrachtete und in ihr Gesichtchen sah, in das der Kummer seine Furchen gezogen hatte, so wuchs seine Qual. Er war an ihr schuldig — und besaß nicht den Mut zum Handeln.

Hatte Haïse zuerst sein verändertes Wesen dem Schmerze, der sie beide drückte, zugeschrieben, so erkannte sie sehr bald, daß noch ein anderes Leid an seinem Innern fressen mußte, das ihm verhängnisvoll zu werden drohte.

„Stephan,“ sagte sie eines Nachmittags zu ihm, als sie allein beim Kaffee saßen, „willst Du allen Ernstes Dich und mich zugrunde richten?“

Er blickte vergrämt zu ihr empor und antwortete nicht.

„Glaubst Du, daß ich das länger zu ertragen vermag, wie Du ohne Vertrauen an mir vorbeigehst, wie Du Dich innerlich aufreibst? Mann!“ schrie sie verzweifelt und erhob sich von ihrem Sitze, „siehst Du denn nicht, daß es so nicht weitergehen kann, daß, wenn Du in Stücke gehst, es mit mir auch zu Ende ist? So rede doch, Mann, erleichtere Dich, quäle mich nicht weiter, wenn Du mich nur ein bißchen lieb hast!“

Sie war schluchzend in ihrem Stuhl zusammengebrochen und barg ihr Gesicht in die Hände. Sie wartete, daß er einen Laut von sich geben, die Hand auf ihren Scheitel legen und sie an sich ziehen würde, wie er es früher getan, wenn nur leichte Kümmeris sie bedrückt hatte.

Er aber war aufgestanden, starrte ein Weilchen verstört vor sich hin und wollte stumm aus dem Zimmer gehen.

Da trat sie ihm in den Weg, nahm seine beiden Hände, und indem sie ihren Grom gewaltjam herunter-

schluckte, sagte sie mit einer Ruhe, vor der sie selber erschrak:

„Ich habe immer noch gehofft, Du würdest zu mir kommen und Dein Herz mir ausschütten. Ich sehe, das war eitel Täuschung. Nun gut, so rede ich. In der Stunde, da Du meiner überdrüssig würdest, habe ich Dir versprochen, wärest Du frei! Ich will Dir beweisen, daß es mir damit Ernst gewesen ist — heute noch packe ich meine sieben Sachen — und gehe. Nimm Dich des Papas ein wenig an,“ schloß sie leiser.

„Haïße, liebe, kleine Haïße, sei barmherzig, ich verblute in mir selbst.“

Er wollte seinen Arm um sie legen, aber sie entzog sich ihm mit äußerster Selbstüberwindung.

„Diese Erde ist zu klein, sie hat keinen Raum für uns beide — ich kann ohne Dich nicht atmen, also muß ich fort. Nein — unterbrich mich nicht, ich mache keine Vorwürfe, und ich klage nicht mehr. Ach, lieber Freund,“ sagte sie leiser, und ihre Miene wurde tieftraurig, „wäre Deine Liebe stärker, so müßtest Du über alle Deine Zweifel hinwegkommen.“

Er wehrte mit einer Bewegung ab, die sie im Innersten traf: „Ich liebe Dich mehr als alles in der Welt.“

„Ich weiß es, mein Teurer,“ erwiderte sie, und plötzlich erleuchtet, und mit einem höheren Wissen begabt, fügte sie hinzu:

„Dir ist die Welt zertrümmert, und ich bin ein Scherben, den Du für ein Weilchen aufgehoben hast, um ihn dann wieder auf den Schutthaufen zu werfen.“

Deine Liebe ist nicht von dieser Welt, die gehört einem Toten!

Mit weitgeöffneten Augen blickte er sie durchdringend an.

„Niemand stirbt, kleine Haisle, die Toten erheben sich aus ihren Gräbern, stehen auf und legen wider uns Zeugnis ab.“

Er sah sich scheu um, ob niemand außer ihr seine Worte hörte, ehe er kaum vernehmbar hinzufügte:

„Wir sind gebunden durch unsere Handlungen bis in die Ewigkeit — und keiner vermag das Gesterne aus seinem Leben zu löschen. Ich habe es versucht — und muß nun büßen; denn, meine liebe Seele, Du hast alles erraten — ich fühle in meinem Herzen, Gott hat unserm Kinde nicht Leben geben wollen, weil ich den Vater . . .“

„Sprich nicht weiter,“ fiel sie ihm ins Wort, „ich ertrage es nicht, Du machst Gott zu etwas Schändlichem, zu etwas,“ sagte sie schwer und mühsam, „das mit dem Wesen Gottes nichts gemein hat — — nein . . . nein . . . nein, sprich nicht weiter . . . laß mich hinaus . . . laß mich fort . . . ich kann nicht mehr . . . ich will fort . . .“

Und zitternd, verelendet und außerstande, sich zu beherrschen, in jenem Zustande, in dem ein Mensch, der seine Kraft verbraucht hat, zu allem fähig ist, wandte sie sich von ihm ab, um hinauszueilien.

Dieser Aufruhr ihrer Seele, dieser Schmerz eines verzweifelten Herzens brachte dem armen Menschen Heilung.

Er richtete sich aus seiner gebückten Haltung auf und legte seine große Hand auf ihr seidenes Haar — und es war ihm, als ob seine Trostlosigkeit und all sein Jammer mit einem Male von ihm gefallen — und als ob statt dessen wieder Lebensfreudigkeit in ihn eingezogen wäre.

„Haïße, meine Haïße,“ sagte er leise, aber in einem Ton, der sie aufjubeln machte, ohne daß sie es wagte, ihn anzublicken, immer in der Angst, es könnte etwas Entsetzliches folgen — und ihre neu erwachte Hoffnung jäh vernichten.

„Ich . . . ich bin krank gewesen,“ stammelte er, „ich bin ein Mensch, an dem Bleigewichte hängen — halte mich, sonst sinke ich in diese Vergangenheit, die ich nicht von mir zu schütteln vermag.“

„Ich halte Dich mit allen meinen Kräften,“ antwortete sie bebend, und ihre schimmernden Augen, die jetzt fest auf ihn gerichtet waren, strahlten und leuchteten . . .



Es dünkte ihn, als ob er von einer schweren Krankheit des Gemüts genesen war — und nun, wo diese Umnachtung von ihm gewichen, erkannte er, daß er gleichsam am Rande eines Abgrundes sich bewegt hatte.

Ihn schauderte es, wenn er zurückdachte. Er hätte lautlos zugehört, wie das Haus, das er mühselig aufgebaut, zusammengestürzt wäre — er hätte zugehört, wie seine Existenz, an der er sein ganzes Leben unaufhaltsam gearbeitet, zusammengebrochen wäre.

Krankheit des Leibes kommt aus der Schwäche des Körpers — Krankheit des Geistes aus der Mattigkeit des Willens. Wo war in dieser Zeit seine Energie gewesen — er hatte sich vom Sturme treiben lassen, ohne sich gegen seine innere Bedrängnis aufzulehnen; ja noch mehr: er hatte mutwillig das Steuer verlassen und seinen Nachen dem Sinken preisgegeben. Er vermochte sich nicht zu begreifen und grübelte, ob das alles in seiner schwächlichen, geistigen Anlage, gegen die ein Sichzurwehرفegen töricht gewesen wäre, seine Erklärung fand. Haie — das Haus — und sich hatte er aufs Spiel gesetzt. Fürwahr, der Einsatz war hoch gewesen.

Der Philosoph hatte ihm einmal gesagt: Wer sich und seine Sache nicht auf Energie zu stellen vermag, gehört zu jenen problematischen Naturen, die nach dem Goetheschen Wort keiner Lebenslage gerecht zu werden vermögen.“ — Und er hatte allen Ernstes hinzugefügt, ein Mensch mit einem eisernen Willen könne niemals krank werden, ja, er habe es sogar in seiner Gewalt, die Grenze seines Lebens zu ziehen, es gibt keine Macht, die ihn zum Sterben zwingen könne, solange er den Willen zum Leben in sich trage. Jeder Mensch vermag nach dem Maße seiner Energie seine Lebens-

kraft und Lebensdauer zu steigern. Nur die Schwachen verfallen dem Ansturm.

Stephan hatte dazu ungläubig den Kopf geschüttelt, — aber der Dichter war in diesem Falle ganz Partei des Freundes gewesen und hatte mit einem feinen Lächeln bemerkt: „Die armen Menschenkinder wissen noch gar nicht, wieviel geheimnisvolles Können sie in sich tragen, und welsch eine Urkraft ihre Seele birgt. Sie haben nicht den Willen und nicht den Mut, ihr eigenes Vermögen anzugreifen — immer warten sie auf einen Antrieb und eine Hilfe von außen. Sie sind stumpf und träge und wollen aufgerüttelt sein.“

Fiel seine Krankheitsgeschichte nicht unter eine ähnliche Art der Betrachtung? Hatte er nicht willenlos unter der Zwangsvorstellung gelebt, sein Dasein — oder richtiger formuliert — seine Schuld gegen den Toten würde allein gerechtfertigt werden durch die Geburt des Kindleins, das sie beide mit so namenlosem Glücksgefühl erwarteten . . .? Lag hier nicht schon ein gefährlicher Trugschluß vor? War es nicht eine Feigheit des Herzens und eine Trägheit des Geistes, die Bürde der Verantwortlichkeit auf andere Schultern abzuwälzen?

War es nicht vielmehr ein Kennzeichen des starken und sittlichen Menschen, für sich einzustehen? Und hieß es nicht die Freiheit des Kindes engherzig einschränken, wenn man es in die Pflichten des Vaters verstrickte?

Denn nach seiner sittlichen Grundanschauung gab es eine Freiheit des Willens, und jeder hatte es in

seiner Gewalt, sich selber zu meistern — sich zur Güte zu erziehen.

Und dies allein mußte für jeden, der auf den Namen Mensch Anspruch erhob — Ziel und Zweck des Lebens sein . . .

Er schämte sich . . . Aber die Erkenntnis seines Fehls sollte ihm helfen, Waffen für die Zukunft zu schmieden, seinen Willen zu stählen und hammerfest zu machen. Niemals hatte er sich Selbsttäuschungen hingegen — und wenn andere seinen Leistungen Anerkennung wollten, war er selbst noch mißtrauisch gegen sich gewesen.

Es lag tief in seinem Wesen begründet, nie mehr scheinen zu wollen, als seinem wirklichen Werte entsprach. Er kannte seine Kräfte und kannte deren Grenzen; und wenn er zu einer gewissen Selbstsicherheit und Ruhe sich durchgerungen hatte, so war dies ein Ergebnis seiner Bescheidenheit und Lebensauffassung, die darin wurzelten, Klarheit über sich zu gewinnen, sich selbst ein strenger Richter zu sein, Charakter und Fähigkeit in die strengste Zucht zu nehmen.

Zur Klasse der großen oder gar geniehaften Menschen zählte er sich gewiß nicht — aber zu jenen Vertretern eines idealen Mittelgutes wollte er sich gerechnet wissen, die den Acker der Zukunft bestellen und an ihrem Teile zur Erhaltung und Entwicklung der Rasse beitragen.

Es sollte noch eine geraume Zeit dauern, ehe er völlig sein Gleichgewicht wiederfand — das seelische

Leid, das er in diesen Tagen ausgestoßet hatte, war zu schwer gewesen.

Alles das sah und erkannte Haïse, und mit unsagbarer Zartheit und Vorsicht, ohne sich ihm jemals mit Fragen oder Blicken aufzudrängen, verfolgte sie seinen Heilungsprozeß.

Sie wußte, zwischen ihm und ihr stand Friedrich Huller, der Vater, an dessen Schicksal, Leben und Sterben er sich gebunden fühlte — und es gab Stunden, in denen sie ein leidenschaftlicher Zorn gegen den Toten erfüllte, der unmittelbar vor seinem Ende das Dasein des geliebten Mannes vergiftet hatte. Diesen Zorn — darüber war sie sich klar — durfte er nicht einmal ahnen. Des Vaters Andenken ging ihm über alles.

Sie wollte daran nicht rühren — sie dankte Gott auf den Knien, daß er ihr und dem Leben wiedergehenkt war, und als er eines Abends, ohne es selbst zu wissen, sein tiefes, glücksendes Lachen zum ersten Male wieder hervorstieß, wandte sie sich ab; denn eine so tiefe Bewegung hatte sich ihrer bemächtigt, daß sie die Tränen nicht zurückzuhalten vermochte. Nun erst war er vollends geheilt — nun erst lag diese Dunkelheit hinter ihm.

Vollends geheilt? fragte sie sich leise — und ein Gefühl der Scham durchdrang sie.

Er war immer spröde und zurückhaltend gewesen, dies lag in seiner Natur. Sie wußte es — und liebte ihn darum nicht weniger. Aber im vertrautesten Verkehr mit ihr war aus der Tiefe seines Wesens eine

Lebenskraft aufgeblüht, die sie in einen Zustand des Rausches und der Seligkeit versetzt hatte, vielleicht nicht zum wenigsten deshalb, weil außer ihr kein Mensch ahnte, welch eine Lebenskraft Stephan Huller in sich barg.

Und nun war bei aller seiner Liebe und Zartheit für sie ein asketischer Zug über ihn gekommen. Seine Besorgtheit und Güte rührte sie, während sie sich im stillen über seine Zurückhaltung, die ihr wie eine Flucht vor dem Leben erschien, leise ängstigte.

Ich muß seine Wandlung respektieren, dachte sie, und wenn ich noch so sehr darunter leide.

Und mit dem Genie, dessen nur eine liebende Frau fähig ist, weil sie die wunderbare Gabe des Ausgleichens besitzt, suchte sie ihn zu begreifen.

Halte dich mir fern, mein Liebster! Bist du spröde, so will ich noch viel spröder sein. Und wird eines Tages die Lebens- und Liebeslust in dir wach — so will ich dich schön zappeln lassen in dem Netze, das du dir selbst gestrickt hast.

So dachte sie und wartete in Hangen und Bangen auf die Stunde der Erlösung. Und weil sie sonst zu keinerlei Klage Ursache hatte — denn er ging mit ihr so liebevoll und vorsichtig um, als sei sie ein zerbrechliches Porzellanfigürchen — trug sie ihr Geschick mit Geduld und Würde, zumal sie wahrnahm, daß sein Wesen von Tag zu Tag stetiger wurde und Ruhe und Heiterkeit sich wieder bei ihm einstellten.

Freilich, die Stunde der Erlösung wollte nicht kommen, und auf seinem Gesicht meinte sie eine Art

von Geistigkeit wahrzunehmen, die etwas Priesterliches hatte. Betrachtete sie ihn still und heimlich, so gab sie wohl zu, daß seiner Miene dieser Ausdruck nicht übel stand — aber in ihrem Herzen fror sie, und alle ihre strengen Vorsätze schmolzen wie Schnee in der Frühlingssonne. Sie sah ihn zuweilen sehnsüchtig an, ohne daß er es wahrnahm — sie versuchte, ihm körperlich nahezukommen, und merkte zu ihrem Schrecken, daß er ihr auswich, sie wollte sich klar und bündig mit ihm auseinandersetzen, aber eine geheimnisvolle Scheu hielt sie davon zurück. Sie hätte kein Wort über die Zunge zu bringen vermocht.

Jeden Wunsch, den er ihr von ihren Augen ablas, erfüllte er — kein Tag verging, ohne daß er ihr eine Blume ins Haus brachte, oder sie durch eine andere Aufmerksamkeit zu erfreuen suchte — und dennoch blieb eine Scheidewand zwischen ihnen, die nicht fallen wollte.

Um Gottes willen, dachte sie, er wird sich dir doch nicht entfremden! —

Darin hatte er recht: mit der Mutter war das Unglück ins Haus gekommen — ohne die Mutter würde sie einen kleinen Engel an der Brust tragen, und all die entsetzlichen Dinge hätten sich nicht ereignet. Sie biß die Zähne aufeinander; sie wollte nicht murren — sie wollte sich nicht gegen Gott verjündigen.

Wenn sie sich nur mit einem einzigen Menschen hätte aussprechen können! Aber der Vater war zu alt, um sie zu verstehen — und der Meister auch — und Johannes von der Ewigkeit und der Philosoph

lebten in einer Welt, in der ihr Frauenleid nicht zu Recht bestand — und auch hier tat sich die Kluft der Jahre auf, über die keine Brücke führte. Am ehesten hätte sie noch zu dem Dichter Vertrauen gehabt . . . denn der Dichter mußte sie begreifen.

Nein — nein; niemand konnte sie sich anvertrauen — niemand konnte ihr helfen . . . ihr einziger Trost blieb Maria, der sie in dunklen Nächten ihr Herz ausschüttete. Denn Maria allein versteht sich auf das Leid der Frauen.

So stand es im Hause Stephan Hullers.



Monate waren ins Land gegangen.

Auf einen eisigen Winter, in dem die Kartoffeln im Keller erfroren waren, und das arme Menschen- und Spazenvolk vor grimmer Kälte nicht aus noch ein gewußt hatte — folgte ein warmer, weicher Frühling.

Frau Sonne spendete ihre gütigen Strahlen, küßte Wälder und Felder wach, und im Schoß der Mutter Erde begann geheimnisvoll neues Leben sich zu regen. Allerorten fing es zu keimen, zu knospen und zu spritzen an, und ein wunderbarer Frühlingsdunst erfüllte die weite Welt.

Die junge Frau haïte aber, die der erste Winter ihrer jungen Ehe so viel Herzblut gekostet, hatte sich am frühen Morgen eine mächtige, blaue Schürze umgebunden, deren grober Stoff zu ihrem zarten Figürchen nicht recht stimmen wollte, und nun erhob sie sich auf ihren kleinen Füßen und küßte Stephan huller, der gerade im Begriff war, in die Fabrik zu gehen.

„Nein, Liebster,“ bat sie, „eine Minute mußt Du mir noch schenken.“

Und mit sanfter Gewalt zog sie ihn auf die Loggia. Da standen große Blumenkästen und rotbraune, irdene Töpfe bis zum Rande mit dunkler, schwarzer Erde gefüllt, und auf einem kleinen Tischchen befanden sich zierliche, bunt bemalte Tüten, die verschiedene Sorten von Blumen Samen enthielten.

Der Kammervirtuose trabte geschäftig und erregt von einem Blumenkasten zum andern, hatte seinen goldenen Rneiser aufgesetzt, sortierte die kleinen Päckchen mit den Samen und redete eifrig auf den Gärtner ein, der gerade ein Bündel junger Pflänzchen sorgfältig ausgepackt hatte.

„So, nun schau Dir das alles an; denn ein schweres Stück Geld hast Du dafür hergeben müssen. Es soll Dich aber nicht gereuen,“ fuhr sie gewichtig fort; „denn in ganz kurzer Zeit soll hier für Dich der Garten der Semiramis entstehen.“

Dabei blickte sie ihn mit guten Augen an, während sie leise ihren Arm in den seinigen tat, ohne daß er

sch sträubte. Denn auch in ihr Haus hatte der Frühling seinen Einzug gehalten, und wenn auch in Stephan Hullers nachdentlichem Wesen jene Leidenschaft ihre Spuren zurückgelassen hatte — so waren doch seine Sinne und seine Lebenslust langsam wieder aufgewacht — und Musik und Lachen hallte wieder durch die Räume, freilich in gedämpfteren Tönen als ehemals.

„Der Garten der Semiramis,“ wiederholte er und drohte ihr lächelnd mit dem Finger. „Beschwöre nicht das Bild,“ und nachdentlich setzte er hinzu, „der Garten der Haïse ist mir lieber.“

Sie errötete und sah ihn ein wenig verdutzt an.

„Ich kenne die Dame zu wenig,“ antwortete sie jaghaft — „um Deine Anspielung zu verstehen. Ich dachte nur, daß sie Babylon gebaut, Felsen und Berge durchbrochen und jene hängenden Gärten geschaffen hat, durch die sie sozusagen die größte Gartenkünstlerin aller Zeiten wurde.“

„Schön, kleine Haïse, damit hast Du die eine Seite ihres mystischen Daseins gewissermaßen bloßgelegt. Ja, sie hängt mit Babylon zusammen — und das allein könnte schon bei einem vorsichtigen Menschen Respekt erregen, denn Babylon ist immer ein gefährlicher Boden gewesen. Was nun aber die Dame Semiramis, unter deren Schutz Du Deinen Garten stellst, des weiteren betrifft, so hat sie für einen üblen Leumund Sorge getragen. Denn in ihren Gärten hat sie Liebesorgien schlimmster Art veranstaltet, um dann diejenigen, die ihr in das Netz gegangen waren, heimlich

ermorden zu lassen. Sie selbst hat freilich später ein böses Ende genommen, obwohl man sie nach ihrem Tode zur Göttin gemacht hat. Du siehst, als Schutzheilige ist sie nicht gerade sonderlich empfehlenswert," schloß er mit einem leichten Scherze.

Frau Harfe hatte ernsthaft zugehört, und der Ton seiner letzten Worte klang in ihren feinen Ohren nach.

„Hm,“ machte sie, „das tut mir aufrichtig leid. Der Garten der Semiramis — es hatte etwas — es hörte sich gut an. Nun, Du hast wohl recht, für unsere Loggia paßt sie nicht — und es wird mir schon etwas anderes einfallen müssen — aber wie gesagt, es tut mir leid.“

„Nun, nun,“ meinte er beruhigend, und bei ihrer Kummernis kam unwillkürlich aus der Tiefe seiner Brust das glucksende Lachen, „es ist nicht gar so tragisch zu nehmen. Denn die Dame hat in Wirklichkeit niemals gelebt.“

„Ach, nun willst Du mich trösten — es nützt nichts mehr. Semiramis ist entthront.“

„So gib mir schnell einen Ruß, für mich ist es die höchste Zeit.“

Sie schlang die Arme um ihn, gab ihn jedoch gleich wieder frei, immer sorgend, ihre Liebe könnte ihm schwer werden.

Und bald darauf hörte sie, wie er mit seinen gewohnten, schweren Tritten die Stufen nahm — sie horchte noch ein Weilchen und blieb sinnend stehen, ärgerte sich wohl auch im stillen über das unartige Gespräch, das sie um eine liebliche Vorstellung ärmer gemacht hatte. Auch ihr Ungeschick war ihr leid. Nied

sie doch in der Regel ängstlich jedes Wort, das in seinem Innern feindselige Gedanken auslösen könnte. Dann aber fiel ihr sein Lachen ein, und ihre Verstimmung löste sich.

„So, nun können wir beginnen,“ unterbrach der alte Herr just in dem Augenblick ihr Grübeln.

Sie sah auf die Kästen mit der dunklen, schwarzen Erde und glättete sich die Stirn. Und der Papa stand mit seinen weißen, wehenden Haaren daneben und wog gleichsam prüfend die Samenpäckchen.

„Väterchen,“ erwiderte sie, und ein hilfloser Ausdruck beherrschte ihre Züge, „fast habe ich Angst, zu pflanzen, mir wird auf einmal schwer in den Gliedern, und auch die Erde blickt mich so streng und drohend an, als sollte ich die Hände davon lassen.“

Der alte Mann trat auf sie zu.

„Vor der Erde“, sagte er mit einem seltsamen Lächeln, „brauchst Du keine Angst zu haben, mein Kind. Die meint es gut mit uns im Leben und im Sterben.“

Sie schüttelte den Kopf, als könnte sie ihm keinen rechten Glauben schenken.

„Ich fürchte mich vor dem Tode,“ brachte sie leise hervor, „sage mir, Väterchen, ist der Mutter das Sterben sauer geworden?“

„O, mein Kind,“ antwortete er, „Deine Mutter hat nie daran gedacht, und als ihr Lebenslichtchen schon im Verglimmen war, träumte sie noch von grünem und von goldenem Lorbeer, wollte in Berlin, Paris und

London singen, wollte über das große Wasser ziehen, um für Dich Schätze zu sammeln. Und dann kam Freund Hein und nahm sie so vorsichtig auf seinen Buckel, daß sie es kaum spürte. Sie war ja auch federleicht geworden, Deine Mutter — und nur einen leichten Seufzer hat sie von sich gegeben; mir war es, als ob sie sich in den Himmel hineingeträumt hätte. Ich glaube,“ schloß er, „die Erde war zu schwer für sie.“

„Siehst Du, Väterchen, nun ist es Dir selber entschlüpft, für manch einen ist die Erde zu schwer und zu dunkel.“

„Ach, kleine Hälse, reden wir nicht von so traurigen Dingen. Und wenn Dir der Sinn nicht danach steht, so laß es mich tun, obwohl ich schon meine, daß zum Pflanzen junge Hände vonnöten sind.“

„Nein, ich helfe Dir. Hier sind Georginen, Klematis und Kresse, wo sollen die hinein?“

„Nur Geduld, ich zeige es Dir, nichts überhastet, Liebe — was man nicht con amore tut, kann nicht gelingen!“

Und mit einem bedeutenden Ernst hatte er die Hemdärmel hochgezogen, bevor er sich an die Arbeit machte.

Sie schaute ihm mit stiller Rührung zu, und der alte Mann und das dunkle Erdreich wurden für sie eins.

„Weißt Du,“ unterbrach er seine Arbeit, „es ist unheimlich, was der Johann Sebastian Bach gekonnt hat — jedesmal, wenn man sich wieder mit ihm befaßt,

meint man sein blaues Wunder zu erleben — Abgründe — Tiefen, die nicht auszuschöpfen sind — er ist und bleibt der Primus omnium. Wie muß dem Manne zumute gewesen sein, als er die Matthäus-Passion schrieb! Ich denke mir, solche Menschen müssen zu Gott in einem anderen Verhältnis stehen als die gewöhnlichen Menschen — Gott offenbart sich ihnen stärker, sie hören mit feineren Ohren seine Stimme.“

„Glaubst Du wirklich, Vater, daß man Gottes Stimme zu hören vermag?“

„Ja, mein Kind, davon bin ich fest überzeugt.“

„Und glaubst Du auch an Ahnungen, an Gesichte?“

„Wie kommst Du darauf, kleine Halse?“

„Weil ich zuweilen selber das Gefühl habe, als sähe und ahnte ich die Dinge im voraus.“

„Ach, Kind, besaß Dich nicht mit allerlei Geschichten! Ein junger Mensch soll mit beiden Füßen fest auf dieser Erde stehen . . . Ahnungen und Gesichte — du meine Güte, man hat so viel davon gehört, und wenn man den Dingen auf den Grund ging, hat verdammt wenig dabei herausgeschaut. Und trotzdem sage ich nicht nein — und sage nicht ja. Ich halte es mit Hamlets Spruch: Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Warum sollten nicht Menschen existieren, die auf Grund ihrer Veranlagung einen engeren Zusammenhang mit der Natur und ihren noch ungelaknten Kräften spüren, als jene, die aus einem gröberem Stoffe gemacht sind — genau so wie nach meiner Ueberzeugung Bach und

Beethoven mit dem lieben Gott auf vertrauerem Fuße gestanden haben als — nun sagen wir zum Beispiel Brahms und Bruckner, in deren Ohren doch unzweifelhaft auch Gottes Stimme geklungen hat.“

Er wurde bei den letzten Worten hitziger, und seine Neuglein schienen trunken vor Begeisterung.

Und indem er einen Schritt auf sie zutrat, den Zeigefinger erhob und ein großartiges Gesicht machte, fuhr er fort: „Alle Menschen sind gewissermaßen Gottsucher — einer unter Millionen aber findet Gott — das Genie — und vor allen anderen das musikalische Genie; denn Gott ist nicht mit dem Verstand, sondern nur mit dem Gefühl zu finden. Eine Gottesahnung, einen Drang zu Gott hat jeder Mensch, und darum heißt es auch in der Heiligen Schrift: Viele sind berufen, wenige sind auserwählt.“

„Papa, das hast Du hübsch gesagt, es war ein kleiner Vortrag, den ich mir merken will. Und wenn Johannes von der Ewigkeit wieder zu uns kommt, muß ich mit ihm davon reden.“

„Tu' das lieber nicht. Weißt Du, die Dichter haben alle einen kleinen Sparran — und im geheimen sind sie auf die Musikanten eifersüchtig — sie wollen es nicht wahr haben, daß die Musik die einzige Kunst im Leben überhaupt ist.“

„Nein, Väterchen, das höchste im Leben ist die Liebe!“

„Gewiß, Kind, einverstanden! Aber Musik und Liebe sind eins. Für beides fehlt dem Verstand das Wort — der Ausdruck — die Formel, oder wie Du es

sonst nennen willst. Musik ist eben Musik — und Liebe ist Liebe — fertig — mehr kann der geschickteste Kopf darüber nicht sagen. Natürlich muß es die richtige Musik und die richtige Liebe sein!

„Was ist nun die richtige Liebe, Väterchen?“

„O,“ erwiderte er bedeutungsvoll, „das ist ein Geheimnis, über das man nicht sprechen darf — hättest Du die Frage bezüglich der Musik gestellt, so könnte ich schon eher Rede und Antwort stehen. Die Neumodischen haben die richtige Musik nicht, und wenn sie noch so viele Purzelbäume schießen. In fünfzig Jahren ist alles perduto. Sie gehen schneller kaputt als der selbige Meyerbeer. Und Bach und Beethoven haben die richtige Musik — sind für die Ewigkeit!“

„Du magst schon recht haben, Väterchen,“ entgegnete sie, und ein vergrübelter Zug trat in ihr schneeweißes Gesicht. „Uebrigens, in bezug auf Johannes von der Ewigkeit irrst Du,“ fügte sie hinzu. „Da fällt mir ein gutes Wort ein, das er gesprochen hat; es wird Dir gewiß gefallen, denn eigentlich bestätigt es Deine Lehre. Ich habe es in ein Büchlein geschrieben, warte einen Augenblick, ich will es holen.“

Und hastig trippelte sie davon und brachte im Nu ein dünnes Heft, aus dem sie bewegt vorlas:

„Liebe ist Unbewußtheit — ist der höchste Ausdruck der Musik — der tiefste Einklang — der stärkste Rhythmus des Daseins. Liebe ist die letzte Steigerung der Musik, die sich auf Leib und Seele des Menschen übertragen ließ. Gott und Rhythmus bedeuten im letzten Grunde das gleiche . . .“

Er wartete ein Weilchen, als müßte er auf der Zunge den Genuß der Worte schmecken und auskosten, ehe er entzückt in die Hände klatschte und ausrief:

„Das ist ja wunderbar, nun wissen wir es. Nein, Euer Johannes ist wirklich eines der feinsten Originale — ein barocker Geist ist er und hätte herrlich zu Bülow gepaßt — schade, ewig schade, daß die beiden nicht die Klängen miteinander gekreuzt haben. Bülow mochte diesen Schlag — ach, Haïse, Du darfst es mir glauben, es war der letzte große Kerl.“

Er wandte sich mit einem Seufzer ab und hantierte wieder bei den Blumentästen, loderte das Erdreich und tat vorsichtig den Samen hinein.

Haïse Charlotte aber hatte sich leise davongeschlichen . . .



Als Stephan Hüller an diesem Tage nach Hause fuhr, stellte er sich auf den Perron des elektrischen Wagens und pfiff kaum hörbar vor sich hin.

Eine gute Fröhlichkeit durchdrang ihn, denn auch er spürte den Frühling in den Gliedern — und in seinen Ohren klang die Melodie des Lebens. Er atmete aus tiefer Brust und fühlte sich gesundet.

Nur noch wenige Minuten mochte er von seiner Haltestelle entfernt sein, als ein junger, schlanker

Mensch mit bernsteingelben Haaren, dunklen Augen und einem bartlosen Gesicht, unter dem Arm einen Violinkasten, gerade während der Wagen im raschesten Tempo dahinsaupte, auf den Perron zu springen unternahm.

Er verlor jedoch die Balance, wurde von dem Wagen mitgeschleift und befand sich zum Schrecken aller mehrere Sekunden in wirklicher Gefahr, bis Stephan Huller ihn mit seinen starken Armen auf den Perron hob.

Der junge Mensch hatte alle Farbe aus dem Gesicht verloren und schien sich kaum aufrecht halten zu können. Er wollte ein paar Worte des Dankes stammeln, aber seine Züge verzogen sich schmerzhaft.

Ein paar Fahrgäste rissen die Mäuler auf und schalteten derb auf den Unvorsichtigen, der Gott weiß wie hätte enden können.

„Ist Ihnen nicht gut?“ fragte Stephan.

„Ich fürchte, ich habe mir den Fuß verstaucht oder gebrochen,“ brachte er qualvoll hervor und biß sich auf die Lippe, um seinen Schmerz zu beherrschen.

„Wohnen Sie weit von hier?“

„Ich habe gar keine Wohnung und war eben im Begriff, mir hier draußen irgendwo eine Bude zu mieten.“

Und kläglich setzte er hinzu:

„Muß mir das gerade jetzt passieren!“

„Könnten Sie nicht noch ein paar Tage in dem alten Logis . . .“

„Nein, mein Zimmer ist heute früh wieder bezogen worden. Uebrigens, gestatten Sie, mein Herr, daß ich mich Ihnen vorstelle: mein Name ist Giacomo Spinetti — ich bin Student der Medizin und in meinem Nebenamte Geiger. Ich unterrichte.“

„Ich heiße Stephan Huller.“

„O, ich habe mir ganz bestimmt etwas getan — es tut schaußlich weh.“

In diesem Augenblick hielt der Wagen an der Stelle, wo Stephan aussteigen mußte. Und in einem plötzlichen Impuls sagte er:

„Kommen Sie nur herunter, es hat ja keinen Zweck, daß Sie weiterfahren, wir werden schon sehen, was da zu tun ist.“

Dem jungen Menschen leuchtete dies offenbar ein.

„Tiens . . . tiens,“ sagte er und versuchte zu lächeln. Dann ließ er sich ohne weiteres von Stephan die Geige abnehmen und stützte sich schwer auf ihn.

„Verdammt noch einmal, ich komme nicht vorwärts,“ und zwischen den Zähnen murmelte er auf italienisch einen derben Fluch, daß Stephan, der die Worte verstand, wider seinen Willen lächeln mußte.

„Sie können Italienisch, mein Herr?“

„Ein wenig — aber nun will ich Ihnen einen praktischen Vorschlag machen. Ich wohne hier ganz in der Nähe, und wenn Ihnen das Laufen zu sauer fällt, nehmen wir einen Wagen. Sie begleiten mich zunächst in meine Wohnung, lassen sich von einem Arzt untersuchen, alles weitere wird sich dann schon von selbst ergeben.“

Der Student der Medizin überlegte ein kleines Weibchen.

„Das ist eine große Freundlichkeit von Ihnen,“ entgegnete er dann.

„So sind wir einig,“ unterbrach ihn Stephan und winkte einem Wagen.

Auf dieser kurzen Strecke sprachen sie wenig. Der Student war befangen, und Stephan überdachte mit einem heimlichen Lächeln, was wohl Haïse und der Kammervirtuose zu der sonderbaren Bescherung, die er mit heimbrachte, sagen würden. Auch betrachtete er mit einem prüfenden Blick den jungen Herrn, der seinen weichen, grauen Filzhut abgenommen hatte und sich die Stirn trocknete.

Der Student trug das bernsteingelbe Haar, zu dem die dunkeln Augen in seltsamem Gegensatz standen, ohne Scheitel glatt über die Stirn gekämmt. Er hatte Züge, die Stephan trotz der Unregelmäßigkeit nicht mißfielen, denn sie verrieten geistige Energie. Freilich, Güte vermochte er aus diesem Antlitz nicht herauszulesen, weit eher einen selbstfüchtigen, kühnen, auf das Leben gerichteten Sinn.

„Das ist ja törichtes Zeug,“ dachte er im stillen, „willst ein Dir völlig fremdes Gesicht enträtseln, das noch dazu im Augenblick von Schmerzen entstellt ist.“

Die Droschke machte vor dem Hause Halt.

„Wenn Sie wollen, trage ich Sie die paar Stiegen hinauf — mir ist es ein Leichtes.“

„Ich danke schönstens — aber lassen Sie mich wenigstens versuchen, ob ich nicht hinaufhumpeln kann, der eine Fuß ist ja gesund.“

„Wie es Ihnen behagt.“

Stephan trug die Geige, und Giacomo Spinetti ließ den kranken Fuß in der Schwebe, während er mit dem unverletzten von Stufe zu Stufe sprang und mit der rechten Hand sich am Treppengeländer festhielt.

Er war ein schlanker Bursche, sehr gut gewachsen, etwa einen guten Kopf kleiner als Stephan.

Auf der zweiten Treppe klammerte er sich mit beiden Händen an das Geländer.

„Ich komme nicht weiter,“ sagte er matt, und gleichzeitig bekam sein Gesicht einen kreidigen Ton.

Stephan huller fing ihn noch rechtzeitig auf, nahm den Bewußtlosen wie ein Kind in seine Arme und trug ihn ohne jede Anstrengung hinauf, nachdem er vorher den Geigenkasten abgesetzt hatte.

Der Kammervirtuose stand im Korridor und stieß bei dem unerwarteten Anblick einen Schrei der Ueber-
raschung aus.

„Pst,“ machte Stephan, und mit einem vieldeutigen Lächeln sagte er leise: „Ich bringe Dir einen Kollegen.“

Da der alte Botschafter den weißen Kopf schüttelte und Stephan nicht zu verstehen schien, fügte er hinzu:

„Komm, hilf mir, Papa, wir wollen ihn in das Fremdenzimmer legen, Du siehst, er ist in einer Ohnmacht.“

Und nun betteten sie ihn auf den breiten Dwan, und der Kammervirtuose brachte kölnisches Wasser,

mit dem man ihm Stirn und Schläfen rieb, bis er die Augen groß aufschlug, sich verwundert umschaute und dann ängstlich rief: „Wo ist meine Geige?“

Stephan durchfuhr ein gelinder Schreck, denn das Instrument hatte er gänzlich vergessen.

„Verhalten Sie sich nur hübsch ruhig, ich bringe sie Ihnen sogleich.“

Mit aller Schnelligkeit eilte er zum zweiten Stock hinunter, wo glücklicherweise der Violinkasten noch unverfehrt da stand. Als er wieder im Entree seiner Wohnung war, trat ihm Haïse unruhig entgegen.

Er zog sie halb lachend, halb verlegen an sich.

„Ja, ja,“ meinte er, „ich bringe einen Gast, den ich sozusagen von der Straße aufgelesen habe.“ Und mit raschen Worten erzählte er den Hergang. „Nun liegt er im Zimmer fünf,“ schloß er, „das freilich für einen anderen Besuch bestimmt war.“

In diesem Augenblick umschatteten sich seine Züge, und auch ihr Gesicht wurde blasser, denn in beider Herzen tauchten gleichzeitig unselige Erinnerungen auf.

Sie senkte still den Kopf und ließ ihn vorbeistehen.

Der Kammervirtuose hatte sich inzwischen mit dem fremden Gast angefreundet, und als Stephan mit dem Geigenkasten hereinkam, waren sie in der besten Unterhaltung, obwohl Giacomo Spinetti, der den Schuh ausgezogen hatte, heftige Schmerzen ausstand, sobald er den Fuß nur bewegte.

„Es ist zu dumm,“ sagte der Student, „daß einem immer erst hinterher das Richtige einfällt. In die Charité wollte ich nicht — aber der Geheimrat Hoffa

wohnt gar nicht weit von hier; es wäre natürlich das Geschickteste gewesen, wenn ich mich sogleich zu ihm begeben hätte. Wenn Sie nun, da Sie sich einmal meiner erbarmt haben, noch ein übriges tun wollen, so bitte ich Sie, ein paar Zeilen durch einen Boten zu ihm befördern zu lassen.“

„Wird denn so ein großer Herr auch kommen?“ fragte der Kammervirtuose skeptisch, der an dem Ankömmling bereits ein gewisses Interesse gewonnen hatte.

„Man muß es abwarten — und den Versuch möchte ich in jedem Falle machen. Gott verdamme mich — aber sein Lebtag mit einem lahmen Bein herumzulaufen, davor graut mir — und bei Hoffa ist man einigermaßen sicher, daß alles wieder in das rechte Lot kommt.“

„Schreiben Sie Ihren Brief, er soll auf der Stelle besorgt werden, und hier haben Sie eine Decke, machen Sie es sich bequem.“

In diesem Augenblick trat Haïse in das Zimmer.

Der Student der Medizin starrte sie fassungslos an und fuhr verlegen mit der Hand durch sein bernsteingelbes Haar.

„Dies ist Herr Giacomo Spinetti, und das ist meine Frau,“ stellte Stephan Hüller vor.

„Seien Sie willkommen,“ sagte sie mit ihrer melodischen Stimme, „kann ich irgendwie nützen, ich meine mich zu erinnern, daß Umschläge mit essigsaurer Tonerde in solchen Fällen —“

„Laß Dein Doktern,“ unterbrach sie lachend der Kammervirtuose, „er ist selbst ein Mediziner und ein Stück Geiger dazu — nun, wir werden ja sehen!“

Giacomo Spinetti hatte sich mühsam ein wenig aufgerichtet.

„Ich bin weder recht das eine noch das andere,“ entgegnete er jäh errötend — „ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, daß ich in dieser Weise bei Ihnen eingedrungen bin, aber meine Not und Ihres Herrn Gemahls Güte entschuldigen mich vielleicht.“

„Es bedarf keiner Entschuldigung,“ antwortete sie. „Meines Mannes Gäste sind mir willkommen.“

Er neigte mit einer anmutigen Bewegung den Kopf

Sie sah ihn verwundert an, ehe sie sagte: „Sie werden uns jetzt ein Weilchen entschuldigen, mein Mann ist müde und hungrig, und Ihnen darf ich wohl auch einen Teller Suppe hereinschicken?“

„Ich danke verbindlichst — indessen, ich möchte vorläufig nichts zu mir nehmen, wenn ich nur um einen Briefbogen und ein Kuvert bitten darf.“

Als der Student der Medizin allein war, blickte er lange Zeit versunken vor sich hin. Dann versuchte er, an den Geheimrat Hoffa einen kurzen Brief aufzusetzen.

Während des Schreibens mußte er mehrere Male innehalten. Er vermochte den simpelsten Gedanken nicht zu Papier zu bringen. Er lächelte bitter und vergrämt. An dieses Wesen dachte er, das wie ein Wunder auf einmal vor seinem Lager gestanden hatte, zart, knospenhaft, ein kleines Fräulein, mit schimmernden, unergründlichen Augen; nicht einmal schön im alltäg-

lichen Sinne, aber von so seltsamer Art, wie er Aehnliches nie geschaut zu haben meinte — als ob sie von einer fremden Insel in das barbarische Land verschlagen worden wäre. Um seine Mundwinkel zuckte es — und seine dunklen Augen glühten, ob vor Entzücken oder gar . . . wer wollte es wissen?

Er schloß die Augen, und das gelbe Haar fiel ihm in Strähnen über seine Stirn.

„Tiens . . . tiens,“ murmelte er leise vor sich hin.



„Sind verfluchte Burschen, diese Mediziner, die reinen Teufelsterle,“ sagte der Kammervirtuose, „lächeln Sie nicht, mein Herr,“ fuhr er fort, als Giacomo Spinetti ein wenig den Mund verzog. „Wenn ich an meine Zeit denke, du lieber Gott, vier Wochen im Gipsverbande liegen, war das mindeste. Und jetzt kommt so ein Hezenmeister von Professor, legt eine Binde von Glasscherben, was weiß ich, einem an, und spricht: So, mein Verehrtester, Sie können laufen, wie es Ihnen beliebt. Hegeret — Teufelswerk. Uebrigens“, setzte er außerhalb jeden Zusammenhangs hinzu, „Beethoven können Sie nicht spielen, dabei bleibe ich!“

„Es ist möglich, Herr Massenger, daß Sie recht haben, aber nur möglich! Vielleicht beweiße ich Ihnen eines Tages das Gegentheil!“

„Niemals, mein Herr, niemals! Ich weiß, was Sie mir entgegenhalten. Sie seien ein Dilettant — hätten nie regelrecht studiert usw. usw.! Zugegeben, mein Herr! Das hat indessen mit unserer Frage nichts zu tun. Sie wissen, ich halte Sie für ein stupendes Geigentalent, bin der Ansicht, Sie könnten, wenn Sie ein Jahr richtig arbeiten, im Konzertsaal Furore machen. Sie würden Paganini spielen, wie vielleicht kein zweiter Mensch heutzutage — aber Beethoven nie, mein Herr, Beethoven ist nämlich, unter uns gesagt, nicht nur eine Angelegenheit der Technik — Beethoven ist eine Sache des Herzens.“

Der alte Herr lächelte auf einmal mitten im Sprechen sehr eigentümlich, beinahe mit einem Stich ins Boshafte.

„Sehen Sie, Beethoven hat das weiche B — und Paganini hat das harte B, da haben Sie einen der Unterschiede. Bitte mich nicht mißzuverstehen. Beethoven hat das Heroische und das Gemüthliche und Paganini hatte ein Zipselchen vom Teufel zu fassen getriegt. Ich unterschätze das keineswegs, mein Herr — ich stelle lediglich prinzipielle Unterschiede fest. Nichts für ungut, mein Herr, ich bewundere Sie. Ich bin alt und weiß geworden und habe mein Lebtag nicht ein Viertel Ihres Talents und Ihrer Technik besessen.“

„Demnach wäre ich also, wenn ich den Kern Ihrer Rede herauschäle, ein Mensch ohne tieferes Gemüth, dessen Auffassungsvermögen an Beethoven zerfällt — ein Italiener, der zu leicht befunden wird, um sich an den großen deutschen Meister heranwagen zu dürfen?“

„Etwas spitz und hart ausgedrückt, mein Herr. Und dennoch, was das Punctum saliens anlangt, wie der Lateiner zu sagen pflegt, stimmt es. In Kunst-
dingen gibt es keine Phrasen, mein Herr. Sie kennen
Ihren Faust: Die Kunst ist lang. Und kurz ist unser
Leben.“

„Und trotzdem werde ich Ihnen eines Tages be-
weisen, Herr Kammervirtuose, daß Sie sich absolut ver-
hört haben. Ich werde Beethoven spielen, daß Ihnen
die Augen übergehen.“

Herr Massenger lächelte einfältig.

„Ich werde es nicht erleben, mein Herr.“

„Ich lehne es auch ab, daß Sie mich auf die
lateinische Kasse festnageln wollen. Ich heiße Spinetti,
nach meiner Mutter, die Italienerin war. Aber ich bin
in Deutschland geboren und aufgewachsen. Mein
Vater war ein deutscher Arzt, der als Tourist nach
Italien gekommen war und die Mutter aus Rimini
hierher verschleppt hat. — Und wenn er nicht ganz
plötzlich infolge einer Blinddarmentzündung ins Gras
gebissen hätte — ich war damals erst unterwegs — so
hätte er meine Mutter vielleicht geheiratet, und ich hieße
heute wahrscheinlich Friedrich Keuffer statt Giacomo
Spinetti — wäre Geiger und nicht Mediziner! Denn
das ist das Merkwürdige: meine Mutter verstellte sich
darauf, daß ich Arzt würde, sie war eine fanatische,
kleine Person, die dies dem Andenken meines Vaters
schuldig zu sein wähnte. Ich glaube, sie ist deshalb nur
in Deutschland geblieben.“

„Seltsam, höchst seltsam,“ warf der Kammervirtuose ein.

„Und doch ist es viel natürlicher, als es scheint. Denn ich habe unzweifelhaft von meinem Vater eine Anlage zur Naturwissenschaft ererbt, die es mir nicht allzu sauer werden ließ, auf die mütterlichen Wünsche einzugehen, zumal ich meinen musikalischen Neigungen ungehemmt nachgehen durfte. Warum ich das alles erzähle?“

Er machte eine kleine Pause und strich sich mit der Hand das widerspenstige, bernsteingelbe Haar aus der Stirn.

„Um Ihre vorgefaßten Theorien, Herr Kammervirtuose, ad absurdum zu führen: Spinetti ist gerade so gut deutsch wie Massenger. Und mein blondes Haar legt für meine deutsche Abstammung das beste Zeugnis ab. Es kommt mir überhaupt lächerlich vor, in Kunst-
dingen die Rassen gegeneinander auszuspielen. — Die Deutschen haben ein für allemal den Tieffinn gepachtet — und die Italiener sind flache Gesellen! Zum Teufel, das sind billige Phrasen! Und wie steht es mit Dante und Michelangelo?“

Der Kammervirtuose lachte herb und fröhlich auf.

„Ausgezeichnet, mein Herr, Sie gefallen mir! Sie haben Temperament, Sie haben Künstlerblut in den Adern. Zudem sind Sie ein gebildeter und verdammt gescheiter Herr! Und ich, du lieber Gott, ich bin ein armer Schächer vor dem Herrn, ein kleiner Musikant, das heißt“ — er reckte sich in die Höhe und seine Augen blinzten — „ich habe unter Bülow gespielt —

und die ersten Wagner-Aufführungen in Bayreuth als Konzertmeister mitgemacht. Immerhin, ich erlaube mir, ein Wort mitzureden. Was Sie sagen, stimmt scheinbar, und in Wirklichkeit stimmt es doch nicht, die Deutschen haben die große Musik — und die Italiener haben die kleine Musik. Von den andern Künsten verstehe ich nichts! Ich behaupte lediglich, von Beethoven bis Wagner steht die Geschichte etwas anders aus, als etwa von Spontini bis Verdi — wobei ich den Verdi keineswegs unterschätze. Notabene hat den Beethoven kein Mensch so gespielt wie Joachim, und der war bekanntlich von Hause aus ein armer, ungarischer Judenjunge! Sie sehen, ich ziehe mich, was die Rasse anbelangt, peu à peu etwas zurück.“

„Dann glauben Sie also, mir fehlt es an Herzenswärme, an Gemüt?“

„Herr, Sie stellen Gewissensfragen. Sie sind ein Talent. Sie werden als Geiger und nicht als Mediziner enden! Genügt Ihnen das nicht? Sie schütteln den Kopf — gut — ich halte mit der Antwort nicht hinter dem Berge. Sie sind mehr Gehirn als Herz, dies ist meine Ansicht, Herr! Gott helfe mir!“

„Tiens — tiens. Das wollte ich wissen. Qui vivra verra! Herr Messenger!“

„Nun sind Sie ärgerlich, mein Herr. Das hat man davon, wenn man —“

„Sie irren gewaltig! Sie irren, wenn Sie meinen, — pardon, das soll etwa keine persönliche Anrempfung sein — daß das Urtheil irgendeines Menschen mich in meinen Anschauungen über meine Person beeinflussen

— oder gar erschüttern könnte. Persönlich halte ich Sie allerdings bei aller Wertschätzung für etwas antiquiert, ich meine natürlich in musikalischer Hinsicht, ich halte Sie mit einem Worte für einen verschrobenern Kopf, der mit Vorurteilen vollgepfropft ist. Sie verzeihen meine Freimütigkeit. Gott helfe mir, ich kann nicht anders!“

„Nun sind wir quitt, mein Verehrtester,“ entgegnete der alte Herr. „Denn an Offenheit ließen Sie wahrlich nichts zu wünschen übrig. O, mein Herr, ich liebe diese Aufrichtigkeit, entschuldigen Sie sich um des Himmels willen nicht — und was Ihr Selbstgefühl anlangt, Gott erhalte es Ihnen und bewahre Sie vor Nackenstößen, die . . . ach, Haße,“ unterbrach er sich selbst, „Du kommst gerade recht, um mit diesem Querkopf weiter zu streiten — ich habe genug für heute —“ Und listig zwinkernd ging er hinaus.

„Was haben Sie wieder mit meinem Vater gehabt?“ sagte sie, und auf ihrem blaffen Gesicht lag ein leiser Unmut.

„Warum stellen Sie die Frage nicht umgekehrt, vielleicht hat Ihr Vater etwas mit mir gehabt!“

„Mein Vater tut keiner Seele etwas zuleide — aber Sie reizen und erregen ihn mit Ihren aufrührerischen Reden. Sie haben keine Ehrfurcht vor weißem Haar — vor nichts haben Sie Ehrfurcht.“

„Sie irren, vor Ihrem dunklen Haar habe ich Heße Ehrfurcht!“

„Wollen Sie mich, bitte, aus dem Spiel lassen.“

„Nein, das kann ich nicht, wahrhaftig, das kann ich nicht.“

Sie sah ihn groß an, ehe sie erwiderte:

„Dann wollen Sie also, daß ich aus dem Zimmer gehe?“

Sein Gesicht wurde bitter.

„Ich werde tun, was Sie wünschen. Aus reiner Selbstsucht werde ich gehorchen, Ich möchte die wenigen Stunden noch genießen.“

„Herr, ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Das ist doch sehr einfach, ich werde mich morgen auf die Strümpfe machen, mir einen Wagen nehmen und auf Wohnungssuche gehen, respektive fahren.“

„Sie werden das nicht tun. Sie werden hübsch warten, bis Sie sich besser bewegen können.“

„Ich bewege mich von Tag zu Tag schlechter — und dann, mit welchem Rechte nehme ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch?“

„O, sprechen Sie nicht solchen Unsinn.“

„Es steckt dahinter ein Sinn, der mir zu schaffen macht.“

Sie hatte ihm den Rücken gewandt und sich an den Flügel gesetzt. Ihre Hände glitten über die Tasten. Sie sang mit verhaltener Stimme Mozarts Wiegenlied.

Als sie wieder auffah, hielt er die Rechte vor sein Gesicht, das in heftiger Bewegung war.

„Tiens . . . tiens,“ sagte er und lächelte hilflos, „Sie haben da in der Kehle einen Ton, der — Verzeihung, wenn ich mich habe gehen lassen — übrigens weshalb bilden Sie diese Stimme nicht aus?“

„Es nützt nichts! Der Vater hat alles mögliche versucht.“

„Ihr Vater ist ein närrischer Mann!“

„Wollen Sie mich wieder böse machen?“ Ihre Augenbrauen zogen sich drohend zusammen.

„Um Gottes willen nicht,“ entgegnete er, und seine Züge wurden so erschreckt, daß sie laut aufschauen mußte.

„Wie lange ist Bülow tot? — Fünfzehn Jahre, zwanzig Jahre — ich weiß es nicht — ich weiß nur, daß Ihr Vater von dem Tage an den Weltuntergang datiert. Vielleicht ist das sehr rührend — vielleicht ist es sehr kindisch — ach bitte, ich will nur sagen, daß die Stimmbildung seit der Zeit gewisse Fortschritte gemacht hat — es gibt heutzutage Lehrer —“

„Ach, hören Sie doch davon auf. Vor einem Jahre hätte es vielleicht noch Eindruck auf mich gemacht, damals, als ich Stephan noch nicht kannte.“

„Dermaßen lieben Sie ihn?“

„Ja, so liebe ich ihn,“ entgegnete sie — und ihre Augen strahlten, und ihr schneeweißes Gesicht strahlte.

„O, das verstehe ich — ich verstehe das sehr gut.“

Sein troziges Gesicht wurde um einen Schein blasser und bekam einen demütigen, verkniffenen Ausdruck.

„Weshalb sind Sie so ruhelos?“ fragte sie unvermittelt und heftete ihre Augen durchdringend auf ihn.

„Sind Sie selbst in sich so fest und klar, daß Unruhe bei anderen Sie verwundert?“

„Sie stellen eine Gegenfrage, anstatt zu antworten. Wenn ich Sie verletzete, so bitte ich um Entschuldigung.“

„Sie haben mich nicht verletzt. Es gibt kein Ding, das ich Ihnen verheimlichen würde. Ich bin auf der ewigen Hehjagd, ich verfolge mich selbst, meine verehrte Dame. Ich habe keinen Frieden. Ich suche mich — liege vor mir selber auf der Lauer. Begreifen Sie das? Ich weiß nicht, was mit mir werden soll. Ein Geiger — ein Medizinmann? Dabei bin ich träge — am wohlsten ist mir, wenn ich die Beine ausstrecken und vor mich hindösen kann. Ich begreife die Menschen nicht, die immer zu arbeiten vermögen. Und dieses ewige Stundengeben um sein bißchen Existenz —“ Er fing mitten im Satz laut zu lachen an. — „Herr Gott, ich komme mir wie ein altes Klageweib vor. Das ist ja alles barer Unsinn! Ich liebe das Leben — ich finde es wunderschön! Und eines Tages werde ich im Golde schwimmen — und werde das Gold von mir streuen, daß es nur so eine Art hat!“

„Wie werden Sie das anstellen?“

„O, das ist ein Geheimnis,“ antwortete er pfißtig. „Jedenfalls — ach, meine Gnädige, mit den Friedlosen muß man zart umgehen, sie sind verletzlicher als Spinnweben und Schmetterlingsflügel!“

„Warum werfen Sie die Bücher nicht in das Meer und werden Geiger?“

„Tiens — tiens, Madame, es ist nicht so einfach!“

Er nahm eine kurze englische Pfeife aus der Tasche und steckte sie in Brand.

„Darf ich?“ fragte er, während er den Rauch von sich blies.

„Kämlich,“ fuhr er fort, „Ihr pudelnärrischer Vater hat am Ende recht. Ich bin vielleicht nur ein Talent, zu sehr Gehirn — um als Geiger — und dann meine Gnädige, Kunst darf man eigentlich nur für sich selber machen. Sehen Sie sich bitte einmal diese Hände an? Ich glaube, ich könnte mit diesen Händen einem Menschen das Herz aus dem Leibe schneiden — nicht erschrecken, meine Gnädige, diese Hände sind zum Operieren geschaffen — die furchtbarsten Dinge müssen mir gelingen — und das wäre ein Glück für mich, eine Rettung vielleicht — denn in mir“, setzte er hinzu, und seine Stimme klang fast heiser, „steckt eine Art von Raubtier, vielleicht bin ich von Hause aus eine Verbrechernatur, die nur auf diese Weise . . .“

„Nein, nein, das will ich nicht hören. Das sind ja schreckliche Ideen, mit denen Sie sich quälen!“

„Bitte, sehen Sie sich genau meine Hände an, finden Sie nicht, daß sie etwas unsagbar Grausames haben?“

„Ich finde, daß Sie sich mit Hirngespinnsten —“

„O nein,“ unterbrach er sie, „da sind Sie im Irrtum. Ich verkrieche mich nur nicht vor mir selber. Ich gestehe mir meine Triebe ein, während die meisten Menschen sich belügen. Ich schließe nicht vor mir die Augen. Und dann,“ fuhr er fort, und sein Gesicht wurde plötzlich so sanft und schamhaft, daß sie ihn voll Staunen ansah, „gäbe es etwas Feineres, als wenn man noch aus seiner Bosheit, aus seinen niedrigen und gemeinen Anlagen etwas schüfe, das in seiner Wirkung wenigstens den Menschen Nutzen brächte?“

„Wollen Sie nicht zugeben,“ erwiderte sie und schloß, wie sie bei diesen Worten zitterte, „daß man durch eine solche Erkenntnis in sich selbst besser wird?“

„Nein, das kann ich nicht zugeben. Man bleibt in seinen Grundanlagen derselbe Mensch und hat vor einem gewöhnlichen Verbrecher im letzten Grunde nichts voraus. Man unterscheidet sich von ihm höchstens dadurch, daß man etwas mehr gelernt hat, um einen Gran klüger ist und sich selbst ein Ventil zu öffnen vermag, das einen schließt. Man ist mit einem Worte zu intelligent oder zu feige geworden, um sich dem Straf-richter auszuliefern. Man benützt die Wissenschaft — oder, wenn Sie wollen, auch die Kunst als das Instrument, mit dem man sich hilft — sonst würde man genau so wie die anderen armen Schlufter in seinem eigenen Nege zappeln.“

„Das glaube ich Ihnen nicht — niemals werde ich Ihnen das glauben.“

„Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter,“ sagte er langsam. „Ich behaupte, daß der Schlag Menschen, zu dem ich zähle, den Ertrakt des menschlichen Willens ausmacht. Denn wir leben dieses Dasein wirklich mit unseren Sinnen, während die anderen an ihm vorbeigehen.“

„Ich habe bisher gedacht,“ antwortete sie, und ihre schimmernden Augen weiteten sich, „daß wir neben und über unserm sinnlichen Dasein noch ein geistiges führen.“

„Dies ist ein Irrtum, Gnädige, ein grober Irrtum! Ich bedaure sehr!“

„O, davon werden Sie mich nicht abbringen — ich lasse mir nicht den Boden unter den Füßen wegziehen, von niemand.“

„Das Gegentheil strebe ich an, ich möchte Ihnen einen festen Halt geben; denn ich fürchte, Sie schweben zwischen Himmel und Erde. Wer ist reicher — der den Frühling mit seinen Augen sieht, und das Meer und die Berge, oder der, welcher im Dunkel tappt? Und wenn kein Laut Ihr Ohr trüfe, wenn weder die Stimme des Menschen, den Sie lieben, noch die Klänge der Neunten zu Ihnen bringen würden, wäre das nicht ein Elend ohnegleichen? Sehen Sie, der Hochmuts- teufel ist in die Menschen gefahren — sie verleugnen ihr sinnliches Leben zugunsten einer Wahnidee, die sie das Dasein der Seele nennen. Das, was man Gewissen heißt, entspringt wiederum daraus — und ist doch nichts anderes als dumpfe Angst, als Trägheit des Denkens. Und dabei bedeuten Gesicht und Gehör verdammt wenig im Verhältnis zu dem Gefühl, dessen Mann und Weib teilhaftig werden durch den Genuß der Liebe. Es gibt eben nur ein irdisches Dasein, das durch unsere Sinne geht — alles andere ist eitel Humbug!“

„Haben Sie ausgesprochen, mein Herr?“

„Ja!“

„So sage ich: Sie tun mir weh und leid — und mein pudelnärrischer Vater hat dreimal recht, wenn er sagt, Beethoven bleibt für Sie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch!“

Sie lachte fibern auf, und ihre Pupillen leuchteten in tiefem Glanze.

„Was nützt es Ihnen, Herr Giacomo Spinetti, wenn Sie Beethoven vom Blatte lesen, ihn prima vista spielen können — sobald Ihre Seele nicht mitschwingt? Was nützt es Ihnen, wenn Sie den ewigen Schnee auf den Bergen sehen, ohne daß Ihr Herz erschauert? Und dann — so erinnern Sie sich doch, mein Herr, der Meister war stottau, als er die Neunte schrieb. Diese himmlischen Gedanken blühten in seinem Innern, diese Töne drangen nicht an sein verschlossenes Ohr, aber sie brausten in seiner starken Seele stärker als alle Meere und Orgeln dieser Welt.“

„Gott erhalte Ihnen Ihren Glauben!“

„Amen!“ ergänzte sie tiefenft.

Und als seine Lippen sich leicht kräuselten wie in verhaltenem Hohn, sagte sie bebend:

„Spotten Sie meiner nicht. Ich vertrage das nicht, wenn es sich um das Heiligste handelt.“

„Das Heiligste ist unser irdisches Leben, Madame,“ entgegnete er kalt — „und was Beethoven anlangt, so hätte er dieses Werk niemals geschrieben, wenn er taub auf die Welt gekommen wäre. Als er sein Gehör verlor, trug er die Töne und Affozlationen der Klänge als einen sicheren Besitz in sich. So sieht das Ding aus und nicht anders. Pardon, meine gnädige Frau, ich kann nicht weichen. Auch der Boden unter meinen Füßen ist heiliges Land — geweiht durch die Erkenntnisse der Wissenschaft. Und jetzt darf ich mich vielleicht

zurückziehen, ich fürchte ohnehin, daß Ihnen meine Schwaghastigkeit auf die Nerven fiel.“

Er verbeugte sich steif, während sie kein Wort erwiderte, sich mit der schmalen Hand an den Stuhl vor dem Flügel klammerte, ganz aufrecht in ihrer Zierlichkeit da stand und nur hochmütig mit dem Kopfe nickte.



„Ein seltsamer Kauz,“ brummte Stephan Hüller, während er bedächtig den Brief des Herrn Spinetti in das Kuvert tat und beiseite legte. „Ist auf und davon wie ein Wirbelwind, nimmt auf einem Fehen Papier Abschied, nachdem er ein paar Tage es sich bei uns hat wohl sein lassen. Zwar schreibt er, daß er persönlich sich bedanken wollte, sobald er erst sein neues Quartier eingerichtet hätte.“

Er lachte gutmütig auf.

„Das klingt alles so gespreizt, als ob dahinter ein verborgener Sinn lauere — nun, er mag das halten, wie es ihn gut dünkt.“

„Ist ein Italiener, trotz seiner blonden Haare, und wenn er es zehnmal nicht wahr haben will,“ entgegnete der Kammervirtuose, „dabei ein eminentes Talent, ich leugne es nicht.“

„Ach, Papa,“ sagte Haife, und ihre Stirn zog sich zusammen, „was willst Du damit eigentlich beweisen?“

„Daß man sich vor ihm in acht nehmen soll — nichts weiter! Ich kenne diese Sorte von Menschen. Blender sind es. Sie verbreiten einen äußeren Glanz, und innen sind sie hohl wie taube Rüsse.“

Stephan Hüller legte seine Rechte auf des Kammervirtuosen Schulter.

„Nicht ungerecht sein, Alterchen! Der Mensch hat etwas, was mich angeht. Ich rede nicht einmal von seiner Musik, davon verstehe ich zu wenig — aber ich empfinde deutlich, daß in ihm etwas arbeitet. Es gärt in ihm. Er fühlt sich in seiner eigenen Haut elend. Ein Mensch, der innere Krisen durchmacht, unterscheidet sich schon dadurch von den andern Alltagswesen. Und dann, du lieber Gott, ich war einen Augenblick über sein Benehmen verstimmt — er wird schon seine Gründe haben, wenn er sich so heimlich davongeschlichen hat — wozu die Menschen über einen Kamm scheren! Zu dumm, daß man immer und ewig ein Handelsmann bleibt. Für das bißchen Gastfreundschaft soll er nun gleich nach unserer Pfeife tanzen und nicht auf seine Manier selig werden dürfen! Ist das nicht ein Widersinn?“

Der Kammervirtuose riß die Augenlein weit auf.

„Ich kann da nicht mit,“ antwortete er ärgerlich. „Du redest wie der Herr Jesus Christus und hast für alles Verständnis; aber mein Junge,“ fuhr er zwinkernd fort, „unser Herr konnte auch in gewaltigen Zorn geraten, und die Wechler hat er bekanntlich aus dem Tempel gejagt.“

Stephan Huller wurde auf einmal tieferrst.

„Gründlich verkennst Du mich — und derartige Scherze solltest Du selbst im Scherze lassen — nichts geht mir mehr wider den Strich, als wenn man mich in falschem Lichte sieht. Sei mir nicht böse, Alterchen! Frage nur die da —“ er wies auf Häise, deren Blicke gespannt auf ihn gerichtet waren, „wie unduldsam ich sein kann.“

„Sprich nicht so, Stephan, Du bist der beste Mensch auf Gottes Erde.“

„Ach, Kinder, bringt mich nicht um meine gute Laune — kein Mensch weiß, wie es um den andern bestellt ist. Meine Schulden möchte ich Euch nicht aufbürden. Komm, kleine Häise, und gib mir einen Kuß! Was geht uns Herr Spinetti an!“

Und wie ein übermütiger Junge hob er sie in die Höhe und trug sie durch das Speisezimmer.

Sie ließ es willenlos geschehen und hatte die Augen geschlossen, als wollte sie ein Gefühl der Seligkeit austkosten . . . oder war es ein Verängstetsein, das auf ihren weißen Zügen lag? . . . Nun legte er sie wie ein Kind auf das Sofa und setzte sich neben sie.

„Ach,“ sagte er, „mir ist so wohl zumute,“ dabel streichelte er ihre Hand und ließ sein tiefes Lachen ertönen. „Ich träume von allerhand guten Dingen. Ich träume, daß wir in fünf Jahren, vielleicht noch früher, auf einem kleinen Landgut sitzen, mit Feld und Wald

und Wasser, den eigenen Boden unter unseren Füßen — im Schlitten über das Land fahren, vorbei an den schneebedeckten Tannen. Und wenn wir abends erfroren heimkehren, dann knittern und knastern im Kamine die Holzschelte, und wir sitzen davor, halten die eiskalten Hände vor das rote Feuer und lassen es uns wohl sein — siehst Du, von solchen Dingen träume ich, hörst Du zu, Haife?“

„Du, Stephan, ich höre.“

„Und das Schöne ist, daß aus dem Traum einmal Wirklichkeit werden kann, und werden muß,“ fuhr er fort. „Denn die Zeit muß kommen, da ich mein freier Herr werde. Man lebt ja an sich vorbei, wenn man tagaus, tagein die nämliche mühselige Arbeit verrichtet, wenn man genötigt ist, immer nur ans Erwerben und Erraffen zu denken und das Beste und Feinste in sich auszuschalten. Die Sinne eines Kaufmannes werden leicht stumpf — und macht er Feierabend, so kann es ihm geschehen, daß er nicht nur an den Schläfen weiß geworden — nein, daß er überhaupt eingeroftet und für nichts mehr empfänglich ist. Davor bewahre einen Gott!“

„Dir widerfährt das nicht,“ entgegnete sie, „ich weiß es.“

„Ach, Kind, unser Fleisch ist schwach und träge.“

„In Dir ist aber ein Wille, der unaufhörlich arbeitet, ja zuweilen, Stephan,“ fügte sie hinzu, „fürchte ich mich vor der Kraft, die in Dir ist.“

Er wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblick ertönte heftig die Glocke, und unmittelbar darauf humpelte Giacomo Spinetti, auf einen Stod gestützt, in das Zimmer.

„Verzeihung, meine Herrschaften, ich habe mich da auf eine etwas unsaubere Art aus dem Staube gemacht,“ stieß er verlegen hervor und blickte unruhig vor sich hin. „Mir ist das erst später zum Bewußtsein gekommen. Ich bitte um Entschuldigung, meine Herrschaften!“

„Wir haben bereits Bericht über Sie gehalten,“ antwortete Stephan fröhlich, „ich bitte Platz zu nehmen und den Spruch zu hören.“

Der Student blickte fragend auf Haïse, die kein Wort sprach — ihr flimmerte es vor den Augen.

„So setzen Sie sich doch!“

Und Stephan rückte dem Gaste den Stuhl zurecht.

„Also das Urteil lautet: Sie sollen allwöchentlich dreimal mit Haïse eine Stunde musizieren. Einverstanden?“

„Tiens — tiens,“ murmelte Spinetti und nickte.

Aber Haïse war über und über rot geworden — und wollte heftig erwidern, doch kein Laut kam aus ihrer Kehle.

„Und für übermorgen“, sagte Stephan Huller, „sind Sie feierlichst geladen, übermorgen abend sollen Sie unsere Freunde kennen lernen.“

Spinetti erhob sich.

„Ich bin sehr beschämt, Herr Huller. Ich nehme dankend an — natürlich nehme ich an. Jetzt möchte ich Sie indessen nicht länger aufhalten, mir scheint, die Gnädige fühlt sich nicht sonderlich wohl,“ setzte er unvermittelt hinzu.

„Ist Dir etwas, Kind?“ fragte Huller erschreckt, „ja, dann bitte ich in der That, uns zu entschuldigen — also auf Wiedersehen, Herr Spinetti.“

Der Student reichte Hälse die Hand, in die sie mechanisch einschlug. Einen Augenblick hielt er ihre schmalen Finger mit eisernem Drucke fest, ehe er nach seinem Stocke griff und das Zimmer verließ.

„Ist Dir wirklich übel, kleine Hälse?“

Er legte seinen starken Arm um ihren Nacken und sah sie voll Besorgnis an.

„Warum hast Du das getan?“ entgegnete sie zitternd.

„Aus Mitleid tat ich es — aus Mitleid. Ich sehe eine verstörte, zerrissene Seele und versuche zu helfen — wer in sich selbst gleiches durchgemacht, hat für die Qualen der anderen ein Auge. Dieser Mensch braucht uns, und niemals war ich hilfsbereiter als jetzt; denn siehst Du,“ setzte er geheimnisvoll hinzu, „ich möchte Gott eine Dankeschuld abtragen. Begreifst Du das?“

„Ja,“ erwiderte sie tonlos.

„Laß Dich von dem Papa nicht aufheben,“ sagte er leise, „Du weißt doch, wie wunderbar er sein kann, wenn er einen Musikanten nicht mag.“

„Und Du magst ihn?“ fragte sie ängstlich.

„Ich mag ihn, weil er auf der Suche ist.“

Er lächelte still in sich hinein, während sie kaum hörbar seufzte.



Niemals war Stephan Hüller fröhlicher, einfältiger, kindlicher als in diesen Tagen — sein glucksendes, tiefes Lachen gab davon Kunde — und niemals war Haïse so todeswund wie in dieser Zeit.



Im Musikzimmer sang Haïse Charlotte, und der Student Giacomo Spinetti saß am Flügel.

Und dann kamen beide zurück und nahmen schweigend neben den Freunden Platz.

Der Student war im Gesicht wachsgelb — aber die Züge der Haïse Charlotte waren schneeweiß wie immer; nur ihre dünnen Nasenflügel zuckten beständig.

Und die Kerzen in den alten, silbernen Leuchtern warfen ihr flackerndes, warmes Licht auf die Menschen, die um den runden Tisch saßen.

Stephan Hüllers wasserhelle Augen leuchteten wie weiße Diamanten. Er schenkte von neuem den Wein ein, und die Freunde erhoben sich und stießen mit

Haife an. Der Wein in den Kelchen funkelte. Die Gläser klangen leise.

Und Stephan küßte Haife Charlotte vorsichtig auf die Stirn, als wäre die Stirn zerbrechlich, wie das Glas der Kelche. Und dann ging er schmurstracks auf den Studenten zu.

„Auf Ihr Wohl, Herr Spinetti — auf Ihr Wohl trinke ich dies Glas!“

„Tiens — tiens, schönen Dank, Herr Fuller, schönen Dank!“

Dabei blinzelte er zu Haife hinüber, die mit gefalteten Händen dasaß. Sie hatte die Augen gesenkt, und in einer einzigen winzigen Falte schienen sich ihre Augenbrauen zu treffen.

„Spiel ist alles,“ sagte scheinbar zusammenhanglos der Philosoph und beugte den feinen Kopf mit den weißen Haaren zurück. Sein bartloses Gesicht sah in diesem Augenblick jugendlich aus. Den fast Sechzigjährigen hätte man für einen Jüngling halten mögen. Mit einer anmutigen Bewegung band er sich den weißen, schmalen Schlips zurecht.

„Er ist durch einen dunklen Wald gegangen,“ sagte der Dichter und lächelte dabei wunderbar. „Und als die Sonne helle Lichter auf die alten Stämme warf, ist ihm das Geheimnis des Lebens aufgegangen. In meinem Mantel brachte er es heim und trug es zum Kaiser von Japan.“

Der Student der Medizin starrte den Sprecher verwirrt an. Ist das ein Kranker, der in Delirien spricht? dachte er bei sich.

Aber Johannes fuhr unbeirrt fort:

„Es war beim Gastmahl in Tokio. Der Kaiser hörte still und aufmerksam zu. Er sprach kein Wort.“

„Dieser Mensch ist gekteskrank,“ murmelte der Student vor sich hin. Niemand hörte es. Er suchte einen Blick von Haïse zu erhaschen; die aber sah unverwandt zu Johannes hin, dessen große Ohrmuscheln bläulichweiß wie gebleichtes Linnen und durchsichtig wie Kristall waren. Und in das rotbraune, verwilderte Bart- und Haupthaar hatten sich unzählige weiße Fäden gesponnen. Aus einem Urwald kam Johannes von der Ewigkeit, war selber ein Stück Urwald.

Haïse fielen in dieser Stunde die Worte des Johannes ein, die sie von Stephan wußte: die Dichter hören das Gras wachsen und schauen bis auf den Grund des Meeres und in die Abgründe der Seelen.

„Wollen Sie mir Ihren auffälligen Satz etwas näher erklären,“ wandte sich Giacomo Spinetti an den Philosophen.

Seine Miene hatte etwas Inquisitorisches, die Neugier des Mediziners war in ihm erwacht.

„Was heißt denn überhaupt Spiel?“ fragte er, und sein Ton klang beinahe gereizt.

„Spiel“, antwortete der Philosoph, während er seine dünne Unterlippe kaum merklich herunterzog, „ist etwas, das von allem Zwecke befreit und losgelöst ist.“

„Das ist eine Redensart, mit der ich nichts anzufangen weiß,“ warf Spinetti dazwischen.

„O nein, mein junger Herr, Sie irren, Sie irren wirklich!“

Der Philosoph sagte es mit einer zwingenden Bescheidenheit, die etwas Kindhaftes, Rührendes in sich barg.

„Unsere alte Sprache drückt es geheimnisvoller und klarer aus. Lesen Sie nur Jacob Grimm. Spilon althochdeutsch — spilen mittelhochdeutsch bedeutet eigentlich: sich in einer zuckenden, zitternden Bewegung befinden; bedeutet flimmern, glitzern, blinken, hüpfen. Ahnen Sie nun etwas, mein verehrter Herr?“

Der Student schüttelte den Kopf.

„Das sind leere Worte für mich.“

„Darf ich weiter sprechen — vielleicht gelingt es mir dann besser, meinen Gedanken auszudrücken — o, nicht meinen Gedanken,“ unterbrach er sich, „das wäre vermessen; eine Idee meine ich, die allen eingeboren ist. Sie sind Geiger — nun gut: haben Sie während des Spiels niemals die Vorstellung des Losgelöstseins, der Unbewußtheit, der höchsten Lust, der tiefsten Trauer? Sie können das nicht leugnen. Ich behaupte, Lust und Trauer sind schal, wenn das Spiel nicht zuckt, zittert, flimmert, glitzert, blinkt; wenn Lust und Trauer nicht in ihrem Reime — das Spielersische haben. Lustspiel — Trauerspiel — keine Zufallsworte, Prägungen von tiefstem Sinn, Herr Studiosus. Kunst ist die letzte Stufe des Spiels — sie befreit von dem Schlamm des Daseins. Niemals ist ein Mensch reiner, unschuldiger, schöner, als wenn er sich dem Irdischen abwendet und dem Spiele hingibt. Christi Selbpreisung der Kinder beruht letzten Grundes auf der Erkenntnis, daß sie in Unbewußtheit, ohne Schuld zu

spielen vermögen. Vielleicht erinnern Sie sich auch des neuzeitlichen Wortes: Es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel. O, bitte, lächeln Sie nicht, diese Gedanken kommen Ihnen einfältig vor, ich sehe es Ihnen an — und sind doch keineswegs das Resultat einer flüchtigen Stunde. Kinder spielen, weil sie triebhaft und keusch und darum des Glückes noch theilhaftig sind. Denn nun komme ich zu dem Sage, auf den es mir lediglich ankam: Wir alle sind geboren mit dem Triebe zum Spielen — und dann fällt das Leben wie ein Werwolf über uns her und will das Beste in uns fressen. Wer sich von dieser feindlichen Gewalt unterliegen läßt, nimmt an seiner Seele Schaden, verknöchert, verborrt und vertrocknet. Der Mensch, der seinen eingeborenen Spieltrieb nicht mit seiner Lebensarbeit in Einklang zu bringen vermag, geht an sich vorbei, führt ein Scheindasein. Gott hat dafür gesorgt," fuhr er fort, und machte mit seiner schlanken, weißen Hand eine zierliche Bewegung durch die Luft, „daß wir in jeder Epoche unseres zeitlichen Daseins, von Kindesbeinen an bis zu einem schönen Sterben, unsern Trieb zum Spiel betätigen. Wer sein Leben nicht auf das Spiel setzt — hat, so widersinnig es klingt — niemals gelebt — man muß sich verschwenden, verspielen können — um sich für seinen Lebenszweck aufzusparen. Ach, mein Verehrter, sehen Sie sich nur die Natur mit offenen Augen an. Stellen Sie sich die Welt als einen einzigen Kartoffelacker vor — und Sie nehmen ihr allen Duft und alle Farbe. Dies Dasein hätte keinen Sinn mehr. Denn das scheinbar Ueber-

flüchtige — das Spielerische tut uns fast mehr not — als das Notwendige. Dieses erkannte Gott, als er bunte Schmetterlinge in den Lüften sich schaukeln ließ, als er Lautropfen in zuckende, zitternde Bewegung versetzte, indem er sie mit Sonnenstrahlen durchglüherte — als er brausende Wasserfälle — nein, nein, nein,“ unterbrach er sich. „Sie haben recht, Herr Spineti, wenn Sie meiner spotten; ich verliere mich in Phantastien —“

„Zum mindesten in überwundene Sprachphilosophien und pastorale Phrasen,“ entgegnete der Student. „Sie sind bereits bei Gott angelangt — es fehlt nur noch eine Kanzel!“

„Verzeihen Sie,“ sagte der Philosoph, „über Gott möchte ich nicht mit Ihnen streiten. Kant und Darwin haben mit Gott aufgehört. Diese Tatsachen pflegen die Herren der Naturwissenschaften zu vergessen, oder zu vertuschen. Ich bin überhaupt nicht streitsüchtig,“ fügte er demütig hinzu.

„Mein Freund“, ergriff der Dichter das Wort, und seine versonnenen Züge belebten sich, „möchte unser Dasein auf eine Philosophie des Spieles bauen. Er meint mit dürren Worten, wessen Rachen nicht auf dem Meere der Phantasie treibt, der wird Gott nie schauen — wird den Himmel nicht sehen. Mein Freund hat recht. Er meint des ferneren: wir alle kommen als Phantasten auf die Welt — so oft wir geboren werden — denn wir werden wohl des öfteren geboren,“ setzte er leiser hinzu. „Aber dann tauchen die Büttel auf und schlagen die Phantasie tot — und die

an Geist Schwachen arbeiten sich phantasielos zu Tode, während bei den Bühnen — mögen es nun Forscher, Kaufleute oder Dichter sein — bei denen, die fliegen können, die Arbeit zum Spiel wird. Im Spiele finden sie die großen Dinge des Lebens, sprengen sie die dunklen Tore des Daseins. Dieser reine Tor versteigt sich bis zu dem Sage: Das Ueberflüssige ist das Notwendige — die Spieler sind von der Ewigkeit, denn sie prägen die bleibenden Werte. Er fragt, was wären beispielsweise die Deutschen ohne Bach und Goethe, die Niederländer ohne Rembrandt, die Italiener ohne Dante und Michelangelo, die Engländer ohne Shakespeare. Die Geschichte der Menschheit ist nach ihm eine Geschichte des phantastischen Spiels. Mir ist das alles zu vernünftig — zu richtig, zu weltlich, zu menschlich,“ schloß er mit einem verlorenen Lächeln, „denn meine Welt ist nicht von dieser Welt, hat nichts gemein mit nackter Wirklichkeit.“

„Ich begreife das alles, ich fühle es, obwohl ich es nicht auszudrücken vermag,“ warf Stephan Hüller nach einer langen Pause dazwischen, und seine Miene wurde schmerzlich. „Wir leben an uns vorbei — und rosten ein. Haïße, habe ich es nicht erst jüngst gesagt?“

Sie zuckte fröstelnd zusammen.

„Ja, Stephan, so sagtest Du.“

Als überhörte er ihre Antwort, fuhr er fort:

„Das Wirkliche, dem wir nachjagen, ist ja nur ein Trugbild — nichts existiert, das außerhalb unserer Seele ist.“

Der Student sah den Sprecher mit einem vernommenen Lächeln an. Bin ich denn in ein Tollhaus geraten? fragte er sich und trommelte mit den schlanken, beweglichen Fingern auf die Platte des Tisches.

Häise hörte das leise Klopfen, und so sehr sie sich innerlich wehrte — sie mußte unablässig auf seine Hände blicken, die hart und grausam waren.

„Ich glaube,“ sprach Stephan Huller weiter, „die Menschen sind viel schöner, wenn man sie von ihrem Betriebe, ihrem vermeintlichen Leben loslöst und sie wieder in das Erdreich ihrer Seele setzt. Sie blühen dann erst auf. Dieses habe ich an Dir und durch Dich erfahren, Johannes, alles Irdische ist dem Wechsel unterworfen — nur das Seelische hat Bestand.“

„Die Menschen, die ihren Blick nach innen richten, sind wunderbar zart und von unsagbarer Schönheit — jeder von ihnen hat ungeahnte Möglichkeiten,“ sprach der Dichter.

In diesem Augenblicke lachte der Student der Medizin roh auf.

„Die Herren verzeihen, ich kann da nicht mit,“ stieß er hervor und setzte eine herrische Miene auf. „Sie stellen Mensch und Ding und Welt auf den Kopf und schaffen erst das Trugbild. Ich weiß nicht, welch ein Dasein Sie führen — aber mit der Wirklichkeit haben diese Gebilde nichts zu schaffen. Ich halte mich für verpflichtet, dies klar und nüchtern auszusprechen.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte Johannes sanftmütig, und seine überlegene Milde tränkte den Studenten bis auf das Blut.

„Es kommt nicht einmal darauf an, daß das Menschenkind so ist, wie ich es mit liebenden Augen sehe.“ nahm er die Rede wieder auf — „sondern, daß es so sein könnte. Und für diese Möglichkeit wiederum bürgt meine Fähigkeit, daß ich die Menschen in strahlendem Glanze von allen Schlacken befreit zu schauen vermag. Vielleicht liegt es zum kleinen Teil an Ihnen, Herr Studiosus, wenn wir uns nicht verstehen. Vielleicht tragen Sie einen Rock aus zu gemeinem Stoffe. Vielleicht versuchen Sie es einmal mit diesem Zaubermantel. Mein Freund wird es Ihnen bestätigen, er birgt eine seltene Kraft: Wirft man ihn um, so wird man hellsehend — und tiefblickend.“

Der Student hatte atemlos zugehört. Aha, dachte er triumphierend, jetzt hat er sich in seiner eigenen Schlinge gefangen. Es war außer Zweifel: er war in einem Zirkel Geistesgestörter. . . . Der Zaubermantel . . . der Kaiser von Japan — — und jetzt gar diese wahnsinnige Philosophie des Spiels. Nun galt es, den andern Fuchs, der die Philosophie des Spiels entdeckt haben wollte, aus dem Bau zu locken!

„Sie verzeihen,“ wandte er sich wieder an den Philosophen, „wenn ich mich nicht irre, äußerten Sie vorhin, sofern ich Sie richtig verstanden habe, daß wir in jeder Epoche des Lebens unsern Spieltrieb betätigen.“

„Ja, mein Herr, so etwa drückte ich mich aus; von Kindesbeinen an bis zu unserem Sterben, sagte ich. Erinnern Sie sich, daß Sie in den ersten zwei oder drei Jahren Ihres Daseins spielend mehr errastten als in

Ihrem ganzen späteren Leben. Ist es Ihnen nie wie ein Gotteswunder erschienen, daß so ein kleines Kind im Handumdrehen, hüpfend, spielend, auf allen Vieren kriechend, möchte man sagen, das Sprechen erlernt? Ja, ich möchte behaupten, daß der Mensch in diesen seinen ersten Lebensjahren den ganzen Inhalt des Lebens einschöpft — er läßt unsichtbare Eimer in tiefe Brunnen gleiten und zieht sie mit seinen zarten Kinderhänden leicht empor. Was bedeutet dagegen das winzige Bruchteilchen von Wissen und Erkenntnis, das er mit allen Kräften während seines ganzen späteren Lebens mühselig hinzutut? Sehen Sie, mein Herr Studiosus, Spiel ist Unbewußtheit — und aus ihr wachsen die Wunderblumen des Lebens. Versuchen Sie einmal darüber nachzudenken, was in Ihrem Hirn vorgehen muß, damit Sie den Prozeß des Sehens zu bewältigen vermögen. Und nehmen wir einmal an, Sie würden die diesbezüglichen Funktionen ihres Gehirns erkennen und danach trachten, mit Bewußtsein vorwärts zu schreiten, ich glaube,“ setzte er fröhlich lachend hinzu, „Sie würden bei den ersten drei Schritten sich Hals und Beine brechen. Zu den verwegendsten Kunststücken gehört das Sehen, und ein Kind bewältigt es spielend. Seltsam, höchst seltsam und wunderbar!“

Der Student verzog seinen Mund zu einer höhnischen Grimasse; niemand bemerkte es außer Haase.

„Ist das, was Sie als Wunder bezeichnen, nicht Heredität — Anpassung — Gewöhnung?“ fragte er.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen, die Worte ändern nichts an der Sache,“ antwortete der Philosoph. —

„Und dann“, fuhr er fort, „kommt die Zeit, wo man des Kindes Phantasie, seine traumhafte Unbewußtheit langsam abtötet — ich meine den Leidensweg der Schule. Ahnt denn ein armseliger Magister, daß so ein köstliches, verwegenes kleines Lebewesen ganz anderen Reichtum in sich trägt als er? O, diese Hohlköpfe, die das Wunderbare nicht zu fassen vermögen — und auf dem Spieltriebe des Kindes nicht weiter bauen — haben das beste Ackerland und treiben Raubbau. O, diese Schelme!“

Er senkte tief auf — dann aber erhellte sich sein bestümmertes Gesicht durch einen fast pfliffigen Ausdruck.

„Man kann auf den Menschen mit Knütteln und Keulen losgehen, er läßt sich nicht in Stücke schlagen, von so wunderbarer Art ist der Mensch. Immer wieder wird sein Spieltrieb in ihm wach. Und auf einmal locken und finden sich Männlein und Weiblein im Spiele, wobei Musik und Tanz und andere Künste sie zusammenkuppeln. Liebe ist etwas Zuckendes, Zitterndes, Hüpfendes — flimmert, glitzert, blinkt — und das Blut singt, lacht, schluchzt, wenn es dem Spiel der Liebe erliegt. Ach, Herr Studiosus, machen Sie nicht ein so hochmütiges Gesicht — in Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde“ steht zu lesen im Verse 12 620: Die wile auch sie zwie lagen, des Bettespiales pflagen . . .“

„Tiens — tiens,“ unterbrach ihn der Student, und aus seinen Augen bligten Mutwille und fanatische Schadenfreude!

„Spiel definieren Sie als etwas, das von allem Zwecke losgelöst ist. Nicht wahr?“

„Gewiß mein Herr!“

„Und nun sagen Sie plötzlich, Spiel und Liebe sei eines! Das sind die Tricks und Kunstgriffe eines Taschenspielers. Verzeihen Sie, wenn ich etwas deutlich werde. — Sie zwingen mich dazu — Liebe — ich hasse übrigens dies sentimentale Wort, aber immerhin bleiben wir zunächst dabei — Liebe hat einen Endzweck, ist nicht um ihrer selbst willen da . . .“

Der Philosoph bedeckte mit beiden Händen seine Schläfen; seine Augen wurden trübe.

„Ich glaube, wir reden aneinander vorbei,“ entgegnete er müde; „ich habe bisher immer gedacht, daß aus der Zwecklosigkeit der tiefste Zweck des Daseins blüht — ebenso wie aus scheinbar müßigem Spiele — ach, mein Verehrter, nicht die Professoren haben die Welt umgekrempeelt, sondern jene, die auf hoher See fuhren . . . und vom Spiel der Wellen und Wogen sich treiben ließen. Die Schuster arbeiten, aber die Schöpfer sind antizipierende Geister. Sie nehmen kraft ihres spielerischen Genies die Idee vorweg aus der Unbewußtheit ihres Ichs — und dann erst gehen sie ans Werk. Sie sind gleich den Dichtern visionär.“

Der Student Giacomo Spinetti erhob sich plötzlich und verbeugte sich schweigend. Er hatte genug gehört. Dieser Freund des Dichters Johannes von der Ewigkeit glaubte an Visionen und hatte Gesichte. Zwei Arme im Geiste hatten sich gefunden, die an der Grenze des

Irrsinns standen — und sein Gastfreund war ihr Schüler.

„Sie dürfen uns noch nicht verlassen,“ sagte Stephan Hüller. „Dieser Abend hat noch nicht sein Ende erreicht — er hat mit Musik begonnen, er soll mit Musik enden, denn auch nach dem Glauben unserer Freunde ist Musik das Spiel der Spiele.“

Der Student war totenbleich geworden. Seine dunklen, funkelnden Augen standen wie Kohlen in dem kreidigen Gesicht und hoben sich wunderbar ab von den bernsteingelben Haaren.

„Tiens — tiens, Herr Hüller,“ sagte er mit Anstrengung, indem er seine innere Erregung gewaltsam unterdrückte, „ich habe heute abend so viel Neues vernommen, daß ich —“ Er hielt mitten im Satz inne. Taumelte er — wankte sein gebrochener Fuß — drohten seine Sinne zu schwinden — oder wollten ihn diese Menschen hier zum Narren machen — zum lächerlichsten Narren dieser Welt?

Er riß die Augen weit auf und sah sie der Reihe nach durchdringend an — am längsten Harße. Er wollte sie durchschauen. Er wollte wissen, ob auch sie in dieser Stunde gegen ihn sei.

Dieser ganze Vorgang spielte sich in wenigen Sekunden ab. Den Studenten dünkte es eine Ewigkeit. Sein krampfartiger Zustand löste sich in einem kurzen, lichernden Lachen.

„Hahaha,“ brach er aus und stellte sich mit einem Male auf seinen Stuhl. Kerkengerade stand er da. Er

wollte diesen Burschen beweisen, daß er im Vollbesitze seiner Kräfte war. Ein Mensch mit eisernem Willen vermochte alles, und wenn es Hals und Kragen kostete.

„Gut, ich bleibe,“ rief er wie von einer Kanzel herab. „Niemand soll glauben, ich fürchtete mich. Ich lasse mich nicht ins Bockshorn jagen. Kund herausgesagt: Sie leiden an Zwangsvorstellungen! Sind selber wieder zum Kinde geworden. Sie glauben, neue Wahrheiten auszusprechen, meine Herren. Nichts ist wahr! Am Ende werden Sie noch Ewigkeitswerte prägen, wie unsere literarischen Schmocks. Nichts ist ewig! Nichts ist wahr! Nichts ist neu! Die Erde dreht sich um die Sonne. Der Mensch dreht sich bis zum Erbrechen um den Menschen. Verlassen Sie mich nicht — jetzt habe ich das Wort. Jeder Gedanke dieser Welt ist unzählige Male gedacht worden — jedes Gedicht unzählige Male gedichtet — jedes Lied unendlich oft komponiert worden. In einem ewigen Wiederkäuungsprozeß vollzieht sich das Dasein der Menschheit — unter dem Gesetz der Wiederkehr des Ewiggleichen lebt der Mensch.“

Er hielt einen flüchtigen Moment inne. Dann hob er den Zeigefinger und sagte mit erschütterndem Ernst:

„Es gibt keine Freiheit des Willens — wie Hunde liegen wir an der Kette, alles ist Bewegung — Spiel — meinethalben — und wir schwingen zitternd mit, ob wir wollen oder nicht.“

Wieder machte er eine Pause.

Und Stephan Hüller, dem das Herz bis an den Hals schlug, glaubte, hoffte, er würde jetzt enden. Aber der

Student lachte höhnisch und leise in sich hinein, ehe er fortfuhr:

„Ich komme auf Ihren Spieltrieb, Herr Philosoph! Ich gebe zu: das Leben ist eine uralte Komödie mit erbärmlichen, antiquierten Rollen. Wer nicht mitzuspielen vermag, greife nach einem Strick . . . Noch ein paar Minuten, Herr Stephan Hüller, ich bin alsbald fertig!“

Und gleichzeitig dachte er im stillen:

Um Gottes willen, ich werde doch jetzt nicht gar herunterfallen. Das wäre ein lächerlicher Aktluß.

Er fuhr mit der Hand über seine Stirn, die zu schmerzen begann.

„Meine Herren und meine verehrte Dame! Ich nehme den Faden wieder auf. Die Menschen handeln unter einem ehernen, ewigen Gesetz. Immer und immer wieder schmelzen sie das alte Metall ein. Und schütten sie den Tiegel um — und schlagen sie es wieder zu Münzen, so wähnen sie in ihrer Ideenflucht, neue Werte geprägt zu haben. Sehen Sie, meine Herrschaften, hier setzt das Groteske ein. Hier liegt die Gebunden- und Befangenheit des morbiden, menschlichen Geistes! In gemeines Deutsch übertragen: Wir quälen uns auf eine unnütze Art ab. Alle unsere Gedanken, Sehnsüchte, Schmerzen sind von einer fatalen Abgestandenheit. Die Menschen vor uns haben wie wir empfunden, die Menschen nach uns laufen, kriechen unter den gleichen Zeichen. Ein und der nämliche Kreislauf der Dinge von Anbeginn bis zum Ende dieses Planeten, das Gott beschleunigen möge!“

Gaumen und Lippen waren ihm so trocken geworden, daß er kaum weiter zu sprechen vermochte. Er raffte seine letzte Energie zusammen:

„Der Mensch ist von Hause aus ein geisteskrankes Wesen. Er hat sich eine überwertige Idee zurechtgemacht, die sich auf Kinder und Kindeskinde vererbt. Er bildet sich ein, er hätte eine eigene Seele mit eigenen Wünschen und eigenen Leiden. Es ist zum Lachen! Ich, liebe Dame, bin ein Mensch der Naturwissenschaft — und behaupte: es gibt Gespenster. Unsere Gedanken sind die Gespenster, die bei hellem Tageslicht umgehen. Hunderte oder gar Tausende von Jahren haben sie unter der Erde gemodert. Jedermann glaubt, sie seien abgestorben, und dann tauchen sie aus ihren Gräbern auf, werden spukhaftig lebendig, und wir tanzen mit diesen Gerippen den Totentanz! Herrschaften: Es ist zum Weinen!“

Und der Student der Medizin, der Geiger Giacomo Spinetti fing in der Tat leise zu weinen an, als er, bis zum äußersten erschöpft, wieder auf den Boden trat.

„O, Sie werden müde sein,“ sagte Johannes von der Ewigkeit, und seine Miene war von einer himmlischen Sanftmut verklärt. Leise drückte er ihn in den Stuhl.

Eine Weile war es ganz still in dem Erdzimmer der Hullers — nur ein schwacher Lichtschimmer erhellte das Dunkel, denn die Kerzen in den alten, silbernen Leuchtern waren fast zu Ende gebrannt, und ihr matter Schein berührte kaum die blassen Gesichter der Men-

sehen und den funkelnden, roten Wein in den feingeschliffenen Kelchen.

In die Stille sprach der Dichter:

„Ein Mensch, dessen Seele leidet, trägt in sich Schönheit — ein Mensch, der in heiligem Zorne leuchtet, hat Tiefe wie das Meer. Ach, Herr Studiosus, wehren Sie sich nicht gegen Ihre Tiefe und Schönheit, die sind vom Leibe Gottes und der Ewigkeit. Alles ist Bewegung, sagen Sie — und Gott sprach aus Ihnen. Und plötzlich reichten Sie dem Bruder die Hand und kündeten, vom Geiste getrieben: Alles ist Spiel — Bewegung und Spiel sind eins. Ja, Herr, spilon gleich spielen bedeutet: in ewiger, flimmernder Bewegung sein. Alles ist Bewegung — Rhythmus — und kehrt wieder. Herr Giacomo Spinetti — recht haben Sie — aber unterschiedlich kehrt es wieder — nicht unter dem Befehl des Ewiggleichen. Dieses ist ein feiner Punkt; mein Herr, den unsere erlöschenden Augen nicht zu sehen vermögen. Alles kehrt so oft wieder, bis es seine letzte, kristallene, durchsichtige Form gefunden, bis es den Passionsweg durchmessen hat und Ewigkeit geworden ist. Denn wir kommen von der Ewigkeit und gehen zur Ewigkeit — und ewig sind wir in Bewegung. Der Tore, durch die wir schreiten müssen, sind viele. Und wenn Ihnen unsere Fahrt zu langsam scheint — denn auch darin stimme ich Ihnen bei: unsere Irrtümer, Wünsche, Vergehen, Begierden sind Gespenster, die langer Zeit bedürfen, ehe sie zur Ruhe kommen — so darf ich vielleicht fragen: Was bedeuten Jahrhunderte, Jahrtausende im Verhältnis zur Ewigkeit, wo es das

höchste Spiel — die stärkste Bewegung — den letzten Atemzug gilt?“

„Gute Nacht,“ sagte der Student der Medizin. „Ich lasse mich nicht einfangen,“ setzte er brüsk hinzu, „ich lasse meine Worte nicht in Ihrem Sinne umdeuten, Herr! Sie sind mir ein geliebener Vogelfänger — ich werde mich hüten, Ihnen in das Netz zu gehen.“

Als er diese Worte gesprochen hatte, verlöschten auf einmal die Kerzen — es wurde stockdunkel.

In dieser undurchdringlichen Finsternis trat der Student Giacomo Spinetti auf Haïse Charlotte zu und küßte sie auf die Stirn. Niemand sah es.

Stephan Hüller war aus der Tür gegangen und kam mit einer brennenden Lampe zurück.

Die Gäste erhoben sich.

„Es ist Schlafenszeit,“ sagte Johannes, und sein feiner Mund träufelte sich zu leichtem Spotte. „Die Nachtvögel, die das Licht scheuen, werden lebendig.“

Keiner verstand ihn außer Haïse Charlotte.



„Ein merkwürdiger Abend,“ sagte Stephan Hüller nachdenklich, als sie allein in ihrem Schlafzimmer waren. „Vielleicht war es doch nicht recht, die Freunde mit Herrn Spinetti zusammenzutun. Feuer und Wasser befehlen sich.“

Sie sah ihn groß an und schwieg.

„Wo steckte denn übrigens der Papa den ganzen Abend?“

„Der Papa war sehr, sehr müde,“ antwortete sie zitternd.

„Ach, Haïse,“ sagte er, „der Kopf ist mir schwer von alledem, was sie geredet haben — ich fürchte, Wirres und Wahres mengten sie bunt durcheinander — ich meine, der Philosoph und Herr Spinetti. Wie ein reiner Klang zwischen diesen Mißtönen war die Rede des Johannes. Mir war es, als ob er das Evangelium kündete.“ Er verstummte. „Ich denke, hinter dem Spiele muß ein tiefer Ernst und eine unermüdlische Arbeit stehen — wenn es zur Kunst und nicht zur Spielerei werden soll,“ begann er von neuem. „Liebste Seele, habe keine Angst! Ich werde mich hüten, mit dem Heiligsten mein Spiel zu treiben — und der Schlaf ist mir heilig! Nur eines noch: Nie werde ich den todes-
traurigen Ausdruck des Studenten vergessen, als er oben auf dem Stuhle seine Rede hielt, als er . . .“

„Stephan, Stephan,“ schrie sie auf, und ein Schluchzen schüttelte ihren zarten Körper, während sie sich an ihn schmiegte und ihre Augen sich trübten. Er blickte sie befremdet und erschrocken an — sie aber wimmerte:

„Stephan, hab' mich lieb — hörst Du, hab' mich lieb.“

„Haïse, kleine Haïse,“ flüsterte er bewegt und küßte ihren Mund, ihre Augen, ihre Stirn. Dann zog er sie aus und trug sie wie ein hilfloses Kindchen in ihr Bett.

Die ganze Nacht hielt sie seine Hand umklammert, und noch im Schlafe stöhnte sie unablässig in sich hinein.



Schwerblütig, dumpfen Kopfes erwachte am frühen Morgen Frau Haïse. Sie warf einen scheuen Blick auf Stephan, der noch in tiefem Schlaf befangen dalag, dann sprang sie aus ihrem Bett, schlüpfte in die zierlichen, goldbestickten Pantoffeln und trippelte vorsichtig aus der Tür. In der Küche hörte sie das Mädchen hantieren — sie aber eilte auf die Loggia, setzte sich unter ihre Blumen, die in bunter Schönheit aufgeblüht waren, und faltete, von Sorgen und Nengsten geschüttelt, die Hände. Es war ganz still. Ueber ihr wölbte sich ein wolkenloser, klarer Himmel. Die Sonne lachte, ihre Blumen leuchteten — und sie weinte unhörbar in sich hinein. Was war geschehen?

Ein wildfremder Mensch war wie ein Strauchdieb in der Dunkelheit über sie hergefallen, hatte sich auf den Fußspitzen leise und verstoßen ihr genähert — sie auf die Stirn geküßt — und sie war lautlos zusammengezuckt und hatte sich nicht gerührt.

Warum hatte sie nicht aufgeschrien, warum hatte sie nicht laut schluchzend gerufen: Stephan, schütze mich vor einem, der in Deinem eigenen Hause wagt, sich auf mich zu stürzen, als wäre ich die erste beste . . .

Sie sann und sann, ohne eine Antwort zu finden. Hatte sie Mitleid mit diesem verstörten Menschen gehabt? Hatten seine vergrämten Züge sie zerrissen und seine bebenden Lippen ihren Zornschrei verstummen gemacht? Aber warum war sie dann nicht, als sie allein, unter vier Augen waren, vor Stephan hingetreten und hatte zu ihm gesagt: Höre, das und das hat sich zugetragen; ich wollte in die Schrilheit dieses Abends keinen neuen Mißton bringen, darum habe ich geschwiegen, bis die andern fort waren — und weil ich glaubte, daß man einen, der plötzlich seine Sinne verloren, nicht richten dürfte. So, nun weißt Du alles — nun tue, was Du für rechtens hältst. — Warum hatte sie das verabsäumt und nun in eigene Schuld sich verstrickt?

Oder begann ihr Vergehen schon früher? Hatte sie ihn gelockt mit schimmernden Augen, verstohlenen Blicken, leisen Gebärden, unausgesprochenen Worten und verflingenden Tönen? Hatte dieser Mensch in ihrer Seele etwas Unsagbares ausgelöst?

Sie erschauerte. Nein, und dreimal nein. Ihr Leib mit seinem letzten Atemhauch und ihrer Seele letztes Fühlen waren einem Manne verschrieben, und der hieß Stephan Huller. Sie empfand, wie ihr Glaube, ihre Reinheit, ihre Sehnsucht zu ihm hinstrebte, wie er in seiner Geradheit und Schlichtheit, in seiner

Sicherheit, die er sich durch Selbstzucht und Arbeit erworben hatte, die Erfüllung ihres Daseins bedeutete.

Sie wollte nicht weiter grübeln. Mit einem Ertrinkenden hatte sie Erbarmen gehabt — wenn darin eine Schuld lag, so hatte sie gesündigt. Und wer hemmte sie, jetzt im selbigen Augenblick an Stephans Lager zu treten, lachend ihre Arme um seinen Hals zu schlingen und zu ihm zu sprechen: Liebster Mann, ich wollte Deine Nachtruhe nicht stören — und darum schwieg ich gestern — heute aber muß es herunter von meinem Herzen: Sage diesem jungen Herrn, daß er unsere Schwelle nicht mehr betreten darf, weil er Ehrbarkeit und Sitte ins Gesicht geschlagen hat; denn dies Haus ist keine Freistätte für Abenteurer.

Sie erhob sich und schritt aufrechten Hauptes in das Schlafgemach. Stephan schlief immer noch — seine Brust hob und senkte sich in regelmäßigen Zeitabständen, und auf seinem Gesicht lag ein tiefer Ernst, der sie bewegte und rührte.

Und von einem Drang getrieben, beugte sie sich über ihn und küßte ihn.

Er schlug die Augen auf.

„Ach, liebste Frau,“ sagte er und zog sie fest an sich, „bis ans Ende meiner Tage wünschte ich so gewedt zu werden.“

„Rein, nein,“ stammelte sie verwirrt, „so darfst Du nicht reden“ — und mit schwerer Zunge fügte sie hinzu: „Zieh Dich rasch an und laß uns auf der Loggia frühstücken — es ist ein wunderheller Tag — ich will den

Papa“ — sie brach ab, und ohne seine Antwort abzuwarten, war sie mit einem scheuen Lächeln wieder aus dem Zimmer gehuscht.

Im Korridor blieb sie einen Augenblick stehen und atmete schwer. Dann schloß sie die kirchroten Lippen fest aufeinander, und während über ihrer Nasenwurzel eine tiefe Falte sich bildete, murmelte sie leise vor sich hin: Ich kann nicht — ich kann nicht . . .

Und im stillen dachte sie: Warum soll ich Unruhe und Zweifel in sein Inneres tragen und ihm den Frieden nehmen, den er mehr braucht als das tägliche Brot? Ich werde diesen Menschen nicht mehr sehen — und wenn eine Schuld auf mir lastet, so will ich sie durch meine Liebe sühnen.

Auf der Loggia stand der Papa in seiner Samtjoppe und begoß voll Eifer die Blumen.

„Hier, steh nur,“ rief er ihr entgegen, „wie Kresse und Feuerbohnen aufgegangen sind, und wie wundervoll Geranien und Petunien blühen — ist es nicht eine Freude?“

Sie sah den Kammervirtuosen versonnen an, ohne auf seine Frage zu antworten.

„Hast Du Aerger, Kind?“ fragte Herr Massenger erschreckt, während er die Stiefkanne beiseite stellte.

„Nichts habe ich, Papa,“ entgegnete sie hastig, aber ihre Lippen zuckten — und ihre umflorten Augen strasteten sie Lügen.

Der Kammervirtuose schüttelte den Kopf.

„Wunderliches Volk seid Ihr Frauenspersonen. Willst Deinen alten Herrn hinters Licht führen, mein

Kind? Das gelingt Dir nicht! Heraus mit der Wahrheit, wo hapert es?"

„Papa, quäle mich nicht!"

„Quäl' ich Dich?"

Herr Massenger riß die kleinen Neuglein weit auf: „Da sei Gott vor, daß ich Dich quälen will. Siehst Du, kleine Haise, jetzt erinnerst Du mich an die Mama. Ganz so ein Gesicht machte die selige Mama, wenn ihr etwas wider die Schnur ging.“

Sie horchte gespannt zu.

„War die Mama wirklich so wie ich — ich meine, in ihrem Wesen?" fragte sie langsam und mit schwerer Zunge.

„Du wirfst ihr von Tag zu Tag ähnlicher, und zuweilen erschrecke ich ordentlich, wenn Du unversehens eine Bewegung machst, als ob Du sie ihr abgeguckt hättest — und hast ihr doch nicht einmal in die Augen schauen dürfen.“

„War die Mama so launisch wie ich?"

„Launisch? Wie kannst Du nur ein so häßliches Wort in den Mund nehmen! — Stimmungen war die Mama unterworfen, wie jede Künstlernatur; Nerven hatte sie, die bei den leisesten Anlässen zuckten, zitterten, vibrierten wie die Saiten einer Geige. Sie war eben — ein Mensch, der ganz aus Musik bestand; war genau so wie Du, kleine Haise — wie kann man da von Launen reden!"

Sie sah den alten Mann durchdringend an, und etwas Seltsames ging in ihrem Innern vor. Ihr war, als ob sie plötzlich die Mama erlebte — sie fühlte, wie

ihr das Herz heftig zu pochen begann, wie der Schlag ihres Herzens an ihr Ohr drang — eine seltsame, wunderliche, beängstigende Musik, die ihr den Atem nahm. Ihre Züge bekamen einen harten Ausdruck; sie wollte eine Frage an den Papa richten — eine schicksalschwere Frage, die ihr über ihre eigene Natur lezte Aufschlüsse geben sollte — aber ihre Lippen blieben verschlossen.

Der Papa blickte sie auf einmal ganz verängstigt und verschüchtert an — und ein unsicherer, rätselhafter Zug trat in sein Gesicht.

Wie ein armer, ertappter Sünder kam er ihr vor — ihr selbst erschien es als eine Brutalität ohnegleichen, hinter das Geheimnis seines Lebens bringen zu wollen.

Und nun hustete Herr Massenger geräuschvoll auf, als hätte er eine Gräte geschluckt.

In diesem Augenblick trat Stephan auf die Loggia.

„Was hast Du denn, Papa,“ sagte er besorgt und klopfte ihm auf den Rücken.

Der alte Herr hatte im Nu seine Contenance wieder erlangt.

„Ach Gott,“ antwortete er grämlich, „mir ist nichts, partout nichts; aber das Kind ist nicht auf dem Posten, ist mit dem linken Fuß aus dem Bett gestiegen, hat etwas und rückt nicht mit der Sprache heraus.“

Bei dieser Anklage mied er es, Häiße anzusehen, wandte sich vielmehr von neuem und bekliffen seinen Blumen zu.

Stephan warf einen flüchtigen Blick auf Häiße, dann brach er in sein leises glucksendes Lachen aus, strich

leiße ihr wirres Haar zurecht und küßte ihre Augen. Da fing sie unvermittelt zu weinen an.

„Nun haben wir die Geschichte,“ rief der Kammervirtuose und setzte mit einer großartigen Bewegung die Gießkanne auf den Boden. „Irgendwas ist ihr über die Leber gefahren — und wir müssen es ausbaden.“

„Pst,“ machte Stephan und fuhr mit seiner breiten, kühlen Hand glättend über ihre weiße Stirn.

Unter dieser seiner Bewegung fühlte sie, wie Ruhe und Frieden über sie kam. Er stellte keine Frage an sie, ließ sie, als ob sie ein zerbrechliches Püppchen wäre, vorsichtig auf den Liegestuhl nieder — und bettete sie behutsam.

Das Mädchen brachte den dampfenden Kaffee — Haïse erhob sich und füllte die Tassen — ihre Hand zitterte. Sie nahmen das Frühstück zu sich und sprachen kein Wort. Dann erhob sich Stephan, um in die Fabrik zu gehen.

Sie schmiegte sich eng an ihn.

„Du Lieber, Guter,“ sagte sie kaum hörbar.

Er lächelte unmerklich in sich hinein — als müßte er sein Glück verbergen, als müßte er es tief in die Erde graben und den Blicken der Menschen entziehen. Dann ließ er den Kopf ein wenig auf die rechte Schulter fallen, nickte dem Papa blinzeln zu und ging eilig davon — aber unterwegs mußte er beständig an sie denken — an ihr verstörtes Wesen, an den bestämmernten Ausdruck ihrer Miene.

Was hatte sie nur? Was ging in ihr vor?

Gesentten Hauptes ging er seinen Weg — und wieder kam eine tiefe Mutlosigkeit über ihn — und jener Todesernst, den das Schicksal in sein Antlitz gezeichnet hatte — und der nie mehr auszulöschen war, nahm nun völlig von ihm Besitz.

Da lag die Fabrik vor ihm, außerhalb des Weichbildes der Stadt — ein nüchterner, kahler, langhinstreckter Bau, gleichsam isoliert, denn kein anderes Haus war in der Nähe.

Er fuhr mit einer ausholenden Bewegung über sein dichtes Haar, als müßte er jeden grüblerischen Gedanken verjagen — denn sein Hirn war für die Stunden des Tages verbunden, gehörte der Fabrik, nicht ihm. Die aber stand unter dem Gesetz der Zahlen — Herz-tätigkeit und Gefühlsregungen galt es hier auszuhalten.

Er seufzte leise, dann gab er sich einen Ruck und trat ein. Er nahm die Arbeitsjacke vom Nagel und zog sie an. Ein Stoß von Briefen lag auf seinem Pult — er warf einen flüchtigen Blick auf sie, ließ sie ungeöffnet liegen und eilte zunächst in das Fabrikgebäude. Eine der Maschinen war nicht in Ordnung gewesen, er wollte sich vergewissern, ob der Schaden repariert sei.

Aber bevor er zu seinem Ziel gelangte, verweilte er auf allen Stationen, stellte hier eine kurze Frage, überzeugte sich dort durch einen prüfenden Blick, ob alles gut imstande sei. Und jedermann kannte dieses klare, durchdringende Auge, dem nichts zu entgehen schien. Er stand mit den Leuten gut; sie ließen seinen eisernen

Willen gelten und respektierten seine Forderung auf Pflichterfüllung. Denn sie fühlten, daß hinter der Abgeschlossenheit und Strenge seines Wesens sich Anteilnahme an ihrem Wohlergehen und ernsthaftes Verständnis für ihre Lage, ihre Wünsche und Bedürfnisse barg.

Er hatte von der Pike auf gedient wie sie — er war gestiegen, ohne seine Zugehörigkeit zu ihnen je zu verleugnen. Und wenn darüber große Worte auch nicht verloren wurden, sie zweifelten nicht, daß zwischen ihnen ein Band war — daß er notwendigenfalls für sie in die Bresche trat. In dem kurzen „Guten Morgen“, das er nie vergaß und das in der gleichen Art von den Leuten erwidert wurde, drückte sich eine Art stiller Kameradschaftlichkeit aus. Er hatte Verständnis und Mitleiden für sie — er wußte, daß ihre Arbeit hart und schwer war — und wenn es zwischen ihnen und dem Arbeitgeber zu Konflikten kam, so machte er den ehrlichen Makler, der immer noch verstanden hatte, einen anständigen Frieden herbeizuführen.

Das war das Eigenartige an seiner Stellung, daß seine Arbeit zwischen Kontor- und Fabrikbetrieb geteilt war. Er mußte überall sein — überall Bescheid wissen: in den Büchern, die die Bestellungen enthielten — in dem Lager, in dem das eingelaufte Material aufgestapelt lag, bei den Maschinen, bei den Heizkesseln, bei den Rohlen. Denn Berechnung war alles — und der kleinste Irrtum konnte für die Kalkulation des Ganzen folgenschwer werden.

Nun saß er wieder vor seinem Pult im Kontor — versenkte sich in seine Briefe — versuchte es wenigstens. Aber auf einmal stand Haïse vor ihm und blickte ihn an mit tränenschweren Augen, daß er hilflos wie ein Kind wurde und den Kopf senkte, um ihrem Blicke auszuweichen — dann tauchte Johannes von der Ewigkeit vor ihm auf und sagte mit verträumtem Lächeln: Spiel ist alles.

Er fuhr kaum merklich zusammen — das Geräusch eines nahenden Wagens traf sein Ohr — jetzt hielt er vor dem Eingang der Fabrik, und eine elegante Dame verließ das Gefährt. Er spähte zum Fenster hinaus, erkannte die Frau des Chefs und sah noch, wie der Diener vom Bock sprang, um der Dame beim Aussteigen behilflich zu sein.

Sie trug einen großen, flachen Hut mit zierlichen, weißen Reiherfedern, hatte ein Kleid aus heller Bastseide an, und über die schmalen Schultern fiel ein feiner Schleier von sattem, dunklem Grün, der bis zu den Knien reichte. Sie stand plötzlich in seinem Kontor, als ob ein Wirbelwind sie hineingeweht hätte. In ihrer Hand trug sie einen Entoutcas aus derselben Bastseide wie ihr Kostüm. Mit einem vergnügten, hellen Lachen gab sie ihm die Rechte.

„Ah — Herr Huller, guten Tag! Ein wundervolles Wetter heute — nicht? Wie geht es Ihnen, Herr Huller, und was macht die schöne Frau Haïse? Alle Welt erzählt von ihr — und ich bekomme sie nicht zu Gesicht. Wissen Sie, was er sagt?“ — Sie wies auf

die Tür des Chefs. „Er sagt, die schöne Frau Haïse sei das aparteste Geschöpf auf Gottes Erde. Er sagt, keine andere Frau könne neben ihr bestehen. Ich finde es empörend, so etwas seiner eigenen Frau zu erklären. Ich bin eifersüchtig, Herr Huller, wenn ich dergleichen höre. Nicht nur auf meinen eigenen. Auf alle Männer. Es ist empörend, daß es so schöne Frauen gibt. Empörend! Man ist beständig in Gefahr — und plötzlich, Herr Huller, ganz unversehens, ist man ausgeschaltet. Eine schöne Frau ist gefährlicher als der Teufel! Sie reden ja gar nichts,“ unterbrach sie sich lachend, „o, ich schwache und schwache — und Sie hören nicht einmal zu.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, das ist ein Irrtum!“ antwortete er zurückhaltend.

„O, ich weiß — ich weiß, meine Theorie stimmt — und Frau Haïse — sie heißt doch Haïse?“

Er nickte stumm. „Nun, sie mag sich in acht nehmen! Uebrigens das ist ein köstlicher Name, so weich, so schmiegsam — und dahinter so viel Geheimnis!“

Eine Blutwelle schoß über sein Gesicht und tauchte es bis zu den Haarwurzeln in dunkles Rot.

Die Dame trat einen Schritt zurück.

„C'est facheux — ich habe Ihnen wehgetan — zu dumm — zu dumm! Der Doktor hat am Ende recht — ich bin ein Laps!“ — Sie wies auf die Tür ihres Mannes, die in dem gleichen Moment geöffnet wurde.

Der Kopf des Chefs wurde sichtbar, und Stephan atmete auf.

„Wo stehst Du denn, Lottchen? — Ich höre den Wagen — ich höre Deine Stimme — und Du wirst nicht sichtbar.“

„Immer kommst Du zu spät,“ antwortete sie und lachte gedämpft. „Hätte es Dir beliebt, eine Minute früher in diese Thür zu treten, so hätte ich eine Dummheit weniger begangen. Aber so seid Ihr Männer, Ihr habt keinen Instinkt für den rechten Augenblick, kommt zu früh oder kommt zu spät — verpaßt immer das Feinste und Beste — und richtet obendrein Mergernis an — Herr Huller, ich bitte schön um Verzeihung — dieser trägt die Schuld.“

„Gnädige Frau, Sie haben mir nicht das Leiseste zugefügt — und ich habe nichts zu entschuldigen.“

„Komm, Lottchen, und störe mir Herrn Huller nicht.“

Er nahm sie beim Handgelenk und wollte sie in sein Zimmer ziehen.

„Bitte, noch eine Sekunde. Erst hast Du mir die Suppe eingebracht und jetzt möchtest Du Dich davonmachen, ich bin für reinliche Arbeit. Herr Huller, hier ist meine Hand. Schlagen Sie ein.“

„Gnädige Frau, Sie beschämen mich!“

„Mag sein, aber ich verlange es meinetwegen. Mir wäre es ein verförter Tag, wenn ich wüßte, hinter mir brummte einer. Und Sie würden ein wenig brummen. Ich fühle es. Ganz deutlich fühle ich es. Also bitte!“

Er gab ihr die Rechte.

„So — quitt, ich dankel Und einen schönen Gruß an Frau Haase. Ich würde mich sehr freuen, wenn sie

einmal zu mir käme — ich muß sie sehen — ich brenne vor Neugierde.“ Der Doktor wurde ein wenig ungeduldig; in seinem gewöhnlichen Arbeitskittel, der nicht besser ausah als der Stephans, machte er neben der eleganten Frau eine sonderbare Figur.

„Raunze nicht — ich komme schon!“

„Haben Sie's auch so schwer?“

Er nickte Stephan flüchtig zu — und die Tür schloß sich hinter den beiden. Von drinnen tönte das ausgelassene Lachen der Dame an sein Ohr — und auch des Chefs Stimme hörte er, die immer so hell und freudig klang, wenn sie bei ihm war. Ernst und Nachdenklichkeit waren dann abgeschüttelt.

„Sonderbar, sonderbar,“ murmelte Stephan vor sich hin, während er die Briefe öffnete, die aus allen Teilen der Erde in dieses Haus kamen. Was wollte sie nur von Haïse? Was bezweckten diese leichtfertigen Reden? Nein, sie hatte ihm nicht weh tun wollen — gewiß nicht — aber in seiner Stimmung hatten ihre Worte fast wie Drohungen geklungen.

Wie sehr war man von der Frau abhängig — im Denken — Arbeiten — Handeln — —

Der Doktor da drinnen, der ein ganz anderer Mensch wurde, wenn ihr freudiges Lachen erklang — er, für den Haïse Lebensinhalt war — der Vater, der über die Mutter — — nein, nicht weiter denken

Er versenkte sich von neuem in die Briefe, ohne sich sammeln zu können — er war doch sonst bei der Arbeit kein Dahindämmerer — kein Sinnierer — was war

nur mit ihm? Seine ganze Tätigkeit hier auf diesem Schemel erschien ihm auf einmal so leer, so schal, so dürr und saftlos.

Auf den Poststempeln der Kuverts stand: London und Amsterdam, Stockholm — Marseille — Lissabon — Mailand und da Washington — Rio de Janeiro — Kairo — Moskau — die ganze Welt drang in dieses Zimmer. Und in den Briefen handelte es sich immer um dasselbe: um Kabel — um Kupfer — um Messing und Gummi. Da draußen gab es eine Erde mit anderer Flora und Fauna, andern Sitten und Gewändern — schon der Name einer fremden Stadt erzählte Phantastisches — Buntes — Ungeheuerliches — und hier zu seinem Pult verloren sich aus dieser Welt nur Zahlen — nichts als Zahlen, die ihm als das Gerippe alles menschlichen Trachtens erschienen. Und in Kalkutta, in Bombay und New York, in Buenos Aires, in Johannesburg und Madrid, auf Java und in Peking — jedes dieser Worte klang ihm wie ein süß-schauriges Geheimnis, wie ein Verkünden von Gottes Allwillen — hocte hinter Schloß und Riegel, auf dem gleichen Schemel, über ein schwarzes Buch gebückt, ein armer Tropf gleich ihm — und rechnete, addierte, subtrahierte, multiplizierte, bis der Abend heraufdunkelte und die Sonne ihr schweres, flüssiges Gold über den Erdball breitete.

Eine Angst vor dem ganzen Betriebe, vor der Arbeit, die der einzelne nicht mehr kontrollieren konnte, die er nur noch wie ein eingespanntes Tier willenlos verrichtete, überkam ihn. Die Welt ging wie am Schnür-

chen. Tag und Nacht zur gleichen, festgesetzten Minute tönten die Pfliffe der Lokomotiven; die Züge setzten sich prustend in Bewegung; die Schaffner traten auf die Coupestufen, knipsten die Fahrkarten. Und auf jeder Station stand ein Mann mit einer roten oder blauen, gelben oder grünen Kappe, der den Zug empfing und wieder entließ. Und in den Häfen ging es mit der gleichen Pünktlichkeit zu: Fracht- und Passagierschiffe liefen aus und trafen ein — Fässer und Ballen wurden verladen . . . Ueberall — überall war das Lasttier auf zwei Beinen an der Arbeit. Und Tag und Nacht wurden Briefe geschrieben und abgestempelt! Telegramme aufgegeben und weiter gelabelt, damit die Menschheit drüben und hüben Geschäfte machen konnte. Und Tag und Nacht, ununterbrochen, arbeiteten Eisenbahn und Telephon, damit die Welt vom Flecke kam, damit der Handel blühte. Unter Hunderttausenden kaum einer, der das Getümmel überjah — übersehen konnte.

Und in diesem Wirrwar, der in schwarzen Folianten — wie einer vor ihm lag — gebucht und auf Werte und Zahlen gebracht wurde, eine graue Eintönigkeit, ein Mechanismus, der das Blut gefrieren machte und alles Leben ertötete. Im Mörser der Arbeit wurde des Menschen Seele kurz und klein gestampft, zerrieben und zermahlen.

Er zog seine Uhr und erschrak; unwillkürlich mußte er lächeln — er hatte sich die Freiheit genommen zu träumen — und nun mochte er sehen, wie er die verlorene Zeit wieder einholte. Brief auf Brief wurde

aufmerksam gelesen und je nach Notwendigkeit mit kurzen Notizen versehen.

Er stuzte auf einmal.

Nachrichten aus Kopenhagen, die, wenn sie sich bestätigten, auf dem Kupfermarkt eine völlige Veränderung hervorrufen konnten und ganz neue Dispositionen notwendig machten.

Er erhob sich, um den Chef zu verständigen — er klopfte kurz an, und sofort wurde mit einem prompten Herein! geantwortet.

Er blieb auf der Stelle stehen.

„Störe ich?“ fragte er, „indessen, es handelt sich“ —

„Sie stören gar nicht — mein Mann hat mir vorhin schon die Tür gewiesen. Also noch einmal einen schönen Gruß an Frau Haise.“

Mit einem leichten Nicken huschte sie aus der Tür.

„Da kommen merkwürdige Meldungen aus Kopenhagen,“ sagte Stephan und reichte dem Doktor den Brief.

Der las ihn und zog die überhohe Stirn in Falten. „Das sind ja schöne Dinge, die man da erfährt, was sollen wir tun?“

„Ich denke,“ entgegnete Stephan, „wir depeschieren sofort an Arendson u. Co. und erbitten uns genaue Informationen — wir werden ja dann sehen, ob dieser Bericht stimmt.“

Der Chef nickte, und Stephan wollte sich wieder zu seiner Arbeit begeben. Aber der Doktor hinderte ihn daran.

„Bleiben Sie doch bitte noch einen Augenblick und nehmen Sie Platz. Ich möchte Sie etwas fragen.“

Und als Stephan seiner Aufforderung Folge geleistet hatte, schwieg der andere ein Weilchen und sah ihn nur hin und wieder prüfend an.

„Ich möchte Sie etwas fragen, Herr Huller, ich bitte Sie aber von vornherein, meine Frage nicht mißzuverstehen, oder als Eingriff in Ihr Privatleben aufzufassen. Ich habe das Gefühl, als ob Sie Sorgen hätten — und meine Frau, die trotz ihrer aufsprudelnden und überschäumenden Art eine gute Menschenkennerin ist — teilt das Gefühl. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

Er blickte dabei Stephan mit ausgesprochener Güte an, mit jenem respektvollen Wohlwollen, das nichts Verlegendes hat.

Stephan Hullers Züge verdüsterten sich. Hatte er sich so gehen lassen, daß die Menschen in sein Inneres sahen?

„Herr Doktor,“ erwiderte er und ließ den Kopf seiner Gewohnheit gemäß ein wenig auf die rechte Schulter sinken, „ich bin körperlich gesund — und Not leide ich nicht — das wissen Sie. Wenn ich zuweilen bedrückt erscheine und mich auch wohl bedrückt fühle, so liegt es wohl daran, daß ich von Hause aus ein schwerer Mensch bin, der ein Schicksal hinter sich hat, mit dem er zeitlebens nicht ganz fertig werden wird. Das ist mein Kreuz, an dem auch meine nächste Umgebung zu tragen hat — und weil ich in mir selber brüchig bin.“ — Er

hielt mitten im Satz inne. „Nein, nein, das gehört nicht hierher. Verzeihen Sie, daß ich etwas redselig geworden!“

Beide Herren erhoben sich. Der Chef trat dicht auf ihn zu.

„Lieber Huller, ich wollte Ihnen nur sagen, wenn Sie jemals etwas bedrückt — oder wenn Sie das Bedürfnis haben, sich auszusprechen, ich stehe Ihnen immer zur Verfügung — mit Rat und Tat. So selbstverständlich das bei unseren Beziehungen ist — ich wollte es einmal zum Ausdruck gebracht haben. Und heute abend bitte ich Sie,“ fügte er rascher hinzu, „sich mit Ihrer Frau die „Meistersinger“ anzuhören. Hier sind Karten und das Textbuch. Es ist ein Einfall meiner Frau — sie meinte, Musik sei das beste Mittel, um Grillen zu verjagen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, ich danke Ihnen sehr.“

Stephan reichte ihm freimütig die Hand, die der Chef einen Augenblick festhielt.

„Nehmen Sie das Leben nicht so schwer, Huller — es ist zu kurz; glauben Sie mir, hinter seinen Sinn kommt man doch nicht, man mag grübeln, so viel man will.“

Seine Lippen kräuselten sich bei diesen Worten, wie es Stephan dünkte, in schmerzhafter Ironie.

Stephan Huller verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Sie mag mit dem Papa in die Oper gehen, dachte er bei sich; vielleicht macht es ihr Spaß. Und bei dem

Gedanken, ihr eine Ueberraschung zu bereiten, huschte ein Lächeln über seine ernsten Züge.

Kleine Haise, murmelte er vor sich hin und fühlte, wie ihm das Herz höher und freudiger schlug. Nein, er würde sie begleiten, neben ihr sitzen, sie still lautlos betrachten, wenn sie ganz in die Musik versunken war.

An diesem Mittag eilte er rascher, als es seine Gewohnheit war, heimwärts, von der Sorge erfüllt, es könnte ihr etwas zugestoßen sein. Sie stand im Korridor und wartete auf ihn. Kaum hatte er die Entreetür aufgeschlossen, da fühlte er sich von ihren Armen umschlungen, ihr Mund beugte sich an sein Ohr und sie flüsterte nur: „Liebster Mann, bleibe mir gut!“

In tiefer Bewegtheit, für die er sich selbst keinen rechten Grund wußte, entgegnete er: „Bis zum letzten Atemzug, Kleine Haise . . .“

Als der Kammervirtuose hörte, daß die Kinder am Abend zu den „Meisterfingern“ wollten, geriet er aus dem Häuschen. Was wäre aus Wagner geworden ohne Bülow — und wie hätte sich sein geliebter Meister bis zur Todesstunde gegen den Zauberer von Bayreuth benommen!

„Siehst Du,“ sagte er zu Stephan, „Bülow war eben als Mensch und Künstler ein Genie — ein Freund der Könner und ein Feind der Philister. Ich sage nichts gegen Wagner, der ein verteufelter Musiker war, und seine „Meisterfinger“ haben es in sich — wirft heute abend die Ohren und die Nasenlöcher aufreißen; das ist Humor, abgründiger Humor, der alles Gelächter und allen Frohsinn der Welt in sich birgt — aber Bülow,

mein Lieber, besaß noch etwas mehr: Er hatte das Genie des Herzens; wer in seiner Nähe leben durfte, wen er nur einmal liebenden Auges angeschaut, der spürte die Seligkeit auf Erden — seinesgleichen sieht die Welt nicht mehr.“

So sprach Herr Massenger und schüttelte seine schneeweiße Mähne, während er mit großen Napoleonschritten aufgeregt das Zimmer durchmaß, als gälte es, Bülow gegen Gott und die Welt zu verteidigen.

Stephan und Haïse hörten ihm stumm lächelnd zu.



Sie saßen in einer Loge des ersten Ranges, auf die der Chef abonniert war — ringsherum Herren und Damen des eleganten Berlin, besät mit glitzernden, funkelnden Steinen, die in silbrigem Weiß, in saftigem Grün, in tiefem Rot leuchteten. Die seidenen Jupons der Damen knisterten geheimnisvoll, und dazwischen tönte ein spielerisches Lachen, weich, losend, einschmeichelnd, das aufreizend in Stephans Ohren widerklang. Und bevor noch der Vorhang sich geöffnet hatte, waren alle Operngucker in Tätigkeit, und die Menschen beäugten sich, wogen gegenseitig ihre Smaragden, Rubinen und Diamanten ab — oder tauschten Grüße aus.

Häise sagte leise zu Stephan: „Sieh nur, wie komisch sie mit den schwarzen Gläsern aussehen; als ob sie eine besondere Art von Masken vor den Gesichtern hätten.“

Daß sie selber das Ziel vieler Blicke war, merkte sie nicht. Aber Stephan fühlte es mit einem leisen Druck unter dem Herzen und betrachtete sie heimlich.

Nein — keine dieser Frauen konnte es mit ihr aufnehmen! Wie eine Prinzessin aus Wunderland dünkte sie ihn. Aus ihren verträumten Augen strahlte ein überirdisches Feuer, und ihre weiße Haut leuchtete wie der Spiegel des Wassers, den die Sonne durchzittert. — Marga Törred tauchte unversehens vor ihm auf, und die Erinnerung an sie machte mit einem Schlage die versunkene Vergangenheit lebendig, verstärkte das Unbehagen, das sich, seit er Platz genommen, seiner bemächtigt hatte. — Was hatte er mit diesen gepuzten Menschen zu schaffen?

Aber etwas anderes noch bedrückte ihn schwer. Auf solch einem Podium hatte er auch einmal gestanden — er — der Vater — die Mutter — und einer gaffenden Menge hatten sie ihre Kunststücke vorgemacht und Leib und Leben allabendlich in die Schanze geschlagen.

Psui Teufel! murmelte er vor sich hin — und er wäre am liebsten noch vor Beginn der Vorstellung aufgestanden, um mit Häise das Haus zu verlassen. Denn es war das erstemal, daß er in einem Theater saß — und die Angst schnürte ihm den Hals zu.

Er wollte sich gerade zu ihr beugen und bittend sagen: Tu mir die Liebe und komm' — da fühlte er,

daß sie seine Hand umfaßte und streichelte. Und ganz fetsam war es, wie unter dieser Berührung seine Nengste sich lösten und ein Rieseln durch seinen Körper ging, das ihm unsagbar wohlthat.

Ein Zeichen ertönte — die Lichter verlöschten — die Musik begann. Tonwellen brausten an sein Ohr und entrückten ihn, schalteten sein Bewußtsein aus und trugen ihn in eine ungetannte Sphäre, die ihm die Sinne wirrte. Und auf einmal hob sich der Borhang — eine Flut von Licht drang in den Zuschauer-raum, und eine Fülle bunter Farben tauchte vor ihm auf, Gestalten in wunderlichen Trachten wurden sichtbar — und die Klänge, die aus dem Orchester kamen, übertönten menschliche Stimmen — und ein Gesang übermächtig, übersinnlich traf sein Ohr, benahm ihm den Atem, so daß er wähnte, es ginge über seine Kraft, zuzuschauen, zuzuhören.

Er blinzelte verstohlen zu Haife hinüber — aber es schien ihm, als ob sie weltentrückt, in einer andern Region wäre und seiner gänzlich vergessen hätte.

Er schloß zeitweise die Augen — so konnte er sich dem Zauber entziehen, der ihm wehe tat — und in sich hineinträumen. Raum, daß er noch sah, was sich da unten abspielte. Die Klänge und Sänge schufen ihm kein Glück, weit eher etwas, das schmerzhaftem Empfinden glich.

Herr Gott, was ein Mensch alles zustande bringt! dachte er voll Grauen — und sein eigenes Dasein — das in diesem Dämmerzustand blitzartig an ihm vorbei-

zog — erschien ihm leer, ungenüht. Und wenn dies Leben plötzlich wie ein Faden abriß — was blieb übrig — ohne Bewußtsein hatte man gelebt, die Jahre waren an einem vorbeigezogen, wie weiße, sturmgepeitschte, wolkige, undurchsichtige Wellen, die sich brachen und keine Spur hinterließen.

Das ist ja Irrsinn, blanker Irrsinn, flüsterte er vor sich hin — jedes Jahr gräbt eine Spur — und das ist es ja gerade, was einen mürbe macht, daß man von der Vergangenheit sich nicht loszulassen vermag. Ach, es waren Wahnvorstellungen, daß ein Mensch alt und grau werden mußte, um sich zu vollenden. In einem kurzen, starken Leben konnte man ans Ziel gelangen, seinen Brunnen ausschöpfen.

Und mitten in die brausende, überquellende Musik hinein sagte ein fernes, silbernes Stimmchen, das wie eine reine Glocke tönte: „So ist es, mein lieber Freund!“ Und die kleine Elfriede stand vor ihm, die ihn, verzehrt von ihrer Liebe, ganz Selbstüberwindung, ganz demütiges Verzichten, immer liebend angeschaut — alle Zartheiten des Geistes, alle Schauer der Religion, alle Erschütterungen des Leibes ausgekostet, alle Schwingungen der Seele empfunden und während der flüchtigen Spanne ihres Lebens den Inhalt eines ganzen Daseins bis zur Reife ausgeschlürft und gleichsam vorweggenommen hatte . . .

Aber im Nu war sie einem Schatten gleich geschwunden — er sah wieder auf die Bühne. Und nun horchte er auf. Denn mitten aus dem Zusammenhang, für

sich gleichsam losgelöst, sang Hans Sachs laut und vernehmlich:

Glaub' mir, der Menschen wahrster Bahn
 Wird ihm im Traume dargetan,
 All' Dichtkunst und Poeterei
 Ist nichts als Wahrtraumdeuterei.

Als Stephan Hüller diese Worte vernahm, dachte er an Johannes: — Noch im Schlafe, wenn der Mensch Vergessenheit suchte, ruhte der Geist nicht, schuf phantastische Spiele, bunte Bilder; denn wachend und träumend stand das Menschenkind unter dem Geßel des Spiels.

„Hast Du gehört, kleine Haise?“ fragte er erregt.
 Sie sah ihn groß an, ohne ihn zu verstehen.

„Schon gut — schon gut, ich sage es Dir nachher.“
 Und eifrig suchte er im Lertbuch, bis er die Stelle entdeckt hatte.

Dies war für ihn der Gewinn des Abends.

Die Menschen strömten dem Ausgange zu — und Haise schmiegte sich fest und eng an ihn . . .

„Guten Abend, gnädige Frau, guten Abend, Herr Hüller!“

Spinetti stand vor ihnen, lüftete den Hut, verbeugte sich tief und sah Haise starr an, vor deren Augen es zu flimmern und zu flirren begann.

Stephan reichte ihm die Hand.

„Das nenne ich eine Ueberraschung,“ sagte er, und das Leben erschien ihm in diesem Augenblick so wunderbarlich verschmigt, daß er gar nicht auf Haïse achtete, die totenblaß geworden war.

„Wollen Sie mit uns speisen?“ fragte er.

Der Student antwortete nicht auf der Stelle. Er blickte wiederum Haïse mit großen, weitgeöffneten Augen durchdringend an. Sie wollte sich zu Stephan beugen, ihn flehentlich bitten, unverzüglich mit ihr nach Haus zu fahren, aber kein Laut kam aus ihrer Kehle.

„Wenn Sie gestatten,“ sagte Spinetti und dann fügte er hinzu: „Ich hätte mir nicht träumen lassen, Sie in den „Meisterfingern“ zu treffen . . . tiens . . . tiens! Und wohin geht die Reise jetzt?“

„Gedulden Sie sich nur,“ antwortete Huller und zu Haïse gewandt: „Ist Dir kalt, mein Kind, Du fröstelst ja!“

Sie nickte lautlos.

Vor Habels Weinrestaurant machte Huller halt.

Der Student bemerkte, daß er nicht bei Kaffe sei und ein einfacheres Lokal vorziehen würde.

„Lassen Sie mich nur gewähren, heute sind Sie mein Gast.“

„Bin ich wirklich bei Ihnen zu Gaste?“

Stephan sah ihn von der Seite flüchtig an.

„Machen Sie kein Aufhebens davon — ich bin zum erstenmal in der Oper gewesen — Sie dürfen mich gestrost deswegen auslachen — und will den Abend feiern.“

„Ich lache Sie nicht aus.“

„Desto besser!“

Sie saßen in einer kleinen Nische vor dem weißgebedekten Tisch; die elektrische Stehlampe, die mit einem roten Schirmchen bekleidet war, warf ihren Schein auf die Gesichter — und aus den angrenzenden Nischen drangen fröhliche Worte und gedämpftes Gelächter zu ihnen herüber.

Der Student hob sein Glas und sagte: „Ich trinke auf das Wohl der gnädigen Frau!“

„Daß Gott ihr allezeit gnädig sei, darauf trinke auch ich — seien Sie bedankt, Herr Spinetti.“

Er stieß zuerst mit Haïse an, deren Hand zitterte und deren Augen ihm umflort schienen.

„Zum Wohl, Herr Spinetti.“

Die Gläser klangen — und der Wein funkelte in ihnen wie flüssiges, helles Gold.

Die dampfenden Speisen wurden aufgetragen — aber Haïse aß trotz allen Zuredens nichts. Die Musik liege ihr noch in den Gliedern, sie könne einfach nicht, antwortete sie, und über ihrer Nasenwurzel bildete sich eine kleine Falte. Der Student führte das Wort.

Wie Wagner auf ihn gewirkt hätte, fragte er Stephan Fuller.

Der schüttelte den Kopf und meinte, darauf könne er zu seinem Leid nichts erwidern — er wüßte es nämlich selber nicht — er hätte im Hinterkopf allmählich einen dumpfen Schmerz gefühlt, und die brausenden Töne wären über ihm zusammengeschlagen wie

aufgepeitschte Wellen, daß ihm buchstäblich Hören und Sehen vergangen sei.

„Tiens, tiens, sehr interessant, wie dieser Zauberer auf ein unverdorbenes Menschenkind heute noch wirkt.“

„Und welche Empfindungen“, griff Haise unerwartet das Wort auf, und ihre Stimme hatte etwas Zitterndes — „löst er in einem verderbten Menschen aus?“

Der Student trommelte mit seinen schmalen, weißen Händen auf die Tischplatte.

„Meine Gnädige, auf eine Handvoll Menschen, die Fackeln tragen und der Herde den Weg weisen, wirkt Wagner mit Ausnahme der „Meisterfänger“ überhaupt nicht mehr — sie sehen in ihm den größten Bluffer des Jahrhunderts — einen Brunnenvergifter ohnegleichen — einen, der den wüsten Unsinn vom Musikdrama aufgebracht hat, einen Fagenmacher und Theatermenschen großen Stils, einen Jahrmarttschreier, der auf die Schaulust spekuliert und —“

„Bitte, hören Sie auf,“ unterbrach sie ihn, und ihr Gesicht zog sich schmerzhaft zusammen.

„Wie Sie befehlen, gnädige Frau — Sie fragten, und ich habe geantwortet.“

Ein Herr kam vorbei, der grüßte Hüller.

„Entschuldige mich einen Augenblick,“ bat Stephan und verließ die Nische.

In diesem Moment wollte sich der Student zu ihr hinüberbeugen und ihr etwas zuflüstern; aber ihr Auge sah ihn so drohend an, daß er den Versuch sofort aufgab.

Ohne sich um seine verstörte Miene zu kümmern, sagte sie: „Sie sind ein elender Mensch! Sie werden sofort diesen Tisch verlassen und mir nie mehr zu begegnen suchen.“

Er wurde bei ihrem Zornesausbruch einen Schatten blasser — aber um seinen feingezeichneten Mund schmiegte sich ein zartes Lächeln, das seinem Gesicht Anmut lieh, so daß die harten, verbitterten, durchfurchten Züge von ungefähr ein knabenhaftes Aussehen erhielten.

„Meiner Treu, so ein Versprechen werde ich nie ablegen. Und im Ernst, Sie verlangen es auch nicht. Ich werde Ihnen immer folgen — genau wie ich es heut getan habe . . . tiens . . . tiens. Wie Sie einen anzusehen vermögen! Der Teufel noch einmal! Nun gut — ich leugne nicht: Ich habe auf der Lauer gelegen. Bin Ihnen nachgeschlichen. Es ist kein Zufall, daß wir uns in den „Meisterfingern“ . . .“

Sie war mitten in seiner Rede aufgestanden; sie hatte nur das eine Gefühl, sie mußte fliehen, weit fliehen — ihre Augen irrten hilflos umher, suchten Stephan, daß er ihr helfe und beistehe in ihrer Herzensnot.

„Um Gottes willen, liebe gnädige Frau, gehen Sie nicht fort. Etwas in mir erstirbt, wenn Sie jetzt gehen,“ sagte er kaum hörbar und drückte, ehe sie sich's versah, ihr Handgelenk. Aber im Nu gab er sie wieder frei; sein Körper wurde von einer krampfartigen Bewegung geschüttelt — auf seine Lippen trat weißer Schaum.

Mit einer raschen Wendung kehrte er sich von ihr ab und hielt das Taschentuch vor sein Gesicht.

So schnell sich dies alles abgespielt hatte, die Veränderung seiner Züge, die einen verzerrten Ausdruck zeigten, war ihr nicht entgangen. — Es dünkte sie plötzlich, als ob sie in einen Spiegel geblickt und ihr eigenes, schmerzentstelltes Antlitz darin wiedergefunden hätte.

„Hier, trinken Sie,“ stieß sie verängstet hervor und reichte ihm das Glas.

„Danke Ihnen, meine Gnädigste,“ entgegnete er in gänzlich verändertem Tone und blickte sie wieder voll an.

„Bitte, sich nicht zu alterieren,“ setzte er hinzu, „es ist bereits vorüber.“

Mit einem eisigen Lächeln verbeugte er sich.

„Was will dieser Mensch von mir?“ fragte sie sich im stillen, und lautlos betete sie in sich hinein: „Gott hilf mir, lieber, lieber Gott, hilf mir!“

Stephan kam wieder zurück.

„Ach, liebe Leute, seid nicht ungehalten — ein Geschäftsfreund von außerhalb, der mich nicht locker ließ.“

Er schenkte von neuem die Gläser ein, dann sagte er:

„Ich wünschte, ich könnte das alles von mir werfen: Messing, Kupfer, Gummi, Kabel. Ich bin im Grunde ein schlechter Kaufmann — mir fehlt der Erwerbssinn — das brennende Verlangen, das erst den Kaufmann macht: Geld zu verdienen, und immer wieder Geld zu verdienen. Wenn ich nach etwas strebe, so ist es, irgendwo in Schleswig ein Stückchen Grund und Boden zu erwerben.“

Der Student lächelte, und, wie es Huller schien, auf eine etwas hochmütige Art.

„Machen Sie sich über mich lustig?“

„Beileibe nicht! Es scheint mir nur etwas spaßhaft, daß jeder Deutsche im Innersten seines Herzens keinen höheren Wunsch nährt, als seine eigenen Kartoffeln zu pflanzen! Man nennt das wohl „den deutschen Idealismus“.

„Es existiert auch nichts Höheres!“

Der Student lachte boshaft auf.

„Ach, Sie sind jung und haben gut lachen,“ sagte Stephan — „vielleicht kommen Sie auch noch einmal dahinter, daß es keine reinlichere Beschäftigung gibt! Man wühlt die dunkle, schwere Erde auf und fühlt den Zusammenhang, fühlt, daß man dem Wesen der Natur unbewußt näher rückt, weil man lebendig spürt, daß über unsern Willen und unsere Begehrlichkeit hinaus in dem Erdreich wie in dem Menschen etwas Schöpferisches arbeitet, das eben das Wunder vollbringt.“

„Glaubst Du denn an Wunder, Stephan?“ fragte Haise und blickte ihn mit weltgeöffneten Augen an.

„Ach, liebste Haise, das Wunder ist des Glaubens Kind, heißt es — ist das Unerklärliche, das niemand deuten kann — es wirkt und schafft und geht über unsere Kraft und unsern Willen!“

„Tiens . . . tiens,“ machte der Student, und mit gedämpfter Stimme fügte er hinzu: „Ich wußte nicht, Herr Huller, daß wir so nahe beieinander wären — sollte es jemals“ — er machte eine kleine Pause und blickte ihn mit halb zugekniffenen Augen an — „sollten

jemals“, nahm er dann das Wort wieder auf, „zwischen uns Meinungsverschiedenheiten auftauchen, so will ich Sie an diese Stunde erinnern. Frau Haïse, bitte, stoßen Sie mit mir an!“

„Ich bedaure,“ entgegnete sie und fuhr mit der Hand über die Stirn, die feucht war.

„Ich bedaure,“ wiederholte sie noch einmal, als müßte sie Zeit gewinnen und Mut schöpfen — und zu Stephan gewendet, sagte sie in verhaltener Erregung: „Merkst Du denn nicht, daß hinter all seinen Reden etwas Bösesartiges, Hinterhältiges steckt — daß der Papa recht hat?“

Huller gab sein tiefes, glucksendes Lachen von sich — eine heitere Laune kam über ihn; er fühlte sich von den Aengsten, die tagsüber auf ihm gelastet hatten, unversehens befreit. Haïsens leidenschaftliche Aufrichtigkeit belustigte ihn.

„Der Kammervirtuose scheint ja nette Dinge über mich — —“

„Bitte,“ wehrte Haïse ab, und sie hatte, wie von innen getrieben, das Bedürfnis, zu reden, „der Papa spricht nichts hinter Ihrem Rücken, was er Ihnen nicht auch ins Gesicht sagen würde — der Papa hat Sie erkannt —“

„Nicht zu viel behaupten, meine Gnädige — erkannt — erkannt? Das ist ein großes Wort — ein verwegenes Wort! Das schönste, das ich in der Bibel gefunden habe. Sie wissen, die Bibel spricht von „E r - k e n n e n“ und meint damit — —“

„Meint damit?“ wiederholte sie bebend.

„Das werde ich Ihnen ein andermal sagen. Uebrigens, das ist Sache des Herrn Gemahls. Ich bitte um Verzeihung, Herr Huller!“

„Ach, Kinder, was streitet Ihr? Stoßen wir auf gute Freundschaft an“ — und in seiner treuherzigen Art setzte er hinzu: „Ich habe etwas übrig für Sie, Herr Spinetti. Denn ich fühle mich in einer bestimmten Hinsicht Ihnen wesensverwandt — ich glaube zuweilen, daß Sie wie ich unter keinem guten Stern geboren sind“ — und dem Ernste eine heitere Wendung gebend, schloß er: „Ich glaube, wir beide müssen höllisch aufpassen, wenn wir mit dem Leben fertig werden wollen. Stimmt das?“

Der Student blickte ihn betroffen an.

„Vielleicht haben Sie recht, Herr Huller, vielleicht — —“

Er hob sein Glas.

„Laß Dich nicht mit ihm ein, Stephan. Er ist ein böser Mensch; sieh nur in seine Augen.“

„Auf gute Kameradschaft!“ sagte Huller, und ihre Gläser klangen zusammen.

Häße senkte den Blick.

„Und Sie wollen nicht mit mir anstoßen?“

Sie sah ihn fest an.

„Nein, ich will nicht mit Ihnen anstoßen. — Stephan, ich bin todmüde, wir wollen nach Hause gehen.“

„Ja, mein Kind, sofort. Ich will nur zahlen.“

Er rief den Kellner und beglich die Zechen.

Der Student hatte sich unterdessen erhoben und Haissens Mantel geholt — er hielt ihn bereit, damit sie hineinschlüpfen konnte.

Sie biß sich auf die Lippen, und ein schneidender Blick traf ihn, bevor sie seine Hilfeleistung annahm.

Spinetti zog den Kragen des Mantels hoch und berührte dabei mit seiner Hand einen Moment ihren Hals — sie fühlte den kurzen, festen Druck seiner Finger, schloß die Lider und wagte nicht, aufzuschreien.

Dies alles trug sich in wenigen Sekunden zu.

Unmittelbar darauf verabschiedete sich der Student.

Huller nahm für die Heimfahrt einen geschlossenen Wagen und half ihr hinein. Eine kleine Weile saßen sie stumm nebeneinander.

Es war dunkel, und ihre Augen konnten sich nicht begegnen.

Unvermittelt sagte Huller:

„Warum bist Du so unfreundlich gegen ihn?“

Statt ihm zu antworten, fragte sie:

„Warum läßt Du ihn an Dich heran?“

„Er schlägt sich mit dem Leben herum wie ich — es lastet so schwer auf ihm, wie auf mir — dies spüre ich, und dabei besitzt er im Gegensatz zu mir Genie. Auch das fühle ich.“

„Das Genie zum Bösen,“ antwortete sie leise und mehr für sich, während ihre Miene einen rätselhaften, vergrübelten Ausdruck bekam, den er im Dunkeln nicht zu sehen vermochte. Aber ihre Worte hatte er gehört.

„Ach, Haïse, warum urteilst Du so hart? Wir sind zumeist arme Schwächer — Gott helfe uns“

„Gott hat mit dem nichts zu schaffen — der ist mit dem Teufel im Bunde,“ entgegnete sie und konnte kaum die Tränen zurückhalten.

Nun lachte er hell auf, daß sie jäh zusammenfuhr, ihr Gesicht in die Hände barg und leise stöhnte.

„Kleine Haïse, was hast Du denn? Sag' mir's doch!“

Er sprach in so weichem, gütigem Ton und legte dabei seine starken Arme um ihren Hals, daß sie laut hätte aufschluchzen mögen.

Sie würgte es hinunter, und während sie seine breite Hand beständig festhielt, sagte sie wimmernd:

„Mir ist so kalt, Stephan, so entsetzlich kalt. Wärme mich.“

Da nahm er sie in seine Arme, streichelte sie, küßte sie vorsichtig auf Stirn, Augen, Wangen, bis sie mählich ruhig wurde.

Und als der Wagen vor dem Hause hielt, trug er sie hinauf, zog sie wie ein kleines Mädchen aus und bettete sie sanft.

Sie ließ alles mit sich geschehen — nur zuweilen traf ihn ein tieftrauriger Blick, in dem Todesfurcht und Beklommenheit lagen.

Er saß an ihrem Lager und beugte sich in Sorge über sie.

„Schlaf, mein Kindchen, schlaf!“ sumimte er vor sich hin.

Sie lächelte matt und streckte, als suchte sie Halt und Rettung, die Arme nach ihm aus.

„Komm, leg' Dich auch nieder, Stephan, hörst Du. Ich habe Angst, so schreckliche Angst habe ich! So eil' Dich doch, Stephan,“ fügte sie kläglich hinzu, wie ein krankes Kind, dem man nicht rasch genug seinen Willen tut.

Er warf die Kleider von sich, löschte das Licht aus und tappte im Finstern nach ihrer Hand. Ganz fest drückte er sie. Er spürte ihren Herzschlag und spürte, wie es in ihr arbeitete, und daß sie keine Ruhe fand.

Erst als der Morgen graute, war sie eingeschlummert.

Und nun sah er in ihr bleiches, verstörtes Gesicht, dessen dunkle Lippen noch im Schlafe zuckten.

„Kleine, dumme Haase,“ murmelte er vor sich hin, und ganz sanft legte er ihr schimmerndes Haar zurecht, das ihr wirr über die Stirn gefallen war.

Dann schloß er die Augen, aber aller Müdigkeit zum Troß vermochte er nicht einzuschlafen.

Schlafen — träumen — —

Wieder betrachtete er sie prüfend — er hätte wissen mögen, was jetzt in ihr vorging. Er hörte nur, wie sie leise ächzte. Was mochte der Traum ihr vorkommen?

Nein, Schlaf und Traum gehörten dem Menschen allein, waren sein ureigenster Besitz, sein Geheimnis, das kein anderer anrühren durfte.

Nicht Vater, Mutter, Bruder, Schwester; nicht Mann, nicht Weib! Phantastisches, rätselhaftes Spiel der Sinne brachte dem Menschen im Schlaf Enthüllung seiner selbst — die kein zweiter schauen durfte.

Wie hießen doch die Worte, die er am Abend gehört hatte? Er fand sie nicht. Vorsichtig erhob er sich, nahm aus der Rocktasche das dünne Heft und trat an das Fenster. Er blätterte und blätterte, bis er die Stelle entdeckt hatte — ah, da stand sie, und sinnend las er:

Glaub' mir, des Menschen wahrster Wahn
Wird ihm im Traume dargetan.

Er ließ den Kopf auf die rechte Schulter fallen und sah wieder voll tiefer Rührung auf Haïsens bleiche Züge.

Dann suchte er das Lager auf. Und nun fand auch er Schlaf und Traum.



Im Traum hatte er auf eigenem Grund und Boden die holsteinische Flagge gehißt. Im Traum war er mit Haïse auf das weite Meer hinausgefahren. Und im Traum hatte er sein glücksendes Lachen vernommen, und alle Bürde des Lebens war von ihm gefallen.

Er hatte Haïse an sich gezogen, und während sein Auge wie gebannt an der heimatischen Küste hing, hatte er Worte aus seinem Herzen geschöpft, die viele, viele Jahre darin verborgen gelegen.

Nun klangen sie in seinen Ohren wider und hatten Schwungkraft, daß sie auch ihr Innerstes treffen mußten.

„Stehst Du, kleine Haife,“ so etwa hatte Stephan Huller gesprochen, „nun bin ich allen Kummers ledig — nun bin ich wieder bei den Vätern angelangt — und meine und des Vaters dunkle Vergangenheit ist in den Grund des Meeres — in unser heimatliches Meer versenkt und ruht tief unten. Keine Flut bringt sie wieder herauf.“

Nun bin ich befreit von allen Nengsten. Unser ist das weite Meer! Unser dies Haus! Unser der Acker ringsum! Was gibt es Besseres, als in Ehren grau und weiß zu werden — die Kinder groß zu ziehen in Zucht und Sitte; ohne Sorge und Bangigkeit auf jeden Morgen sich zu freuen. Den Abendfrieden zu genießen und getrost zu warten, bis Freund Hein an die Tür pocht und einen leise davonträgt, damit die Jungen sich besser dehnen und strecken können. Ach, liebste Haife, nun ist vieler Jahre Traum Wahrheit geworden. Unser ist der Feierabend, und wir sind jungen Herzens und jungen Leibes!“

So hatte Stephan Huller gesprochen — aber auf das Spiel der Sinne war eine graue Wirklichkeit gefolgt, als er wenige Stunden später die Fabrik betrat.

Und statt der holsteinischen Flagge wurde die dänische gehißt, die, wie jedes Bübchen weiß, der deutschen spinnefeind ist.

Der Chef hatte ihn in das Privatkontor rufen lassen und ihm wortlos die Depesche gereicht, die aus Kopenhagen eingetroffen war.

Und als Stephan sie gelesen, hatte er den Kopf gesenkt und leise vor sich hingefagt: Schlimm . . . schlimm . . .

Der Doktor hatte ernsthaft genickt — und ohne Umschweif gerade und kurz, wie es in seiner Art lag, hatte er gesagt:

„Sie müssen heut noch Ihren Koffer packen und mit dem Nachtzug nach Dänemark reisen. Sie sind der einzige, der die Verhältnisse übersieht und dem ich mit ruhigem Gewissen Vollmacht erteilen kann. Sehen Sie Ihre Korrespondenzen durch und fahren Sie dann schleunigst nach Hause, um Ihre Vorbereitungen zu treffen; bevor Sie reisen, sprechen wir noch miteinander.“

Das Gespräch war beendet — und Stephan stand, wie benommen, wieder vor seinem Pult.

Klar schien nur: er müsse reisen. Und als er dies erfagt, schoß es ihm durch den Kopf: wie wird es Haife aufnehmen? Und wiederum brummte er kaum hörbar vor sich hin: schlimm! schlimm!

Dann überflog er hastig die Post und eilte schnurstracks nach Hause.

Unterwegs wurde ihm immer bänglicher zumute, als ob er eines schweren, nicht wieder gutzumachenden Unrechts ihr gegenüber schuldig wäre.

Kurz vor seinem Haus blieb er ein Weilchen stehen, sah sich scheu um. Vielleicht stand sie am Fenster und sah ihn kommen.

Er zog die Uhr. Die Zeiger wiesen auf $\frac{1}{2}$ 11.

„Guten Morgen, Herr Huller! Noch nicht in der Fabrik?“ hörte er eine ihm wohlbekannte Stimme sagen, und gleich darauf streckte Spinetti ihm die Hand entgegen.

Obwohl er die Worte deutlich vernommen, obwohl der Student sichtbar und greifbar vor ihm stand, zauderte Huller eine Sekunde, die ihm dargebotene Rechte zu ergreifen.

Dann aber schlug er ein und meinte lächelnd:

„Seltsam, daß ich Sie gerade jetzt wieder treffe. Zwischen gestern und heut hat sich mancherlei geändert. In aller Kürze, denn mir brennt der Boden unter den Füßen: Ich muß heute nacht nach Dänemark.“

„Wa—a—s?“ machte der Student, dann aber sich sofort zusammenraffend, fuhr er schnell fort:

„Tiens . . . tiens . . . geschäftlich — natürlich geschäftlich! Glückliche Reise, Herr Huller.“

„Schönen Dank, Herr Spinetti.“

„Und eine Empfehlung an die Gnädige — sie reist natürlich mit!“

„Gott bewahre — ich muß die Kreuz und Quer durchs Land — halte mich in jedem Nest kaum ein paar Stunden auf. Und am Ende geht es noch weiter bis nach Norwegen. Zwischen Koffer auf und Koffer zu ein ewiges Jagen. Die Anstrengung wäre zu groß, und wo bliebe der alte Herr? Nein, davon kann keine

Rede sein. Und nun noch einmal: Leben Sie wohl, ein wenig über die Zeit hinweg. Wüßten's aber dort anfangen, lieber Herr," setzte er etwas unsicher und verzogen Flügel und den Kiegel zu."

"Will's versuchen, Herr Husler, will's versuchen. Junge Frauen sind — — sind zuweilen schwer tractabel. Habe die Ehre, Herr Husler!"

In weitem Bogen küßte er den weichen, hellgrauen Filzhut.

"Sonderbarer Bursche," dachte Stephan, und da ernd trat er in den Hausflur und stieg schwerfällig die Treppe hinauf.

Als er die Thurtür aufgeschlossen, hörte er ein Weichen. Alles war still, so bänglich still. Das Haus schien ihm wie ausgestorben, und er selbst wagte kaum sich zu rühren, als fürchtete er, diese Todesruhe zu stören.

Ah, er wußte, wo er sie finden würde. Langsam machte er sich auf den Weg. Richtig, da saß sie mitten unter ihren Blumen auf der Loggia und stieß einen leichten Schrei aus, als er, wie aus dem Boden geschossen, auf einmal vor ihr stand.

Als ob sie von einer bösen Ahnung durchleuchtet sie sich hastig, eilte auf ihn zu und stieß Stephan, sprich, was ist ge-

„Ruhe, Kind, Ruhe. Was soll denn Großes geschehen sein?“

Und sanft drückte er sie in ihren Stuhl nieder, setzte sich neben sie und nahm ihre Hand.

„Nichts Arges ist passiert, kleine Häise. Wirst es sofort hören, weshalb ich vor dem Mittag hereingeschneit komme. Nämlich ich muß auf ein paar Tage fort, und Du mußt mir sogleich den Koffer — —“

Er vermochte nicht auszureden, so betroffen wurde er von der Veränderung ihrer Miene.

Ihre kirschroten Lippen waren weiß geworden, ihre Augen blickten irre, schienen geweitet und erloschen, und ihre Züge waren von einer Todesblässe bedeckt.

„Häise, liebe, kleine Häise!“

Er zog sie in tiefer Not und Liebe fest an sich.

Da brach sich ihre Starrheit. Sie ließ die Arme schlaff sinken und weinte in sich hinein, herzerreißend, ganz leise.

Dann schlang sie ihre Arme um seinen Hals und sagte mit einem flehentlichen Ausdruck:

„Stephan, liebster Mann, geh' nicht von mir — tu mir das nicht an.“

Er redete voll Güte auf sie ein. Er würde nur ein paar Tage fort sein. Was könnte ihr denn zustoßen? Der Papa würde sie mit verdoppelter Liebe betreuen, und hinterher, wenn er zurückgekehrt wäre, würde sie selber über ihre Aengstlichkeit lachen.

Aber all seine Worte schienen wie in den Wind gesprochen. Je eindringlicher er redete, desto unruhiger, nervöser und erregter wurde sie.

„Mann, hast Du mich denn gar nicht lieb?“ schrie sie verzweifelt und umklammerte seine Knie. „Geh' nicht von mir, hörst Du, nicht jetzt. Du weißt nicht, was Du . . .“

„Du . . .“ antwortete er erschüttert, und ein vergrämter Ausdruck trat auf sein Gesicht. „mach' mir meine Willen. Wenn es von mir abhinge — ich Sie richtete sich keizengrad auf.

„Hast Du mich in Wahrheit lieb, nach Gott und Jesum Christum am liebsten?“ fragte sie in feierlichem Tone, und ihre Augen strahlten einen übersinnlichen Glanz aus.

„Hörse,“ antwortete er verwirrt und durch ihre selbstsame Art „oder Du fühlst es nicht. Ein Sa ist belanglos wie ein Nein!“

„Gut, ich fühle es. Und darum bitte ich noch einmal, bitte Dich, bei Deiner Liebe zu mir — bei allem, was Dir heilig ist, geh' nicht von mir. Laß mich jetzt nicht allein. Tu mir das nicht an. Mann, liebster, laß mich nicht zugrunde gehen — hörst Du?“

„Ich danke Dir.“ Und darum bitte ich noch einmal, bitte Dich, bei Deiner Liebe zu mir — bei allem, was Dir heilig ist, geh' nicht von mir. Laß mich jetzt nicht allein. Tu mir das nicht an. Mann, liebster, laß mich nicht zugrunde gehen — hörst Du?“

men wäre, daß sie irgend etwas vor ihm barg — eine Not — einen Gram, der an ihr fraß und sie aus den Fugen gehoben hatte.

Und tieftraurig sagte er:

„Warum hast Du kein Vertrauen zu mir? Warum sprichst Du Dich nicht aus? Warum verschließt Du mir Dein Herz? Sprich ein Wort — sprich das Wort, das Du mir schuldig bist, und ich will Dir helfen, so wahr mir Gott helfen möge.“

Ein verlorenes, schwaches Lächeln huschte über ihre Leidensmiene, während sie traurig den Kopf schüttelte.

„Ach, Stephan, wie nah — und wie fern bist Du mir, daß Du nicht verstehen kannst, oder nicht verstehen willst, wie es in mir aussieht. Das Wort —“ sie lachte schrill auf, „was nützt das Wort?“

Rätsel über Rätsel, dachte er, und sein Blick wurde trübe.

Eine Weile verharrten sie beide schweigend und mieden, sich anzuschauen.

Dann hob er das Auge und sah, wie sie regungslos, zerbrochen, zusammengekauert dafah, und ein tiefes Erbarmen nahm von ihm Besitz.

Auf den Fußspitzen, als sorgte er, jeder Laut könne ihrem Ohr weh tun, trat er dicht an sie heran, legte seine Hand auf ihr schimmerndes, leuchtendes Haar und küßte es leise.

„Kleine Haife, ich nehme mir einen Wagen und fahre zum Doktor. Ich will ihn bitten, einen andern auf die Reise zu schicken.“

Sie wandte sich jäh nach ihm um.

Ein demütiger — unsagbarer Blick traf ihn, dann hatte sie ihn umschlungen, und ein besfreiendes Weinen löste ihre Starrheit.

„Schön — schön,“ brachte er mit schwerer Zunge hervor und machte sich rasch von ihr los.

Die Stufen nahm er paarweise, sprang in den ersten Wagen, der ihm in den Weg kam, und trieb den Kutscher zur Eile.

Eine Hast, die seinem Wesen von Grund aus fremd war, hatte sich seiner bemächtigt. Er hatte keine Ruhe, bevor diese Sache nicht im Lot war. Und nur mühsam beherrschte, trat er in das Privatkontor des Chefs.

Der Doktor sah verwundert von seiner Arbeit auf. „Das ist aber schnell gegangen, lieber Huller, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Ich danke, Herr Doktor, ich danke vielmals — und bitte Sie, mich ein paar Minuten anhören zu wollen. Sie waren gestern so gütig, mir für den Fall der Not Ihren Rat und Ihre Hilfe anzubieten. Gestern hätte ich nicht gedacht, daß ich schon heute gezwungen sein würde, mich an Sie zu wenden. Ich will es kurz machen, Herr Doktor, ich bitte Sie von ganzem Herzen, schicken Sie einen andern auf die Reise. Ich kann jetzt nicht fort — — es ist meiner Frau wegen!“ fügte er scheu hinzu.

Des Doktors Miene hatte sich umwölkt. „Ist Ihre Frau krank?“ fragte er.

„Körperlich fehlt ihr zur Stunde nichts.“
„Sehen Sie einem Familieneignis entgegen?“

Stephan Hullers Antlitz rötete sich bei diesem Verhör.

„Auch das ist nicht der Fall,“ entgegnete er, und das Sprechen wurde ihm saurer denn je.

„Ich habe gestern nicht reden wollen,“ sagte er zögernd und im Innern verwundert, daß man ihn nötigte, über seine eigensten Dinge Rechenschaft abzugeben.

„Mir ist aber in der Tat nicht leicht ums Herz. Es geht meiner Frau nicht gut, Herr Doktor, im Gemüt meine ich. Sie hat einen Kummer, der sie verzehrt. Sie braucht mich — braucht mich gerade jetzt. Der Gedanke, daß ich sie verlassen soll, bringt sie zur Verzweiflung. Nun wissen Sie alles, Herr Doktor. Mehr vermag ich selbst nicht zu sagen!“

„hm, hm,“ machte der Chef, während es Stephan dünkte, als ob er ihn mit einem höchst seltsamen, mißtrauischen Blicke maß.

„Lieber Huller,“ nahm er nach einer endlosen Pause das Wort. „Auch ich will alle Phrasen beiseite lassen, unnötig, Ihnen zu beteuern, daß Ihre Worte auf mich Eindruck gemacht haben. Ich möchte Ihnen helfen und vermag es nicht. Ich überlege hin und her und finde keinen Ausweg. Ich weiß niemanden, den ich statt Ihrer nach Dänemark schicken könnte; ich selber bin außerstande, an Ihre Stelle zu treten. Wer kennt außer Ihnen die Situation? Sie haben die Dinge bearbeitet, und Sie wissen am besten, daß es sich um keine Bagatellen handelt. Wickeln Sie Ihre Geschäfte so rasch Sie können ab — im übrigen, ohne daß ich Ihnen nahe-

treten möchte, solchen Stimmungen darf man sich nicht unterwerfen. Die schwinden, wie sie gekommen sind, und sollte wirklich etwas passieren — mein Gott, Dänemark und Norwegen liegen doch nicht außerhalb der Welt. Zeigen Sie mir einen anderen Weg, und ich will gern — hören Sie einmal,“ unterbrach er sich, „wie wär’s, wenn Sie Ihre Frau einfach mitnähmen, das wäre doch des Rätsels Lösung!“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Ich habe flüchtig auch daran gedacht, es geht aber aus mancherlei Gründen nicht.“

„Wenn Ihnen daraus Mehrausgaben entstehen . . .“

Huller wehrte ab.

„Sehr gütig, dies ist indessen nicht der springende Punkt. Ich sehe ein, etwas Unmögliches gefordert zu haben, und bitte um Entschuldigung.“

„Nun sind Sie mir gram und treten die Reise mit einem Gefühl des Unbehagens an, ziehen mich innerlich zur Verantwortung, weil die Verhältnisse stärker sind als ich. Mir tut das leid!“

„Sie irren, Herr Doktor. In meinem Herzen ist keine Spur von Unwillen gegen Sie. Ich leide unter dem Zwange der Dinge und lehne mich vielleicht dagegen auf, weil ich unklar empfinde, daß die eigensten Angelegenheiten wesentlicher sind als jedes andere Interesse, und weil ich nicht das Maß von Energie besitze, dieser unklaren Empfindung Geltung zu verschaffen.“

„Ach Hüller, das sind Phantastereien und Sie selber haben sie mit dem Worte „unklar“ am treffendsten gezeichnet. Wo gelangten wir hin, wenn wir unser armseliges Ich immer voranstellen wollten?“

„Wenn unser Ich armselig ist, so soll es zurücktreten; aber die Frage bleibt offen, ob ein Mensch einen wahrhaftigeren Reichtum besitzt als sein Ich. Und nun will ich mich verabschieden, Herr Doktor, sonst kann es mir trotz redlichen Willens passieren, daß ich am Abend nicht reisefertig bin.“

„Leben Sie wohl, Hüller. In ein paar Wochen sind Sie wieder da und lachen über Ihre Sorgen und Grillen.“

Er reichte ihm die Hand, in die Hüller einschlug.

Als Stephan die Tür hinter sich geschlossen hatte, atmete er tief, strich sich das Haar, das ihm wirr über die Stirn gefallen war, zurück und zog die Mundwinkel herab. „Es stimmt nicht — es stimmt nicht,“ murmelte er vor sich hin.

Dann aber richtete er sich kraftvoll auf, als müßte er unnützem Grübeln ein Ende machen, und ging erhobenen Hauptes heimwärts.

„Sie geben mich nicht frei, Haïse, ich habe alles versucht, darfst es mir glauben. Nun heißt es, sich in das Unvermeidliche fügen.“

„Ja, Stephan,“ sagte sie, und ihre Lippen zuckten wehvoll. „Ich habe gehnt, daß es so ausgehen würde.“

„Es gibt noch eine Möglichkeit,“ sagte er, von ihrer Mutlosigkeit und ihrem dumpfen Schmerz im

Innersten bewegt, „Du und der Papa, Ihr reist beide mit, obwohl es keine Vergnügungstour, sondern eine Strapaze wird.“

„Habe Dank, Stephan. Es geht nicht. Der alte Mann hält es nicht aus, und ihn so lange allein zu lassen, bin ich außerstande. Ich hätte unterwegs keinen ruhigen Augenblick. Es ist auch schon vorbei. Ich komme darüber hinweg. Und wenn Du heimkehrst, bin ich wieder vernünftig, ganz vernünftig.“

Sie versuchte zu lächeln; aber es gelang ihr nicht.

„Ich will Deinen Koffer packen, Liebster,“ sagte sie und schleppte sich schwerfällig aus dem Zimmer.

Er machte eine Bewegung, als schluckte er etwas unsagbar Bitteres herunter, und dabei fuhr es ihm durch den Kopf, er mußte unter allen Umständen vor seiner Abreise noch einmal Johannes von der Ewigkeit sprechen.

„Ach, Papa,“ wandte er sich an den Kammervirtuosen, der eben auf der Bildfläche erschien und seinem Erstaunen über die plötzliche Reise berechten Ausdruck geben wollte, „Du mußt Dich etwas gedulden. Ich will noch auf einen Sprung fort, vor dem Essen bin ich wieder zurück.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er davon.

Johannes blickte erstaunt den unerwarteten Gast an, während der Philosoph aus seinem Dunkel kroch und ihn mit einem stummen Nicken des schneeweißen Kopfes begrüßte.

„Ich komme, Euch Lebewohl zu sagen. Ich muß heute abend noch auf die Reise. Es geht nach Dänemark. Wenn irgendetwas passiert —“ er stockte mitten im Worte und wurde auf einmal hilflos wie ein verängstigtes Kind — „nämlich — Johannes,“ fuhr er nach einem Weilschen fort, „mir ist wegen der Kleinen angst und bange. Das Kind ist so seltsam, so in sich vergrämt und verweint, sorgt sich und phantasiert, es stünde ihr ein Unglück bevor; und mich hat sie angesteckt. Ich meine,“ fügte er leiser hinzu, „sollte ich durch irgendeinen Zufall nicht heimkehren, so steht ihr bei und bittet in meinem Namen den Meister darum; sagt ihm, die Zeit habe nicht gelangt, um Abschied von ihm zu nehmen. Er wird es verstehen. So, das ist es, weswegen ich gekommen bin.“

Johannes von der Ewigkeit legte die schmalen, feinen Hände auf Stephans Schultern:

„Bruder,“ begann er, „ich möchte Dich segnen — auf meine Art möchte ich Dich segnen und Dich fröhlich machen. Was machst Du Dir Sorge um Dein armes, sterbliches Teil? Laß Deine Fürchte und Hoffnungen. Der Teig, aus dem Du gebacken bist, geht auf, wenn ihn die Lebenshefe treibt, und fällt zusammen, wenn die Reise zu Ende ist.

Bruder, darum handelt es sich nicht. Dein Irdisches mit Lust und Weh ist vergänglich. Aber etwas trägt Du in Dir, das geht über Leben und Sterben. Renne es die Flamme Gottes — nenne es Deine Seele — Deinen Geist — Dein Gewissen. Auf niemanden kannst Du es übertragen, und wirfst Du alt wie Methusalem.

Es bleibt bei Dir — ist Dein Wesentliches, und Du wirst damit sterben, ohne es Deinem Weibe, Deinem Kinde, Deinem Freunde mitgeteilt zu haben.

Denn es ist nicht mitteilbar — ist jedes Menschen ureigenster, geheimnisvoller Besitz. Und wenn Du Dein irdisch Teil hinter Dir hast, so lehrt das Flämmchen zu Gottes Feuer, zur Ewigkeit zurück — und ist wieder in Dir, wenn Du auferstehst, um das Werk der Reinigung von neuem zu beginnen.

Bruder, plage Dich nicht um Deine Sorgen; sei fröhlich, mein Bruder. Das Feuer Gottes tut ehrliche Arbeit — es schafft und wirkt von Auferstehung zu Auferstehung, bis alles Körperliche wie Kruste und Schale von Dir gefallen und Du selber Feuer — Geist — Gott — glühend — hart — rein geworden bist. Und nun reise, mein Bruder, in Dir ist Gott.“

So sprach Johannes. — Und am Abend dieses Tages trat Stephan Hüller seine Reise nach Dänemark an.



„Ach,“ sagte der Kammervirtuose und machte sein verdrießliches Gesicht, „Du solltest an die frische Luft gehen und aufhören, beständig zwischen Deinen vier Wänden zu hocken. Trübsal blasen ist die übelste Musik. Und wenn Stephan zurückkehrt, wird es über meinen alten Buckel gehen. Ich höre ihn schon schelten.“

„Nieber, lieber Papa, quäle mich nicht.“

Der alte Herr verschränkte die Arme.

„Wirft ihr jeden Tag ähnlicher im Aussehen und Gebaben,“ knurrte er vor sich hin, „und wenn Du gar die Stirn in Falten ziehst, so könnte ich meinen, sie stände leibhaftig vor mir — denn akkurat so schaute sie einen an, wenn ihr etwas wider die Schnur ging.“

„Papa, bist Du sehr glücklich mit ihr gewesen?“

Herr Massenger lachte kurz auf.

„Kind, was stellst Du für Fragen?“

Er fuhr mit einer großen Gebärde durch sein weißes, wehendes Haar.

„Wenn ich sie und Bülow nicht auf meinem Wege getroffen hätte, dies Dasein wäre für mich jämmerlich gewesen. — Dich nicht zu vergessen, mein Seelchen, Dich nicht zu vergessen!“ fügte er rasch hinzu, „bist die Dritte im Bunde, schließest den Reigen, hältst mir das Licht, wenn's ans Sterben geht, hast mir sie noch einmal wiedergeschenkt.“

„Und hat es nie Stunden gegeben, Papa, wo ihr auseinander wart, wo sich — wie soll ich es nur ausdrücken — zwischen Dich und sie —“

„Nicht fragen,“ unterbrach sie der Kammervirtuose, und es schien ihr, als ob seine Augen trüber blickten, „nicht fragen, Hänschen,“ wiederholte er noch einmal. „Die Toten soll man ruhen lassen. Auf ihren Hügelblühen Blumen — unter den Hügelblühen ist Friede.“

Er kreuzte die Arme über den Rücken und ging aufrechten Hauptes einige Male durch das Zimmer.

„Stiehst Du, Kleine,“ sagte er dann und blieb vor ihr stehen, „das ist ein feiner Punkt, über den sich nicht so larifari im Handumdrehen reden läßt. Du mußt wissen, sie war eine Künstlernatur. Das sagt alles. Aus gemeinem Teig war sie nicht gebacken, kleine Haïse. Und solche Wesen vibrieren noch, sind bewegt, sind unergründlich, wo ein gewöhnlicher Mensch wähnt, in ein spiegelglattes Wässerchen zu schauen.“

Sie blickte den Papa voll Staunen an — und schwieg.

„Ich geh' auf einen Sprung fort; mein Knaster geht zu Ende. Muß mir frisches Kraut besorgen.“

Er nickte ihr flüchtig zu und war, ehe sie sich's versah, aus der Thür. Es dünkte sie, als sei er wie ein Schatten ihrem Blicke entglitten.

Die Dämmerung brach langsam herein.

Haïse versank in Träume und schloß die Lider.

Zeit und Raum schwanden, tauchten unter, wurden eins. Ganz still war es um sie. Und Stephan war so weit — so weit.

Sie wollte nur an ihn denken. Wie sie ihn das erstemal vom Fenster aus gesehen, als er über den Hof des Gartenhauses schritt, wie sie schweigend vom Landhaus den Heimweg gegangen waren, wie ihr das Herz vor Angst und Seligkeit geschlagen hatte, wie er ihr dann entflohen — und sie ihm im Dunkel des Nachmittags in seine neue Behausung gefolgt war, um ihn nicht mehr zu lassen — ihn zu halten für das Leben.

Dann fiel ihr das Kind ein — ihr armes, kleines Kind — und ein schmerzhaftes, unhörbares Wimmern

ging durch ihren Körper, und immer verängsteter wurde sie, wenn sie der Zeit dachte, da er verstörten Sinnes sie gemieden — ihren Leib und ihre Seele von sich gestoßen hatte — wo das Gespenst Friedrich Hüllers, des Waters, im Hause umgegangen war und sie bis zum Abgrund der Verzweiflung getrieben hatte.

Sie barg den Kopf in die Hände und sehnte ihn herbei, um sich an ihn zu klammern, um zu ihm sprechen zu können:

„Nimm mich in Deine Arme, Mann, und halte mich. Geh' nicht von mir, sonst strauchle ich. Dir gehöre ich — Dir allein — mit jedem Schlage meines Herzens — mit jedem Gedanken. — Aber da ist einer, der pocht an meine Tür, der drängt sich unaufhaltsam ein, heßt und treibt mich in die Enge, nimmt mir den Atem, packt mich — und — Mann, hilf mir, halte mich — verschließe nicht die Augen — stoß ihn von mir — rette mich — rette mich.“

Aber Stephan war weit — weit von ihr. Und sie saß wie ein eingesperrter, kleiner Vogel auf der Stange, rührte und regte sich nicht, saß und saß mit verstörten, in sich gefehrten Augen da, die sich vor dem Bilde des Einen schließen wollten — schließen mußten — und — nicht schließen konnten.

Immer tiefer sank das Dunkel in das Zimmer, verwob die Dinge miteinander, daß sie nicht mehr zu scheiden waren, hüllte ihre eigene Gestalt wie in dicke Schleier ein und ließ ihr blaßes Gesicht nur noch wie eine schwache Silhouette hervortreten.

Lodesstill war es, und mitten in dies tiefe Schweigen klangen die Töne einer Geige. In irgend-einem dunklen Winkel stand Spinetti und spielte, und sie saß da, lauschte — und rührte sich nicht, und die Tonwellen brachen sich an ihrem Ohr und rieselten bis zu ihrem Herzen.

Da im Dunkel stand er in seinem karierten, hellen, weiten Anzug, der so nachlässig um die Glieder geworfen schien und auf eine so eigene, leichte, elegante Art seinen schlanken, geschmeidigen Körper barg.

Ah . . . träumen war gut . . . nicht mehr denken . . . nicht mehr grübeln . . . ganz sich auflösen . . . untertauchen in Gefühl . . . sich . . . Gott . . . und die Welt vergessen.

Sie erschauerte.

Es zog leise an ihrem Herzen.

Sie faltete die Hände.

Ihre Augen weiteten sich.

Ueber ihre Züge breiteten sich dunkle Schatten.

Die Furcht lähmte sie.

Dieses war kein Traum, der ihr die Gestalt des Giacomo Spinetti vorgaukelte. Da, am Rachelosen gelehnt, kauerte der Tod und spielte ihr das letzte Lied.

„Papa . . . Papa!“ schrie sie jammervoll auf, um sich von dem entsetzlichen Alp zu befreien, der auf ihr lastete.

In diesem Augenblick brachen die Töne ab — und langsam — ihr drohte das Herz stille zu stehen — gleitend, die Fiedel unter dem Arm, kam der Tod auf sie zu — und jetzt redete er sie an. Und nun . . . war

es nicht der Tod — eine menschliche Stimme traf ihr Ohr — und der vor sie hintrat, war niemand anders als der Student Giacomo Spinetti, leibhaftig — in eigener Gestalt.

„Sie sind es,“ sagte sie wie erlöst, und, sich völlig vergessend, setzte sie zitternd hinzu: „Um Gottes willen, wie sind Sie nur hereingekommen?“

„Durchs Schlüßelloch, liebe Dame, durchs Schlüßelloch!“

Sie hatte sich erhoben und auf den elektrischen Knopf gedrückt, so daß strahlende Helligkeit das Zimmer durchflutete.

Nun erst war sie sich darüber klar, daß sie wachte, daß die Wirklichkeit sie umgab, und daß tatsächlich der Student das Zimmer mit ihr teilte.

Ihr Gesicht rötete sich leicht, und während sie aufrecht vor ihm stand, sagte sie verwirrt, die Augen niedererschlagend:

„Ich möchte wissen, wie Sie hier eingedrungen sind?“

Der Student lachte.

„Der Kammervirtuose hat mich zufällig getroffen. Bat mich, zu Ihnen zu gehen — Ihnen etwas vorzuführen — gab mir den Schlüssel zum Entree — so kam ich herein und tat, wie mir geheißen. Ich bitte untertänigst um Verzeihung, wenn sich die Dame erschreckt hat. Darf ich bleiben?“ fragte er mit einem scheuen Lächeln, das seine Züge wunderbar verschönte und ihnen für einen Augenblick allen Gram und alle Bitterkeit nahm.

„Warum verfolgen Sie mich? Warum lassen Sie mich nicht in Frieden! Was habe ich Ihnen getan?“

Sein Gesicht umschattete sich wieder. Er ließ die Arme schlaff herabfallen und beugte den Oberkörper ein wenig vornüber. In seiner weiten, losen Kleidung schien er zu frieren.

„Ahnen Sie,“ sagte er nach einer langen Weile und richtete sich ein wenig auf, „daß Sie mich vollends zu Grunde richten werden?“

„Ich — Sie?“

„Sie und niemand anders! Warum quälen Sie mich? Warum belügen Sie sich — und mich? Wissen Sie, daß dies ein Verbrechen wider den Körper und wider den Geist ist?“

„Wenn Sie nicht sofort aufhören, rufe ich, so laut ich rufen kann.“

„Niemand ist im Hause. Der Kammervirtuose liest im Café das Abendblatt — und das Mädchen macht Einkäufe!“

Sie lachte nervös auf.

„Sie sind ja über alles orientiert, was in meinem Hause vorgeht.“

„Ueber alles, gnädige Frau. Dies ist meine Arbeit bei Tag und bei Nacht. Notabene habe ich von zwei Seiten Auftrag, mich um Sie zu kümmern. Vom Herrn Gemahl und von Ihrem —“

„Lassen Sie meinen Mann aus dem Spiel,“ unterbrach sie ihn, „und jetzt, bitte, gehen Sie — ich bin müde, hören Sie, ich will allein sein!“

„Schicken Sie mich nicht fort,“ bat er, und sein Gesicht bekam einen demütigen, erschreckten Ausdruck, „so schickt man einen Bettler fort,“ setzte er traurig hinzu.

„Oder einen Einbrecher,“ antwortete sie bebend, „der sich im Dunkel hereinschleicht — wenn der Herr außer Hause ist.“

„Ach,“ sagte er und blickte sie groß und fest — mit leuchtenden Augen an, „warum schilt mich Ihr Mund, wo Ihr Herz zu mir drängt.“

„Das ist nicht wahr,“ schrie sie auf.

„Es ist wahr,“ entgegnete er, „und jammervoll zugleich, daß Sie dieser Wahrheit nicht ins Gesicht sehen wollen!“

Sie biß die Zähne aufeinander, und ein vergrämter Zug grub sich in ihre Miene. Dann aber wurde ihr Gesicht straff, sie richtete sich auf, nahm eine kerzengerade Haltung an und sagte in einem schneidenden, eifigen Ton:

„Sie irren! Sie ahnen nicht, bis zu welchem Grade Sie irren. Ich kenne kaum einen Menschen, der mir verächtlicher wäre als Sie.“

„Danke, dankel“

Er ließ den Blick nicht von ihr, als wollte er in ihr Innerstes dringen — sie zwingen, sich vor ihm zu bekennen. Dann warf er den Kopf in den Nacken.

„Das ist eine böse Art zu kämpfen, sich zu wehren. Und eines Tages werden Sie sich dieser Worte schämen. Vielleicht schon heute nacht, wenn der Schlaf Sie flieht.“

„Es ist genug,“ antwortete sie. „Ich will Sie nicht länger hören.“

„Sie müssen. Ich bin noch nicht am Ende, liebe Dame! Eines Nachts werden Sie zu mir kommen, in meine armfelige Kammer werden Sie kommen, nackt, hüllenlos — sehen Sie mich nicht so starr an, ich meine das im Augenblick anders, als Sie vermuten. Sie werden zu mir kommen, sage ich, und um meine Liebe betteln. Und ich werde Sie ablehnen — nicht um Revanche zu üben, Gott sei davor, ich kenne derlei Gelüste nicht — nein, weil etwas in mir erloschen — abgestorben ist — etwas, das Sie vorsätzlich getötet haben!“

Sie war freidebleich geworden und ballte mit aller Kraft die kleinen Hände, so daß die Nägel ihr in die Haut schnitten.

„Soll ich applaudieren? Soll ich Bravo rufen? Ich wußte nicht, was für ein Redner Sie sind. Und nun noch einmal adieu, Herr Spinetti, ich bin abgespannt — todmüde. Ich empfehle mich.“

Er trat ihr in den Weg.

„Gehen Sie nicht — gehen Sie nicht so von mir. Warten Sie noch ein paar Minuten — ich werde kein Wort mehr sprechen!“

Mit einer jähen Bewegung hatte er sich seiner Geige bemächtigt und begann plötzlich zu spielen, während ihm das bernsteingelbe Haar wirr über die Stirn fiel.

Sie wollte das Auge von ihm wenden und vermochte es nicht. Sein Gesicht glühte wie eine silbrige, weiße Flamme — sein schlanker Hals schien hart wie

Marmor; ganz fein traten die bläulichen Adern aus ihm hervor, und von seinen strahlenden, dunklen Augen ging eine Leuchtkraft aus, die sie verzehrte.

Er spielte ohne den Bogen abzusetzen, und sein Arm schien nicht zu erlahmen. Und während seines Spiels wurden seine Züge von einer Klarheit und Durchsichtigkeit, daß sie erbehte. Alle Körperlichkeit schien ausgemergelt — alle Begehrlichkeit und Vergrämtheit aus diesem Gesicht geschwunden zu sein, dessen Ausdruck eine Geistigkeit und Kraft ohnegleichen offenbarte.

Sie spürte, wie jedes Gefühl des Widerstandes in ihr lahm wurde, wie seine dunkle, räthelhafte, verwegene Art, sich in Musik, Ton, Klang umzuwandeln, alles Irdische abzustreifen, eine schmerzhaft gewalt über sie gewann, wie ihr Körper matt, verlangend, willenlos wurde, süßen Schauern hingegeben.

Er brach ab — und in diesem Moment trat der Kammervirtuose in die Thür.

„Das ist ja Teufelsmusik!“ brach er das Schweigen. „Ich habe in der Thür gestanden und nicht zu musen gewagt. Den Satan haben Sie im Leibe . . . Aber was ist Ihnen denn? Wie sehen Sie denn auf einmal aus! — So blick doch nur her, Haase — grün und blau ist er geworden.“

Der Geiger stieß ein kurzes, heiseres, gequältes Lachen aus:

„Keine Sorge, Herr Kammervirtuose. Ein Badenkrampf sozusagen. Hat nichts auf sich — ist schon vorbei.“

Er wandte sich um und packte seine Geige ein.

„Tiens . . . tiens . . . es ist spät geworden . . . die höchste Zeit für mich . . . Kompliment, Herr Kammervirtuose . . . a rivederci, liebe Dame . . . a rivederci —“ Und ehe man sich's versah, war er aus der Tür.

„Der hat den Satan in sich,“ knurrte der alte Herr.

„Gott und den Satan,“ entgegnete Haïse und lauschte wie benommen, bis seine Schritte verhallt waren.

Die Rhythmen klangen in ihren Ohren.

„Die Teufelsonate des Tartini ist das reine Kinderspiel dagegen,“ nahm Herr Raffenger das Wort wieder auf, „mit dieser Technik muß Paganini gespielt haben — er braucht das Kunststück bloß in den Konzertsaal zu tragen und dann über den großen Teich zu gehen, und kann in wenigen Jahren eine Million machen. So etwas von Virtuosität habe ich noch nicht erlebt. Der Bursche besitzt eine blendende, eine brillante Technik. Das ist auch etwas — selbstverständlich — ich leugne es nicht. Der Fall hätte Bülow interessiert — unzweifelhaft —“

Ein lautes Lönen der Glocke zerriß seinen Redeschwall.

Sie horchten beide auf.

„Ein Telegramm von Stephan,“ sagte sie und verfärbte sich, „ihm ist etwas zugestoßen, o, ich ahne es.“

Der Kammervirtuose wollte öffnen.

Sie ließ es nicht zu. „Bleibe bei mir — das Mädchen schließt schon auf!“

Sie klammerte sich an ihn, als hätte sie Angst, auch nur eine flüchtige Sekunde allein zu sein.

Der Student stand wieder in der Tür wie in einem Rahmen, den Geigenkasten noch immer unter dem Arm.

„Der Spielmann bittet um ein bescheidenes Nachtmahl. Er spürt auf einmal Hunger, und sein Beutel ist leer, ist ausgebrannt!“

Ein leises, fröhliches, knabenhaftes Lachen drang bei diesen Worten hinter seinen weißen Zähnen hervor.

„Ausgezeichnet,“ sagte der Kammervirtuose, „ein glänzender Einfall! Legen Sie gefälligst ab, mein Herr.“

„Ich weiß nicht, ob die Dame“, brachte er zögernd hervor, „einen Bettler an ihre Tafel läßt.“

„Der Hungerige wird gespeist,“ sagte sie zitternd und verließ das Zimmer.

„Gehen Sie nach Amerika und scheffeln Sie Gold,“ sagte der Kammervirtuose enthusiastisch. „Lassen Sie es sich erst von den Zeitungsschreibern hierzulande schriftlich geben, daß Sie ein Phänomen, ein Genie sind, und dann gehen Sie herüber. Sie tragen eine Wunschelrute in der Hand, mein Herr, in Ihrer Macht steht es, Paläste, Schlösser zu bauen, die Frauen werden Ihnen in die Arme fliegen. Ich habe Sie unterschätzt. Ich gestehe meinen Irrtum ein. Ich bekenne ihn. Beethoven werden Sie nie spielen — aber die Welt werden Sie auf den Kopf stellen, so wahr ich Massenger heiße.“

„Tiens . . . tiens,“ murmelte er, „Sie glauben wirklich?“

Seine Lippen kräuselten sich in leichtem Spott.

„Die Frau, die ich liebe, weigert sich mir — um ihretwillen allein könnte es mich reizen, vor dem Pack zu spielen. Ich habe ein Grauen davor. Mir wird übel bei dem Gedanken. — Odi profanum vulgus et arceo, sagt der Dichter. Zu Deutsch: Halte Dir die Kanaißen vom Leibel! Grauenhaft, sich vor das Gesindel hinzustellen!“

„Schmid — schnad! Jeder Künstler muß sich im Grunde prostituieren. Das Publikum kann doch seine Kunst nicht riechen!“

„Doch, Herr Kammervirtuose. Auf den Geruchssinn des Mitmenschen kommt es allein an. Er muß den richtigen Flair in der Nase haben. Uebrigens, mein Wort darauf, in meinem ganzen Leben — Gott gebe, daß es von kurzer Dauer sei — werde ich nicht mehr spielen wie vor einer halben Stunde — das gelingt nur einmal!“

Der Kammervirtuose blickte ihn verduzt an.

„Und wieso gelang es Ihnen gerade heute abend?“ fragte er befremdet.

Der Student kniff die Augen halb zusammen, tat die Hand wie einen Schirm davor und blinzelte den Alten seltsam an, ehe er entgegnete:

„Nämlich, ich wollte die Stimme wecken, ja, das wollte ich, Herr Kammervirtuose. Die Dame hat eine wunderbare Stimme, sie braucht nur geweckt zu werden.“

Der alte Herr lachte in väterlicher Eitelkeit auf. Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Die Stimme ist gut, ist glodenrein — superb — alles, was sie wollen. Aber nur für das Zimmer. Sie trägt nicht — ist zu klein. Mein Gott, ich habe alles versucht. Das Kind hat Musik in den Fingerspitzen — aber irgend etwas stimmt nicht. Die Stimme ist gefangen, kann nicht heraus. Sie hätten ihre Mutter hören sollen. Ach, mein Herr, wenn die sang, wurde das Wunder Gottes offenbar!“

„Ich werde diese Stimme wecken, Herr Massenger! Ich habe das Geheimnis in mir, diese Stimme zu wecken . . .“

Der Kammervirtuose vermochte sich diesem verblüffend sicheren Ton nicht völlig zu entziehen.

Er sah den Studenten halb ungläubig, halb hoffnungsvoll an.

„Sie haben wohl eine italienische Methode — der bel canto ist bei Ihnen ja zu Hause.“

Ein verteufteltes Lächeln trat auf Spinettis Miene. Das Mädchen enthob ihn der Antwort.

„Die Herren möchten sich hereinemühen. Das Abendbrot ist fertig — und die Frau möchten Sie entschuldigen — sie ist müde geworden und hat sich schlafen gelegt!“

„Verdammt noch einmal!“ stieß der Student gereizt hervor, unfähig, seinen Zorn zu verbergen.

Auch der Kammervirtuose war verstimmt.

„Macht mir Sorgen, das Kind — ist gar nicht auf dem Posten,“ sagte er bedrückt. „Nun, so müssen wir die Mahlzeit uns allein schmecken lassen. Kommen Sie, Verehrtester!“

Und gemächlich schritt er voran.

Der Student wandte sich an das Mädchen.

„Kann ich mir irgendwo die Hände waschen?“

„Bitte, folgen Sie mir, mein Herr!“

Im Korridor blieb Spinetti stehen. „Dieser Taler gehört Ihnen,“ sagte er — es war das einzige Geldstück, das er noch besaß — „gehen Sie dafür sofort zu Madame und richten Sie ihr aus, ich hätte ihr etwas Dringendes zu sagen — etwas, wovon unendlich viel abhinge — sie müßte, müßte unter allen Umständen sich noch eine Minute blicken lassen. Haben Sie mich verstanden?“

Das Mädchen nickte.

„So wiederholen Sie noch einmal meine Worte.“

„Nein, das ist falsch!“ unterbrach er sie gereizt. „Sie sollen bestellen, es hinge alles, hören Sie, alles davon ab, daß sie sich eine Minute noch sehen ließe. Ich bäte dringend — dringend darum, die Sache verträge keinen Aufschub! So, nun gehen Sie!“

Er kehrte in das Eßzimmer zurück. Der Kammervirtuose hatte bereits mit dem Mahl begonnen.

„Nun langen Sie zu und bedienen Sie sich nach Herzenslust!“

„Schönen Dank! Mir ist der Appetit im Augenblick vergangen. Ich muß noch etwas warten.“

Der alte Herr nickte, und der Student saß da mit pochendem Herzen und einer Kraft des Wunsches, die ihm die Brust zu sprengen drohte.

Da trat Haïse ein; sie hatte einen leichten, mattgrünen Muffschal um die Schultern geworfen, der bis zu ihren Knien reichte. Ihre Augen schimmerten unergründlich, und ihre dünnen Nasenflügel zuckten.

Der Student erhob sich und verbeugte sich tief.

Seine Züge waren ganz in Demut getaucht; nicht eine Spur von Triumph lag auf ihnen.

Der Kammervirtuose war ebenfalls aufgesprungen.

„Das ist aber gescheit,“ sagte er. „Der junge Herr hat keinen Bissen zu sich genommen; das ist wirklich gescheit, daß Du noch gekommen bist. — Denke Dir, dieser da behauptet, er könnte Deine Stimme herausholen. Behauptet, im Besitze einer untrüglichen Methode zu sein. Hörst Du, Haïse?“

„Ja, Papa,“ erwiderte sie, während sie Spinetti voll Sanftmut anblinnte.

„Ist ein Hexenmeister,“ fuhr der alte Herr unentwegt fort, „aber wenn er das Kunststück zumege bringt, so beuge ich mein altes Knie vor ihm. Ha, ha, das tue ich! Nicht lange gefackelt, mein Herr! Es muß mit den Lektionen unverzüglich begonnen werden! Habe keine Zeit zu verlieren, möchte noch dabei sein, wenn sie dem Kinde die Millionen zu Füßen legen. Habe es einmal in diesem Dasein versäumt,“ setzte er melancholisch hinzu — „und stand doch ganz dicht davor!“

„Sie müssen nach dem Abendbrot singen!“ sagte der Student.

Sie nickte kaum merklich, berührte das Essen nicht, saß mit gefalteten Händen da.

Der Kammervirtuose hatte am Flügel Platz genommen, und Haïse sang Mozarts Wiegenlied, sang es mit ihrer zarten, kleinen Stimme auf ihre ergreifende Art.

Als sie geendet, sah Herr Massenger argwöhnisch zu dem Studenten hinüber.

„Nun, noch immer der gleichen Meinung, mein Herr, oder mittlerweile anderen Sinnes geworden?“ fragte er, und auf seine Backenknochen traten rötliche Flecke.

„Naturellement, Herr Massenger! Jeder Irrtum meinerseits schaltet aus. Fragt sich nur — und davon hängt der Erfolg allein ab — ob die Dame Vertrauen hat und sich meinen Weisungen unbedingt fügen will.“

„Wird sie — verlassen Sie sich darauf. Und nun: Gute Nacht! Für mich ist es Schlafenszeit. Alte Leute müssen ihre Ordnung innehalten. Paß hübsch auf, Haïse. Mußt mir morgen Bericht erstatten. Am Ende hat er wirklich eine Zauberrute bei sich — wer will es wissen; gute Nacht, Herr Spinetti, wünsche besten Erfolg!“

Er winkte noch flüchtig mit der Hand, küßte Haïse auf die Stirn und war aus der Thür.

„Setzen Sie sich hierher.“

Er gehorchte schweigend, und sie nahm ihm gegenüber Platz.

„Daß Sie mit dem Papa Ihr Spiel treiben, mögen Sie mit sich ausmachen. Sie sehen, ich bin gekommen. Ich bin gekommen,“ wiederholte sie noch einmal, „um

Ihnen etwas zu sagen. Ich habe Ihnen vorhin erklärt, ich verachtete Sie“ — sie sah ihn mit großen, traurigen Augen an und strich mit der Hand über ihre heiße Stirn. „Ich bitte Sie deswegen um Verzeihung. Ich kann Sie nicht verachten; in Ihnen ist etwas, vor dem ich mich beuge — das ich liebe,“ fuhr sie mit schwerem Atem fort. „Und nun bitte ich Sie, hören Sie, ich bitte Sie, haben Sie ein bißchen Mitleid mit mir, stellen Sie mir nicht länger nach.“

Sie sah in sein starres, umschattetes Gesicht und sprach langsam weiter — und ihre Miene hatte etwas unsagbar Weiches, Gütiges, Hingebungsvolles, das ihn schmerzte und aufwühlte. Aber kein Zucken seiner feingezeichneten Lippen gab davon Kunde; seine Miene blieb unbeweglich.

„Nämlich,“ begann sie dann von neuem und legte mit einer rührenden Gebärde ihre weiße Hand unter das Herz, „ich liebe meinen Mann — ich liebe Stephan Huller über alles! — Ja, über alles. Lächeln Sie um Christi willen nicht; ich spreche die lauterste Wahrheit. Und wenn Sie mit Ihrem bösen — bösen — mit Ihrem“ — sie suchte qualvoll nach dem Worte — „mit Ihrem übermächtigen Willen“, ergänzte sie dann scheu, „mich aus meinen Wurzeln reißen, so zerbrechen Sie mich für mein ganzes Leben. Bitte, bitte, lassen Sie mich ausreden. An mir ist nicht viel gelegen — ich weiß es — aber wenn Sie diesen Mann, dessen Leben von Jugend an Leiden — unsagbares Leiden war — Sie vermögen es nicht zu ahnen, Giacomo,“ sagte sie,

und zum ersten Male nannte sie ihn bei seinem Vornamen, „wenn Sie ihn zugrunde richten — und damit endet es — damit muß es enden — dann, mein Freund, begehen Sie und ich ein Verbrechen, das uns Gott in der Todesstunde nicht verzeiht.“

Ihr blaßes, durchsichtiges Gesicht hatte eine feine Röte überzogen; sie war aufgestanden und dicht vor ihn hingetreten.

„Da drinnen,“ sagte sie kummervoll, „ist ein alter Mann, der nur noch wenige Jahre zu leben hat — zerstören Sie ihn nicht.“

Und am ganzen Körper zitternd wie Laub im Winde, schloß sie:

„Nehmen Sie jetzt Abschied von mir. Kommen Sie nie mehr wieder, und ich will bis zu meinem letzten Atemzug für Sie beten.“

Ihr Auge ruhte mit einem flehentlichen Ausdruck auf ihm, als hinge von seiner Antwort ihr Leben, ihre Seligkeit ab.

Er hatte sich ebenfalls erhoben und schüttelte mit einer unwilligen Bewegung den Kopf, so daß das Haar ihm wieder über die Stirn fiel.

„Ich kann nicht, es geht über meine Kraft,“ entgegnete er kurz und hart.

Dann lächelte er auf seine wunderbare, höchst seltsame und traurige Art, ehe er hinzufügte:

„Ich muß Ihre Stimme wecken. Ich habe es dem alten Herrn versprochen. Denn in Ihnen klingt ein Ton, der befreit sein will; niemand kann ihn aus-

lösen — nur ich vermag es — ich allein auf dieser Erde. Gute Nacht, liebe Dame.“

Er verbeugte sich tief, und erhobenen Hauptes ging er zur Thür.

Sie blickte voll Entsetzen hinter ihm her. Dann brach sie zusammen in lautloser Qual . . .



Lange, lange verharrte sie in diesem Zustande dumpfer Trostlosigkeit. Sie fühlte, etwas war in ihr gebrochen. Sie hatte mit letzter Kraft Widerstand geleistet und war an dem Willen dieses Menschen kläglich zerschellt. Mit einem hochmütigen Neigen seines Kopfes hatte er über ihren Jammer hinweggesehen.

Aus ihrem Innern war lautere Wahrheit geströmt — und doch — sie kam über diesen Menschen nicht hinweg. Er besaß eine Einsicht in ihre Seele, der sie sich beugen mußte — mußte . . . Und wenn er mit unerschütterlichem Ernst erklärte, daß er eine Stimme in ihr geweckt, die bisher geschwiegen, einen Ton, der nach Befreiung gerungen, losgelöst habe — so lag darin ein Erkennen ihres verborgensten Wesens.

Und trotz alledem war sie von Stephan nicht abgefallen. Ihr Herz — ihr reines, überströmendes Herz gehörte Stephan Huller.

Was war das für ein erbärmlicher Zwiespalt? Sag sie in ihr Inneres hinein? Suchte sie sich Trugbilder vorzugaukeln, um vor sich selber bestehen zu können?

Lieber aufrechten Hauptes durch das Wasser schreiten, bis es über ihr zusammenschlug, als von Stephan Hüller lassen! Und dennoch — dennoch spürte sie die Gewalt des anderen, den ihre Not nicht wartend machte, der unbeugsam auf ihren Zusammenbruch wartete, als sei dies ein ihm von Gott — nein, nicht von Gott, was hatte Gott damit zu schaffen — als sei es ein ihm vom Satan verschriebenes Recht.

Ein wehvolles Lächeln irrte um ihren Mund. Etwas in der Rechnung stimmte nicht. War es denn denkbar, daß, wenn Leib und Seele nach Stephan schrien, der andere zwischen ihn und sie treten konnte? Gab es im Herzen eines reinen Weibes die Möglichkeit, von dem geliebten Manne fort zu einem anderen sich zu beugen und beide liebend zu umarmen? Lag darin nicht das Kennzeichen der besleckten Frau, die Leib und Seele je nach Gelegenheit, Aufwallung und Bedürfnis biegen konnte?

Und beide tauchten vor ihr auf: der große, schwere Mensch, in dessen eherne Miene sein Leben und sein Schicksal bedingungslose Wahrhaftigkeit, tiefen Gram, unverbrüchliche Treue gemeißelt hatten — und der andere mit der schlanken, geschmeidigen Gestalt, dem verbitterten, harten, glückshungrigen Gesicht, das ein armseliges Lächeln so wunderbar verschönen konnte.

Dem einen, dem im Worte und Gemüt Schweren war sie, aller mädchenhaften Scheu vergebend, in seine

Kammer nachgestiegen, hatte ihm fest in die Augen geblickt und beherzt zu ihm gesprochen: hier bin ich — ich lasse Dich nicht mehr! Und dieser, den sie verängstet mied, streckte seine Arme nach ihr aus, tränkte sie mit seiner Blut, und sein dunkler und zugleich leuchtender Blick züngelte wie eine weiße Flamme um ihre armen Sinne!

Sie sank in die Knie.

„Mutter Gottes, hilf mir — steh' mir bei in meiner Not — habe Erbarmen — Maria! Du Teuerste! Zu Dir schreie ich: Nimm diese Last von mir — oder nimm mich in Deiner Gnade zu Dir! Nur zerbrich mich nicht — befreie mich von meinem Leide . . . Das Wasser steigt mir bis zum Halse — ich gehe unter . . . Maria, halte mich . . . halte mich . . .“

Senkte sich kein Strahl jungfräulich göttlicher Liebe in dies gequälte, wunde, arme Herz? —

Sie richtete sich auf — es gab nur eines: die Augen schließen und nicht mehr erwachen; vor sich selber fliehen, unbefleckt und ohne Matel scheiden. Das war es — hier und nur hier allein lag der Ausweg. Sie atmete auf; ihre Augen schimmerten feucht unter der weißen Stirn. Zum Tod entschlossen, aber treu bis zum Tode . . .

Von neuem hüllte die Nacht, das undurchdringliche Dunkel sie ein. Und nun sah sie Stephan, der starr und lautlos über sie gebeugt war, die Schläfen sich hielt, und dessen entsetzter, irrer Blick auf ihr ruhte; sah, wie er die Schreibtrüchtlade aufschloß, den schmucklosen Sech-

läufer herausnahm — die Tür abriegelte und stumm, ohne mit der Wimper zu zucken, abdrückte . . .

Das war das Ende vom Liede — so klang es aus — so schloß Stephan Hullers Ehe mit Haïse Raffenger.

Und in dieses Finale tönte eine weinende Geige, die schluchzte leise:

„Siehst Du, kleine Haïse, nun ist es Dir gelungen — nun hast Du uns alle zerbrochen, alle, wie wir da sind . . .“

Und in einem Stuhle hockte, vom Schrecken gelähmt, der Papa, bewegte und rührte sich nicht. Die Arme waren ihm schlaff herabgesunken, er stierte ausdruckslos vor sich hin.

Dann trat Johannes von der Ewigkeit in die Tür — Johannes, der bei ihrem Hochzeitsmahl vom Golde des Weins, vom Golde der Sonne und vom Golde der Liebe gesprochen hatte — und sagte mit liebe reichem Gesicht zu dem Philosophen, der hinter ihm hergehumpelt kam:

„Menschliche Angelegenheiten. Das Gesetz des Rhythmus. Es mußte wohl so kommen . . . Nun wollen wir ihnen das Totenmahl richten und ihrer Auferstehung harren . . .“

Nein, nicht sterben . . . leben . . . und Treue wahren!

Eine Stimme wurde vernehmbar, eine süße, aus weiter Ferne . . . Maria, die Gesegnete . . . die Jungfräuliche beugte sich zu ihr herab; Maria, die Himmlische, deren Leib gesegnet ward.

Die Stimme hub an:

„Geh ihm entgegen, Du trägst das Licht! Sei fröhlich. Bald ist er bei Dir!“

Da wurde sie ruhig und still in sich und wußte, was es zu tun galt.

Am andern Morgen in aller Frühe wollte sie reisen — ihm entgegen. Und wenn er seine Arme um sie schloß, so wollte sie seine Arme lösen und sagen:

„Dir gehöre ich — Dir allein; aber in meinem Herzen blühte etwas, das Dir nicht verborgen bleiben darf. Schau mit gütigem Auge darauf, dann wird es verblühen, ohne wehe zu tun. Hilf mir, geliebter Mann — steh' mir bei!“

— — — — —

„Papa,“ sagte sie am andern Morgen, „ich will Stephan entgegenfahren. In zwei Tagen, denke ich, tritt er die Rückreise an, und in drei Tagen sind wir wieder bei Dir — Papa, laß mich fort. Ich muß heraus — ich ersticke hier.“

Der Kammervirtuose riß die Augenlein auf.

„Das ist ein vertrackter Einfall,“ antwortete er bedächtig. „Und wenn er mitten in der Nacht an Dir vorbeifährt — hier anlangt und das Nest leer findet, wie steht es dann mit Deinem Abenteuer?“

„Lieber Papa,“ — ihr Gesicht wurde ängstlich — „mach' mir's nicht schwer und sprich nicht dagegen. Stephan erhält ein Telegramm, weiß, wo ich bin. Ich muß fort — muß! Hörst Du, Papa?“

„Hm!“ machte der Kammervirtuose, „wenn Du mußt, dann ist Frage und Widerrede überflüssig.“ Er zuckte die Achseln und wandte sich ab.

„Papa, lieber Papa, sei mir nicht böse.“

„Ich kann Dir nicht böse sein, Kind! Reise und komm mir besser heim. Ich Sorge mich um Dich,“ fügte er unsicher hinzu, und gerade über seiner Nasenwurzel bildete sich eine aufrechte, tiefe Furche.

Sie entzog sich seinem Blicke und huschte aus dem Zimmer, packte im Nu die kleine lederne Reisetasche und rief das Mädchen:

„Marie, holen Sie geschwind einen Wagen, einen geschlossenen Wagen, hören Sie. Ich reise dem Herrn entgegen. In drei Tagen bin ich wieder da. Pflegen Sie mir inzwischen den Papa gut. Geben Sie Obacht auf ihn. Versprechen Sie es mir in die Hand hinein. So, ich danke Ihnen, Marie!“

Erst als sie in der verschlossenen Droschke saß, wurde ihr leichter. Sie wagte aber nicht, aus dem Fenster zu blicken. Eine unbestimmte Furcht hielt sie davor zurück.

Leichtfüßig sprang sie am Stettiner Bahnhof aus dem Wagen und ging eiligen Schrittes an den Schalter, der dicht mit Menschen besetzt war. Sie wartete klopfenden Herzens. Sie sah sich nicht um.

Endlich kam die Reihe an sie.

„Nach Warnemünde,“ sagte sie zaghaft.

Der Beamte blickte auf.

„Zweiter oder dritter Klasse?“

„Dritter,“ antwortete sie hastig. Sie eilte auf den Bahnsteig und stieg in das Coupé.

So — nun war sie geborgen! — Nein, noch nicht — erst mußte sich der Zug in Bewegung setzen. Sie verharrete geduldig.

Ah, endlich! Der helle Pfiff der Lokomotive schlug an ihr Ohr — der Zug begann zu rütteln — die Musik der Eisenbahn setzte langsam ein.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ flüsterte sie und fühlte, daß sie ihrem Schicksal entronnen war.

Und Stephans Züge, auf denen tiefes Vertrauen und ein großartiger Ernst lagen, tauchten lebendig vor ihr auf, und das Bild des anderen war verweht — verblaßt — vergessen.

Friede zog in sie ein, und die Gewißheit des Befreitseins durchdrang sie.

Sie schloß die Augen und atmete tief auf. Und während dieser Fahrt wich von ihr alle Schmerzhaftigkeit, bis sie mählich in einen Zustand von Traum und Bersonnenheit geriet, hinter dem die Erlebnisse der letzten Tage versanken, als ob sie viele, viele Jahre zurücklägen — und nur einen blassen Schein der Erinnerung zurückgelassen hätten.

Und als der Schaffner mit lauter Stimme rief: „Barnemünde — Aussteigen!“ da rieb sie sich verwundert die Lider und wollte es nicht glauben.

Nun verließ sie das Coupé, die braune Ledertasche in der Hand, und ging dem Strome der Menschen nach, die vom Bahnhof dem Bade zutrotteten. Wo sie ging und stand, waren kleine Miethäuser, blitzsaubere Villen, prunkende Hotels. Beim Anblick der vielen, fremden Gesichter wurde ihr wieder bänglich zumute.

Aber als sie den Strand erreicht hatte und auf das weite Meer sehen konnte, das in tiefem Schweigen wie ein blanker Spiegel vor ihr lag, kam Ruhe über sie. Ein Schwarm weißer Möven kreiste an ihr vorbei, und es durchzitterte sie eine stille Rührung, so daß sie leise betete.

Aber mitten in ihr Weltfernsein tönten Laute, und ein baumlanger Mensch im weißen Flanellanzug stand vor ihr und sagte mit beweglichem Grinsen:

„Inädigste sind wohl grade mit dem Berliner Zuge ankommen?“

Sie jagte im Nu davon — wieder den Strand entlang, in der Richtung zum Bahnhof.

Gepuzte kleine Fräulein flanirten an ihr vorbei, und junge Herren warfen ihr, ohne daß sie es wahrnahm, herausfordernde Blicke zu.

Nur ein Rudel von Menschen sah sie, von dem sie sich verfolgt glaubte.

Erst als sie dem Getümmel entflohen war und sich in eine menschenleere Gasse verschlagen sah, machte sie halt, um zu verschmausen.

Und da tauchte ein alter Postbote mit weißer Bartfranse und weißen, buschigen Brauen auf, der ihr wie gerufen dünkte. — Einen flüchtigen Augenblick wähnte sie, hinter dem alten Mann sei noch eine andere Gestalt sichtbar geworden.

Es mußte aber wohl ein Irrtum gewesen sein — oder der Dritte war wie ein Schatten wieder entglitten.

Und ohne jede Einleitung sich an den weißhaarigen Beamten wendend, sagte sie:

„Nämlich, ich kann hier nicht bleiben. Bitte, nennen Sie mir einen stillen Ort in der Nähe, wo es nicht so viele Menschen und Häuser gibt.“

Der Alte betrachtete sie ein Weilchen, überlegte und antwortete prompt:

„Dann müssen Sie nach Nienhagen — dreiviertel Stunden von hier. Und wenn Sie sich sputen, kriegen Sie noch den Dampfer, der nach Heiligenbamm fährt. Ob Sie der Kapitän ausbootet, ist freilich eine andere Frage, denn es ist eigentlich keine Anlegestelle.“

„Bitte, wo liegt der Dampfer?“

Sie hatte die letzten Worte überhört.

„Gleich hinter dem Bahnhof!“

„Schönen Dank!“

„Rechts müssen Sie sich halten, junge Frau — immer rechts!“ rief ihr der Alte nach.

Sie folgte seiner Weisung. In einer Biegung des Weges entschwand sie.

In diesem Augenblick trat ein Herr auf den Postboten zu und fragte kurz und befehlerisch:

„Wohin ist die Dame gegangen, die soeben mit Ihnen gesprochen hat?“

„Wohin wird sie gegangen sein,“ brummte der Alte, „zum Dampfer!“ und wandte dem Frager den Rücken.

Der Herr lüftete ein wenig den Hut, eilte davon und erreichte im letzten Moment das Schiff; unmittelbar vor ihm hatte Haife das Deck betreten. Der Herr schritt, ohne sie zu beachten, an ihr vorbei — und begab sich sofort in den Kajütenraum.

Sie ging auf die Brücke, auf der der Kapitän das Steuer hielt.

„Ist es möglich, daß ich in Nienhagen ausgebootet werde?“ sagte sie scheu.

„Will's versuchen, junge Frau. Wenn der Bursche drüben auf das Zeichen hört, mag es am Ende gehen.“

Er nickte ihr freundlich zu.

Die Tränen standen ihr in den Augen. Sie hätte auf einmal laut weinen mögen und wußte nicht, weshalb.

Ruhig, ohne Schwanken, weite Kreise hinter sich ziehend, fuhr der Dampfer über das glatte, schlerregungslose Meer. Aus dem wolkenlosen Himmel, der nur am Rande von einem weißen Dunst umsäumt schien, brannte die Sonne. Und nach kurzer Frist tauchte ein schmaler Küstenstrich auf; der Kapitän sagte, dies sei bereits Nienhagen. Gleichzeitig wurde eine Flagge gehißt, ein lautes Tuten drang an ihr Ohr, und wie auf ein Kommando richteten die Passagiere ihre Ferngucker auf die Küste.

Und richtig, der Mann am Ufer hatte begriffen und machte sein Boot locher.

Alles das war in rascher Aufeinanderfolge vor sich gegangen. Wenige Minuten später stieß auch der Kahn an, und ein Matrose half ihr beim Herabsteigen. Der Bursche da unten streckte ihr die Hand entgegen — ein Sprung — und sie war im Ruderboot. Ihr hart auf der Ferse folgte mit einem kurzen Satz ein anderer, so daß das kleine Fahrzeug ein paar Sekunden bedentlich ins Schwanken kam.

Dieser Andere nahm ihr gegenüber mit einem leichten Neigen des Kopfes Platz.

Sie sah ihn an — riß die Augen auf, als wäre sie von einem wahnsinnigen Spuk gepackt — öffnete ein wenig die weißen, blutleeren Lippen, als müßte sie schreien — und beugte sich, ohne daß ein Laut sich ihr entrungen hätte — weit über das Boot.

In dem gleichen Augenblick hatte der Student Giacomo Spinetti ihren Arm gefaßt und riß sie zurück . . .

Sie schloß die Lider und verlor die Sinne.

Der Mann am Ruder glözte den Studenten betroffen an.

„Um Gottes willen, rudern Sie, daß wir ans Land kommen,“ brachte der Student heiser hervor — und mechanisch setzte er hinzu: „Der Frau ist schon an Bord übel gewesen.“

Der Ruderer holte mächtig aus, und in einer knappen Viertelstunde konnte man landen.

„Help mal,“ rief der Bootsmann einem hoch aufgeschossenen Jungen zu, der seiner Weisung folgend, den Rahn ans Ufer zog.

Der Student trug sie ans Land, sie dünkte ihm leichter denn ein Federball.

„Ist denn hier keine Ruhegelegenheit oder so etwas?“ fragte er gereizt.

Der Bursche wies stumm auf eine mehrere Schritte entfernte Bank.

Der Student legte sie vorsichtig nieder, als wollte er sie sanft betten.

„Kognat — Kognat,“ befahl er, während er sich über sie beugte und Jackett und Bluse ihr öffnete.

„Den hab' ich in der Badeanstalt — einen Moment!“

Er eilte davon, kam nach wenigen Sekunden wieder und reichte Spinetti Flasche und Glas.

Der träufelte ihr ein paar Tropfen in den Mund und rieb ihr die Schläfen.

Da schlug sie die Augen auf, sah ihn erst betäubt, verwirrt an, als begriffe sie nicht! Dann nickte sie stumm — willenlos — mit tief herabgezogenen Mundwinkeln — und einer Gebärde, daß es ihn überließ.

„Wo findet man Unterkunft?“ wandte er sich wieder an den Bootsmann.

Der wies in die Höhe:

„Da oben hinter der Wiese — hier die Treppe hinauf — liegen die ersten Häuser.“

„Kommen Sie,“ sagte er leise — und ohne ihre Antwort abzuwarten, nahm er sie wieder in seine Arme und kram mit ihr die Treppe hinauf, denn der Strand lag tief unterhalb einer mächtigen Erdmauer.

„Tun Sie die Arme um mich — halten Sie sich fest!“

Wieder nickte sie und tat demütig, wie ihr geheßen.

Als sie oben die Plattform erreicht hatten, streckte sich von ihnen zur Rechten ein lustiger Birkenwald aus mit Buchen durchsetzt — zur Linken ein weiter, grüner Rasenteppich, der mit seiner Vorderfläche zum Meer gerichtet war.

Und nun bot sich ihnen ein seltsamer, wunderlicher Anblick.

Am Rande der Wiese standen unbeweglich in langer, langer Reihe ungezählte Kühe; weiße, braune, schwarze und wiederum weiße, die schwarz gesprenkelt waren. Hart am Abhang standen sie in knapper Entfernung voneinander und blickten mit ihren großen, dummen, traurigen Augen in das Meer, in das sie stürzen mußten, wenn sie nur wenige Schritte sich weiter wagten, nur ein wenig sich vornüber beugten.

Es schien Haïse auf einmal, als ob die dumpfen Augen all der vielen Tiere groß und fragend mit bekümmerten Augen auf sie gerichtet wären. Und während der Student, sie fest umschlingend, mit ihr weiter schritt, starrte sie unverwandt auf die vielen, vielen Tiere, die sich nicht rührten und nicht regten, wie eine lebendige Mauer verharrten, als müßten sie mit ihren trüben, weltabgekehrten Blicken das Meer ergründen.

Nun war das erste Haus erreicht, das mit weißer blanker Front vor ihnen lag. Er setzte sie behutsam ab.

Eine hagere Frau mit ernstestem Blicke trat aus der Thür und nickte auf die Frage, ob man für kurze Zeit Quartier bekommen könnte, stumm mit dem Kopfe.

Haïse setzte sich auf die Bank vor der Thür des Hauses, während der Student mit der Frau hineinging, um alles zu richten.

Sie ließ die Hände in den Schoß sinken. Sie fühlte, daß alle Kraft des Willens von ihr genommen war — an nichts vermochte sie zu denken — zerbrochen — mit unterwürfiger Miene hockte sie da. Nur wie es in den

Schlafen ticktackmäßig auf und nieder pochte, wie ihr das Herz bis an den Hals schlug, spürte sie.

Und wäre jetzt einer gekommen und hätte gesagt:

Es ist Zeit, kleine Häse, komm, lege Dein Haupt mit dem schimmernden Haar unter das Beil — sie hätte wieder genickt und wäre lautlos mit leeren Augen gefolgt.

Die Frau hatte auf der Veranda für sie die Vesper bereitet. Auf dem runden Tisch lag die rotgeblümete Decke, und heißer, dampfender Kaffee, ein Krug Milch, Butter, Honig und schwarzes, schweres Brot luden zum Mahle.

„Nehmen Sie etwas zu sich,“ bat er inständig und streichelte ihre Hand.

Sie ließ es ohne Widerspruch geschehen und nippte, wie von einem Mechanismus bewegt, gehorsam an der gefüllten Tasse.

Alles das erschien ihm unerklärlich — seltsam. Was ging in ihr vor — was arbeitete in ihrer Seele? Das Geheimnis des menschlichen Herzens in seiner dunklen Abgründigkeit schloß sich ihm nicht auf. Er fühlte nur seine Schmerzhaftigkeit. Er sprach leise — und jegliche Härte war aus seinen Zügen ausgelöscht, und seine Stimme klang zaghaft und weich:

„Ich wußte, daß Sie vor mir fliehen wollten. Ich hatte es im Blute — gleich als ich aus der Tür Ihres Hauses trat. Die Nacht habe ich durchwacht und bin Ihnen Schritt auf Schritt gefolgt, ich konnte nicht anders. Meine Wirtin mußte die letzten Groschen hergeben,“ setzte er hinzu und lächelte verstoßen.

Aber dies Lächeln, so flüchtig es vorbeihuschte, hatte etwas Funkelndes, Blißendes.

Er sah sie groß an und wartete auf ein Wort — aber sie schwieg, hatte die mageren Schultern frierend emporgezogen und den Mund so fest geschlossen, daß ihre fein-gezeichneten Lippen in einer dünnen Linie schwanden.

Sah sie das Meer, auf dem lustig die Rähne schaukelten und die schlanken Boote mit ihren rötlich-braunen Segeln sich bewegten — auf dem ein heller, prächtiger Dampfer wie ein schwimmendes, kleines Schloß just vorbeifuhr — oder klammerte sich ihr Blick an die großen Tiere, die noch immer oben auf der Wiese in langer Reihe, in tiefem Schweigen dastanden und über die unabsehbare Wasserfläche stierten? . . .

„Liebe Dame,“ stieß er plötzlich rauh hervor. „Versuchen Sie einmal den Atem anzuhalten — versuchen Sie es mit aller Energie! Sehen Sie, es geht nicht! Nun gut — auch ich wäre erstickt, wenn ich Ihnen nicht gefolgt wäre. Es gibt keine Freiheit — keine Ver-nunft — kein Gewissen, das alles ist erbärmlicher Schwindel, Lug — Trug! Gewäsch! Nur Instinkte gibt es — und wer den seinen nicht folgt, ist ein Tropf, ein Narr . . . ein Nicht . . . eine gemeine Kreatur . . . sündigt wider den Geist und wider das Fleisch — denn der Geist und das Fleisch sind eins — hier hört das Scheidewasser auf — hier . . .“ Er brach plötzlich ab, sein Gesicht verzerrte sich, sein Körper wurde wie von Frost geschüttelt, und vor seinen Mund trat ein weißlicher Schaum.

Sie schrie geängstigt auf, war es doch der nämliche Zustand, in dem sie ihn schon zweimal gesehen hatte . . nach den „Meisterfingern“, als sie in der Weinstube bei Habel das unselige Gespräch gehabt — und am gestrigen Abend.

In jähem Mitleiden, das mit einem Schlage die Starrheit von ihr nahm, war sie an seiner Seite, suchte sie seine Hand. Und genau wie damals und gestern, war er in wenigen Sekunden wieder Herr über sich.

„Nicht erschrecken,“ sagte er kaum hörbar. Und mit äußerster Anstrengung mühte er sich, zu lächeln.

Dieses Lächeln, das, wie sie in einer hellseherischen Ahnung empfand, über seine Kraft ging — nicht irdisch, nicht von dieser Welt war — schnitt ihr ins Herz. Und sie begriff mit einem Male seine übermenschliche Liebe, begriff, daß sie sich ihm beugen mußte, und wenn sie darüber in tausend Scherben ginge.

„Komm, komm,“ sagte sie scheu und lehnte sich zitternd an ihn und küßte ihn mit leuschenden Lippen.

„Du . . . Du . . .,“ stammelte er wortlos und trug sie davon.

Noch in derselben Nacht fuhren sie heim.

Haise hatte darauf bestanden. Es litt sie nicht an diesem Ort.

Im Dunkel stiegen sie in den Zug der aus Dänemark kam.

In einem leeren Coupé, das nur kümmerlich erleuchtet war, saßen sie allein. Sie mieden ihre Blicke,

und jedes suchte dem anderen sein Innerstes zu verhüllen.

Aber mitten in das Schweigen warf der Student — und seine Miene entstellte ein namenloser Gram — ganz leise die Worte:

„Du . . . ich fühle . . . ich weiß, daß Du . . . mich nicht liebst!“

Sie senkte eine flüchtige Sekunde den Kopf, hob ihn wieder, sah ihn mit fremden, großen, todestrunkenen Augen an und entgegnete mit tiefem Ernst: „Ich liebe Stephan Huller!“



Packe das Pelzwerk, das Du aus dem Norden heimgebracht hast, nicht aus, Stephan Huller. Laß es von den Motten zerfressen. Rühre die dänische Seide nicht an — mag sie verstauben — mag sie rissig und brüchig werden! Das Porzellan aus Kopenhagen, wirf es zum Wagen hinaus, daß es in Stücke geht — und den Reisekoffer mit allen seinen Herrlichkeiten hinterher.

Stephan Huller, wenn Du ausgezogen warst, wie einer, der im Spiel der Phantasie sich schon als Grundherrn über die eigene Scholle stapfen sah, so kehrt Du heim als armer Schelm — und Haus und Hof sind in einer Nacht Dir niedergebrannt; keine Arme breiten sich Dir aus, kein Lachen tönt Dir entgegen, kein Halm und

keine Hoffnung spricht, ringsum Grabesstille — und ärmer bist Du als der ärmste Mann im Lande.

„So war es — so und nicht anders,“ sagte sie und hielt demütig die Hand ans Herz.

Aber vor seinem starren Blicke schrie sie verzweifelt auf.

„Mann, sieh mich nicht so an — Mann, habe Erbarmen mit mir. Stoß mich nicht von Dir.“

Sein Gesicht schien versteinert. Kein Wort kam aus dem zusammengepreßten Munde.

Sie packte ihn an der Schulter.

„Mann, erinnere Dich, Du hast mich mit Füßen getreten, bist über meinen lebendigen Leib hinweggegangen — und ich habe Dir angehangen — Du bist bei Deinem Toten gewesen und hast mein Leben mißachtet, ich habe es getragen, Mann, Du darfst . . . darfst mich nicht lassen, und wäre ich siebenmal schuldiger.“

Da nahm er ihre Hände von seinen Schultern und wandte sich zur Tür. Sie trat ihm in den Weg.

„Geh jetzt nicht von mir — tu mir das nicht an — hörst Du! — — Laß mich nicht sinken, und ich will dessen noch in meiner Todesstunde gedenken.“

Regungslos blieb seine Miene.

Da schlug heiße Angst über ihr zusammen.

Und als der Kammervirtuose jetzt eintrat, schrie sie jammervoll auf:

„Papa, er geht von uns — sein Mund ist verschlossen — sein Auge ist blind — sein Ohr ist taub! Er redet nicht, er sieht und hört mich nicht!“

Und aufschluchzend warf sie sich an die Brust des alten Mannes.

Der sah mit verglasten Augen auf Stephan, und sein weißes Haar fiel ihm wirr über die Stirn, und seine zittrigen, schmalen Musikerhände fuhren tastend über Hassens Scheitel.

Stephan Hüller schritt an ihnen vorbei.

Sie blickte ihm wie gelähmt nach. Der Papa mußte sie stützen.

Vor dem Schlafzimmer blieb sie stehen.

Sie horchte mit verhaltenem Atem.

Ein leises Aechzen . . .

Ein klirrender Schlüssel . . .

Eine verriegelte Tür . . .

Da sank sie zu Boden.

Aber der Rammervirtuose richtete sie auf und geleitete sie mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft in sein Schlafgemach, bettete sie, zog über ihren frierenden Leib die Decke und schlich sich davon.

Im Musikzimmer ging er mit verschränkten Armen, hochroten Kopfes auf und nieder.

Die Zornadern waren ihm geschwollen.

Große, ausholende Schritte — knurrende Laute — zuweilen ein kurzes, heiseres Lachen: ein Generalissimus in Not und Angst.

„Wie Sie wollen, lieber Herr, wie Sie wollen,“ stieß er in seinem Gram hervor. „Die Messengers sind noch niemandem nachgelaufen. Und wie man sich bettet, so schläft man. Es wird Ihnen leid werden, mein Herr, und dann wird's zu spät sein. Nichts gebe ich zu.“

Lauter ist sie wie Gold. Papperlapapp: — Sie mußten wissen, daß sie Tiefen hat. Hätten es sich früher überlegen sollen. Eine Künstlernatur ist sie, mein Herr, kein Rechenegempel — keine Uhr, die still abläuft und die man nach Belieben wieder aufziehen kann . . . Herr, was ahnen Sie davon! Der Geier soll sie holen . . .

Das Kind wollen Sie mir elend machen? . . . Meine kleine Häse. — — Das Kind ist gut! Und wenn es durch Dreck und Schlamm gewatet — rein ist es zurückgekommen, mein Herr. Den Schwurfinger hebe ich hoch. — Sehen Sie sich mein weißes Haar an. Soll ich Ihnen von einer Stunde meines Lebens erzählen? — — Wo alles zusammenbrach? . . .

Nein, ich halte reinen Mund . . . Ich schweige, bis Gott mich zu sich ruft. Ich schweige . . .“

Und der alte Mann setzte sich auf den Schemel, der vor dem Flügel stand, barg sein todblaßes Gesicht in die Hände und stöhnte bitterlich in sich hinein.



Kein Wort hatte Stephan Hüller gesprochen — den Handkoffer unter dem Arme hatte er sich davongeschlichen. Auf der Straße blickte er sich scheu und furchtsam um, wie ein Verbrecher, dem man auf der Spur ist.

Dann winkte er einem Kutscher.

Fahren Sie mich in die Prinzenstraße einundsechzig, da ist ein kleines Hotel," sagte er tonlos und stieg in den Wagen.

Während dieser Fahrt saß er in sich gekauert da. Die Füße starben ihm ab — die Augen erloschen. Und der Kopf fiel ihm schwer und dumpf zur Seite.

Nur einmal erwachte er aus diesem Dämmerzustand und sagte leise vor sich hin:

„Mit mir ist es zu Ende!“

Dazu nickte er mit einem in sich gekehrten Blick, der nur noch Wunschlosigkeit und Zerrissenheit ausdrückte.

Denn alles war gekommen, wie es kommen mußte! Den Eidbrüchigen hatte der Zorn Gottes getroffen.

Erst war die Mutter aus dem Dunkel wie ein Bild des Schreckens aufgetaucht und hatte, körperlich und seelisch gleichermaßen beslekt, zerrüttet und zugrunde gerichtet, die finsternen Schatten der Vergangenheit heraufbeschworen . . .

Dann war sein Kind im Mutterleib verdorrt . . . und nun war die Frau von ihm abgefallen, wie von einem Ausfälligen . . . Die Frau, auf die er tausend Eide geschworen hätte!

Geschworen! — Er lachte irrsinnig auf. Er war in die Welt gestellt, um zu schwören und den Schwur zu brechen.

Friedrich Hüller, der Vater, legte die schwere Hand auf seinen Scheitel.

„Junge, Junge, warum hast Du mir das angetan? Gottes Gericht über Dich! Gott läßt seiner nicht spotten. Weißt Du's noch, wie ich Dich als Bübchen in meiner

Sterbestunde umarmte, Dir das Wort fürs Leben abnahm — wie Du Deine kleine Hand in meine Hand legtest — weißt Du's noch? . . .“

Und Stephan Huller, der Sohn, wackelte mit dem Kopfe und antwortete mit stumpfem Ausdruck:

„Ich weiß — ich weiß! Bei Dir war's ein Flötenspieler — bei mir ein Geiger. Den Hullers haben die Musikanten übel aufgespielt . . .“

Und Haïse trat vor ihn mit bleicher, verstörter Miene. Aber Stephan wehrte sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit ab.

Blicke mich nicht an — rühr' mich nicht an. Bist hinter meinem Rücken, kaum daß ich den Fuß aus dem Hause gesetzt, auf- und davongegangen, und ich soll hinterher es verstehen und begreifen! Wer lacht da! . . . Wer lacht da! Haïse . . . kleine Haïse . . . warum hast Du mir das getan?

Gottes Wille — Stephan Huller! Gottes Wille. Mußte alles kommen, wie es gekommen ist . . . Mit Speck fängt man Mäuse . . . mit der Leimrute die kleinen Singvögel . . . mit dem Neße die Fische . . . und Flöten und Geigen sind der Köder für die Weibchen . . .

Er steckte den Kopf aus dem Fenster.

„Fahren Sie erst zum Polizeipräsidium,“ rief er.

„Is gut!“ sagte der Kutscher.

Auf dem Polizeipräsidium erfuhr er die Adresse des Giacomo Spinetti.

Er hielt den Zettel, auf dem der Beamte Straße und Wohnung verzeichnet hatte, krampfhaft in den

Händen und las und las immer wieder: Schlüterstraße 7, Gartenhaus bei Conrad.

Der Droschkentutscher sah mit argwöhnischer Miene auf den sonderbaren Fahrgast, der vor dem Portal des roten Polizeigebäudes stand und seinen Blick unverwandt auf einen weißen Zettel gerichtet hielt.

„Na, geht die Reise bald weiter?“

Stephan Huller fuhr auf.

„Ja, die Reise geht weiter,“ entgegnete er, und steckte den Zettel in die Tasche.

Als er wieder in der Droschke saß, zog er ihn hastig hervor und betrachtete ihn mit trüben, leeren Augen von neuem, als berge der Inhalt den letzten Sinn seines Daseins.

Und der Zettel wog in seiner breiten Hand wie ein zentnerschweres Gewicht.

„Das ist ein Blutschein,“ murmelte er wie geistesabwesend vor sich hin, und auf seinen Zügen lag eine Todesentschlossenheit.

Friedrich Huller, der Vater — und Borellya, der Flötist . . .

Stephan Huller, der Sohn — und Spinetti, der Geiger!

Er lächelte auf eine höchst eigene, sinnverlorene Art . . .

Vor dem Hotel in der Prinzenstraße hielt die Droschke, ohne daß er sich rührte.

Der Kutscher sprang vom Bock und öffnete den Wagenschlag.

„Ja dachte man bloß, Sie machen 'n kleenet

Nickerchen," sagte er mit unverhohlenem Spott, während er ihn unverfroren bedugte, als hielte er es für angezeigt, sich diese Züge für alle Fälle zu merken.

Stephan Hüller blieb stumm, nahm seinen Koffer und gab ihm ein Fünfmartstück.

Als der Mann ihm herausgeben wollte, wehrte er kurz ab.

„Der hat wat auf'm Kerbholz!“ dachte jener und fuhr langsam weiter — „Prinzenstraße 61 — det Haus merk' id mir . . .“

Er war in einer armseligen Kammer untergebracht. Ein Haushälter brachte ihm mürrisch das Fremdenbuch.

Bevor er die Feder ansetzte, zögerte er ein Weilchen, dann schrieb er langsam:

Stephan Reisefertig, Steinmeß aus Husum.

Und als er wieder allein war, wiederholte er: Reisefertig! Nun bin ich angelangt . . .

Die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, tat er den edigen Schädel in die breiten Handflächen und stierte unablässig auf den weißen Zettel, der vor ihm lag.

Hm . . . hm . . . tiens . . . tiens . . . sagte nicht jener so? . . . Woll'n seh'n . . . woll'n seh'n . . . Bürschlein, Bürschlein, wir treffen uns . . . Ja, Vater, nun bin ich da, wo du warst . . .“

Von der Straße tönte Gerassel, Gepolster, Gelärm, Getöse zu ihm herauf. Er hörte es nicht.

Die Finsternis wob einen schwarzen Mantel um ihn.

Alte Männer traten durch die Tür. —

Schleswig-Holsteiner durchweg, die insgesamt ähnliche Züge trugen.

Auch der Vater war unter ihnen.

Sie stellten sich um ihn herum.

Das sind Hüllers, dachte er, lauter Hüllers, bis zum Tode Getreue, die nehmen dich in ihre Mitte . . .

Er wollte aufstehen und sich zu ihnen gesellen, da waren sie im Nu verschwunden.

„Vater, ich habe Herzweh,“ rief er in leiser Bangigkeit.

Todesstille umgab ihn . . . die wurde auf einmal unterbrochen durch langgezogene, schwermütige Klänge, als ob drüben auf der anderen Straßenseite einer auf der Harmonika spielte.

Er hob den Kopf, um besser zu lauschen.

Da traf sein Blick die kleine Haife, die barfüßig, nur mit einem dünnen, weißen Hemd angetan, im Arm ein nacktes Kind, wehen Auges auf ihn zukam. .

„Geh von mir — geh von mir!“ entrang es sich ihm mit wildem Schrei.

Er fuhr in die Höhe — tastete im Dunkel nach seinem Hut und lief wie ein Besessener die Treppen hinunter . . .



Wie lange er gelaufen war — wußte er später nicht. Er war auf einmal am Görlitzer Bahnhof, bog in eine Seitenstraße ein und trat vor ein niedriges, baufälliges, einstöckiges Haus, das ein Schild trug mit der Aufschrift: Zum grünen Kranze.

Die Schenkstube war nur durch zwei Gasflammen erleuchtet, die einen schmiedeeisernen Arm als Behälter hatten.

Einen doppelten dänischen Korn bestellte er und setzte sich an einen Tisch, dessen hölzerne Platte blank geschleuert war gleich dem Fußboden, der vor Sauberkeit funkelte.

Außer ihm befand sich nur noch ein kleiner Mann mit krummem Rücken im Gastzimmer. Er trug einen uralten, niedrigen, rauhhaarigen Zylinder, der ihm schief im Nacken saß. Der Mann hoctete in einem Winkel und beachtete ihn nicht.

Ein großes Mädchen mit breiten Hüften und braunen, guten, ernstesten Augen brachte einen steinernen Krug, aus dem goß sie ihm in ein rundes Glas den dänischen Korn.

Er sah kaum auf, ließ auch das Glas unberührt stehen.

Das Mädchen ging zum Schenktisch zurück und betrachtete ihn ein Weilchen.

Ein so verhärmted, so vergrämtes Gesicht meinte sie nie in ihrem Leben gesehen zu haben.

Was lastete auf dem großen Mann? Worüber sann und grübelte er? . . .

Zog die Vergangenheit in Schattenbildern an ihm vorüber? . . . Sah er sich als kleines Bübchen, das der Vater in die starken Arme genommen, gehezt und gelüßt hatte — stand er plötzlich im hell erleuchteten Zirkus zu Manchester, wo Tiller — ach Tiller, so nannte sich der Vater — zum erstenmal seinen berühmten Trick

an der Bambusstange ausprobierte, und wo das Knäblein frei und hoch in den Lüften zwischen Himmel und Erde geschwebt hatte? Furchtlos im Vertrauen auf den Starke!

Lauchte der Wintergarten der achtziger Jahre vor ihm auf — wurden hagere Gestalten mit gelben Gesichtern und lang geflochtenen, schwarzen Zöpfen in rauschenden, feidenen Gewändern, in denen es geheimnisvoll knitterte und ratterte, lebendig? Schlang Marga Lörred . . . Marga Lörred, die Längerin, ihre mageren Arme um ihn? Fuhr sie mit ihrer lieben, sammetweichen Hand über seine Wangen und schaute sie ihn dabei an mit unsagbaren, großen, glänzenden, traurigen Augen?

Schob der kleine Klered seinen Kopf mit den ängstlichen Fischäuglein unversehens zwischen die Türöffnung der bretternen Garderobe? Streckten die abgezehrten Armechen der vom Fieber geschüttelten kleinen Elfriede sich sehnsüchtig ihm entgegen — stand im Hintergrunde mit fest zusammengezogenen Brauen die Meisterin, das schwarze Gesangbuch in den knöchernen Händen? Deffnete sich das Eisengitter des stillen Friedhofs im Draniengarten? Saß er wieder auf der gelbgestrichenen Holzbank und ihm zur Seite ein verträumter, versonnener Mann, im gelben, verschliffenen Mantel — Johannes von der Ewigkeit, in Sonnenglut gebadet? . . .

Waren es solche Bilder, die mit Blitzgeschnelle an ihm vorbeisauften? . . .

Das Frauenzimmer näherte sich ihm leise und setzte sich still neben ihn.

Ein Mitleiden und Erbarmen ohnegleichen rührten an ihr. Hatte sie sich gar in einsamen Mädchenträumen so den Mann vorgestellt, den sie liebend hätte umfassen mögen? . . .

Sie zupfte ihn vorsichtig am Ärmel, und ein Schreden faßte sie, als sie in dies wunschlose, erloschene Gesicht sah.

„Herr,“ sagte sie, und eine wehe Angst schüttelte sie, „Ihr habt schwer zu tragen.“

Und eine innere Gewißheit raunte ihr zu, daß dies ein Jammer war, der von allem Hoffen sich schied, der fern von dem Quellwasser des Lebens lag.

„Herr, trinkt,“ begann sie schüchtern von neuem, „der dänische Korn geht durch die Glieder und das Blut.“

Da sah er mit rätselhafter Miene auf und dachte im stillen:

Wenn ich dies Glas getrunken habe, stehe ich vor meinem letzten Wege — Gott helfe mir — Amen!

Das Mädchen legte die Hand auf seinen Arm!

„Herr, denkt nicht so Grauenhaftes! — — — Seid stark! Schüttelt es ab!“

„Ich schüttle es ab.“

Da ließ sie die Hand von ihm.

Und viele Jahre später erzählte sie ihren Leuten, sie habe in dieser Stunde den Tod lebhaftig zu erkennen gemeint, in seinem unerforschlichen, unbeug-

samen Willen, in seinem schmerzhaften, liebeichen Ernst, in seiner großartigen Entschlossenheit.

Und kein Trosteswort sei mehr über ihre Lippen gekommen.

In dem Moment, als Stephan Hüller sein „Ich schüttle es ab“ zur Antwort gegeben, trock der Kleine mit dem speckigen, langen, schwarzen Bratenrod und dem niedrigen Zylinder im Nacken aus seinem Winkel hervor und stellte sich breitbeinig vor ihn hin.

Er war ein altes Männchen mit verfallenen, verkümmerten Zügen, dünnem, weißem Haupthaar und einem schwächtigen Schnurrbart, dessen Spitzen weit über die Mundwinkel herabhingen.

„Meiner Treu“ — sagte er und hielt die Hand wie einen Schirm vor seine Augen, als vermöchte er solchermaßen schärfer zu erkennen, „meiner Treu — ich will auf der Stelle versinken, Gott soll mich strafen, Sie sind's — sind ihm wie aus dem Gesicht geschnitten — sind Friedrich Tillers Sohn!“

Stephan Hüller hatte sich mühselig erhoben. Beide Fäuste wuchteten auf der Tischplatte. Wer war dieser Mensch, der ihm seinen Toten aus der Erde grub? . . .

„Sie sind doch nicht“ — sagte er in plötzlicher Erkenntnis, als ob er wie ein Maler von einer alten Leinwand den Schmutz vieler Jahre abgetraht und nun das Urbild zum Vorschein gebracht hätte — „Sie sind doch nicht —“ wiederholte er tonlos.

„Ja, ich bin's — bin Klerck, der Agent und Manager von ehedem,“ fiel ihm jener ins Wort und gleich darauf faßte er Stephans Hand. Und bänglich — die

kleinen Neuglein weit aufreißend — fügte er hinzu: „Gott im Himmel, was ist Ihnen denn? Sie sehen übel aus, Herr Tiller! Schauen einen an — akkurat wie der selige Vater — —“

Er hielt einen Moment inne, ehe er in unterwürfigem Tone hinzufügte:

„Darf ich Platz nehmen, Herr Tiller? Wir sind ja alte Bekannte, sollt' ich meinen.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, setzte er sich an den Tisch.

Das Mädchen entfernte sich schweigend.

Klereds Auge fiel auf den dänischen Korn, und es durchrieselte ihn.

Scheuen Auges blinzelte er den großen Menschen an, der Friedrich Tillers Sohn war.

Der ist übel zugerichtet, dachte er, zerzaust, zerseht, zerrissen. Der steht am Ende, fuhr es ihm mit einemmal durchs Hirn — auf dem gleichen Punkt, wo ich zuletzt den Vater sah.

Und Klered strich mit der Hand über sein welkes Gesicht und ächzte.

Dann nahm er mit einer instinktiven Bewegung das Doppelglas dänischen Korns und murmelte kaum verständlich:

„Herr, trinken Sie das Zeug nicht. Es tut nicht gut.“ Und von seinen eigenen Worten betroffen, hob er das Glas ein wenig in die Höhe und schüttete seinen Inhalt auf den Erdboden.

Und kaum hörbar lichernd, rief er zum Büfett:

„Mamsellchen, wischen Sie auf. Das Glas ist umgefallen.“

Stephan Hüller neigte den Kopf ganz tief, so daß das Kinn ihm auf die Brust sank.

„Sie sind kurz vorher mit meinem Vater zusammen gewesen?“ fragte er mit versagender Stimme.

Klered machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Lieber Herr, davon wollen wir nicht reden. Von der Stunde beginnt mein Unglück. Schauen Sie mich einmal an, Herr Tiller junior! Wissen Sie, was aus mir geworden ist?“

Um seinen dünnen Mund spielte bei diesen Worten ein spöttisches, vergrämtes Lächeln.

„Ein Hausierer bin ich geworden, dahinten steht mein schwarzer Kasten mit dem Tragriemen, und nebenbei handle ich mit Zigarren in den kleinen Wirtshäusern. Das ist das Ende vom Hause Klered und Graff. Sie erinnern sich doch, so hieß die Firma — sein, was? Verzeihen Sie,“ unterbrach er sich, „daß ich von meinen Geschäften rede —“ Und plötzlich streichelte er ohne weiteres Stephans Hand, als müßte er ihm gut tun. „Ihr Vater war ein Mensch — ein Mensch war er — darüber ist kein Wort zu verlieren.“

Hüller sah ihn groß an.

Und der kleine Mann mit seinen verelendeten Zügen, mit seinem eingefallenen Gesicht, den Tränenbeuteln unter den wimperlosen Augen, erschien ihm viele tausend Jahre alt, erschien ihm wie der Ewige Jude, der auf seinen spizen Schultern und seinem krummen Rücken das ganze Schicksal seines Volkes trug.

„Ach, Klered,“ sagte er, „das Reden hat keinen Sinn mehr.“

„Meinen Sie wirklich?“

Wieder betrachtete er ihn zwinkernd, dann nahm er seinen Stuhl und rückte ihm hart auf den Leib.

Er wurde redselig und von einer ausgelassenen Heiterkeit:

„Herr Tiller junior, erinnern Sie sich noch an den Mann mit den Tellern, wie der das weiße Porzellan hupfen, springen, tanzen ließ, wie die Teller im Wirbel sich drehten, als seien sie toll — verrückt geworden? Das Fluidum hatte der Mann in den Fingern! Und seine dicke Alte erst, die ganze Schminktöpfe auf dem Gesicht hatte, im kurzen, roten Rock auf der Bühne stand, Fußhände warf, wenn das Publikum zu rasen anfing — und den Applaus quittierte, als hätte sie das Kunststück fertig gebracht. Der Bursche ist eine berühmte Nummer geworden auf dem Kontinent und drüben, hat Geld gemacht — viel Geld. Ich hab' die Nummer entdeckt, und was bin ich? Ein armer Schlucker, der nicht weiß von heute auf morgen — und was sind Sie? . . . Ein unglücklicher Mensch sind Sie — ins Gesicht sag' ich's Ihnen — ein unglücklicher Mensch, der schnurstracks in sein Verderben läuft. Und wenn mich jetzt einer fragte, ob ich Schlemihl, der ich mit einem Fuß im Grabe stehe, mit Ihnen tauschen wollte, so würde ich die Hände — beide Hände hoch heben und antworten: Gott soll mich schützen — — nein und dreimal nein! Herr Huller, Sie haben mich vorhin gefragt, ob ich zuletzt noch bei Ihrem Vater ge-

wesen bin? Ich bin bei ihm gewesen! Und so wahr ich hier auf der Stelle stehe, eingeredet hab' ich auf ihn, bis mir der Speichel im Munde trocken wurde. Wegen so eines Frauenzimmers hab' ich gesagt, wollen Sie zum Teufel gehen! —

Der Mann war fertig — war alle! Mit dem war nicht zu reden. Der lag am Boden auf allen Vieren — mit seiner Bärenkraft . . .

Und Sie, Herr Liller, stehen auf demselben Fleck, Gott soll Sie beschützen und bewahren, damit Sie mehr Glück haben wie Ihr seliger Vater, damit —“

„Haben Sie Dank, Herr Klered,“ er war aufgestanden und legte seine schweren, breiten Hände auf die Schultern des alten Mannes. „Hier sind 100 Mark — ich brauche kein Geld — machen Sie sich einen guten Tag. Sie haben wahr gesprochen: Ich stehe auf demselben Fleck — es ist ein Fleck, Herr Klered, auf dem mein Vater stand. Gute Nacht, Herr Klered!“

Und ehe der andere noch ein Wort zu erwidern vermochte, war Stephan Hüller im Dunkel der Nacht verschwunden.



Wie lange war er herumgeirrt, durch welche Straßen und Gassen hatte es den Ruhelosen getrieben, in welchen Nachtkeipen war er, ohne es zu wissen, untergetaucht, um mit tief herabgezogenen Mundwinkeln an Türpfosten zu stehen und auf Rüststerne und

Trunkene zu starren, als suchte er in die Gänge ihres Hirns zu kriechen, zu erforschen, ob einer — einer ihm helfen könnte in seiner Not.

Nun war ein grauer, fahler Morgen heraufgedämmt, und er lehnte an dem Mauerwerk eines großen, farblosen, viereckigen Gebäudes. Die Riesenstadt reckte und streckte sich — öde — einsam — verlassen. Kein Laut regte sich, keine Seele rührte sich. Auf sein vergrämltes, übernächtigtcs Gesicht fielen die ersten, matten Strahlen und tauchten es in einen violetten Ton, der Falten und Furchen mit grauenhafter Deutlichkeit hervortreten ließ. Menschenleer — wie ausgestorben — dehnte sich die Straße vor ihm — die nämliche Straße, über die sich tagsüber, während jedes Tausendstels einer Sekunde, ununterbrochen ein brausender Strom ergoß, über die die armen Menschen atemlos, wie gehegte Tiere jagten; deren Pflaster widerhallte von dem Gerassel schwerer Lastfuhrwerke, von dem Stapsen keuchender Pferde, von dem kreischenden Lärm der Automobile, elektrischen Bahnen, Droschken, Postwagen, Karossen und buntfarbigen Ungetüme, auf deren Deck Männlein und Weiblein wie die Heringe in der Tonne eng aneinander gepreßt saßen. Diese Straße, die wie eine überheizte Maschine, gespeist mit der Nervenkraft der Menschen, unaufhörlich prustete und arbeitete — hinter deren erleuchteten Fenstern gezeigt und gedudelt, geflötet und gepfiffen, gesungen, gespielt, getanzt, gepreßt, gedarbt, geküßt, geliebt, gehaßt — geboren und gestorben wurde — hinter deren hellen Scheiben junge Menschen verzückt

mit übersinnlichem Ausdruck sich umschlangen — oder von Haß verzerrt an klirrender Kette lagen — diese Straße lag vor ihm wie ein Riesensarg, in dem das rauschende Leben der Weltstadt aufgebahrt war, wie ein weit ausgebreitetes, von der Morgensonne bläulich beleuchtetes Leichentuch, in das das erlöschene Dasein eingehüllt war.

Da hatte er plötzlich die Vision, als ob der Boden zu beben anfing, als ob die Häuser fortzurücken begannen, sich mächtig senkten, tiefer, tiefer, bis sie verschüttet und begraben waren — und er als einziger war verschont — war übrig geblieben — war losgelöst vom Dasein — von der Welt — von den Dingen — von den Menschen — — losgelöst — allein auf Schutt und Trümmern — einer, der atmete in dieser Luft des Todes.

Ein Grauen packte ihn, den Einsamen — vom Lebendigen Geschiedenen — von allen Zusammenhängen Losgeschnittenen — — und den armen, geschundenen, nackten Leib durchrieselte es; aller körperlicher Schmerz — alle seelischen Leiden fielen, so wählte er, wie Schuppen von ihm ab. Er spürte, wie ein eifriger Hauch alles in seinem Innern gefrieren machte. Ein Befreiter. Ein Ausgelöschter. Ein Abgestorbener. Ein Toter bei lebendigem Leibe.

Und die Erkenntnis dieser Stunde hieß: Seelischer Schmerz war nur Wahnvorstellung — Selbsttäuschung. Das Bedürfnis des Menschen zum Menschen — Kraftmangel und Hilflosigkeit. Fortpflanzungs- und Gesellschaftstrieb — nichts anderes als eingestandenes Elend.

— Liebe, die verlogene Botabel für Energielosigkeit und klägliche Unfreiheit.

„Sym,“ machte er und hielt in seiner Rechenarbeit einen Augenblick inne: wenn die Dinge so und nicht anders lagen — wenn die großen Redensarten von der Seele des Menschen sich auf die ärmliche Formel der Gebundenheit — der animalischen Liebe zurückführen ließen — so war alle Tragik und aller Kausch des Daseins ausgeblasen — und übrig blieb ein buntes, lächerliches Spiel, in das verwegene Gaukler, Taschenspieler und Abenteurer eine überfönnliche Idee hineinzufragen sich bemüht hatten. Ja, Stephan Kuller, die Augen aufgerissen, der Vorhang ist hochgezogen — und du hast einen Tiefblick in die menschliche Komödie getan, bist durch alle Finsternisse und Mauern gedrungen, bist hellseherisch geworden — und dein Ohr vernimmt die feinsten Schwingungen, die leisesten Töne.

„Ach Gott — ach Gott,“ murmelte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn, was bleibt jetzt übrig von Gottes weiter Welt — nun, da alles versunken und alles auf seine Schultern gestellt war — nun, da eine Stunde fortgeräumt, sinnlos verschüttet hatte, was Arbeit von Jahrtausenden aufgebaut.

Und in völligem Zusammenbruch grübelte er darüber nach, was er in dieser verzweifelten Lage für die Menschheit retten könnte, die nach ihm kommen würde.

Er ächzte. Ein einziger Satz aus Kantors Geschichte der Mathematik fiel ihm ein — dann murmelte er mechanisch vor sich hin: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ —

Heiße Blutwellen schlugen über sein eingefallenes, blaßes Gesicht . . .

Es gab keinen festen Besitz — — und es gab keine jämmerlichere Kreatur als den Menschen — auch der Stärkste an seiner Stelle fuhr auf einem elenden Brack — rettete aus dieser Havarie für den Haushalt der Erde wertlose, armselige Trümmer . . . ein paar Scherben, die, wenn man sie aufas, wund und wehe klirrten — Besitz ein uferloses Wort — ohnmächtig wird der Mensch, sobald ihm Brücken und Krücken weggezogen sind . . .

In die Todesstille drang auf einmal unterdrücktes Richern, das mählich zu gellendem Gelächter anschwell, als würde es von tausend und abertausend Kehlen ausgestoßen. Einzelne Stimmen riefen: Du armer Narr in Jesu, hast geträumt und spekuliert auf dürrer Heide von Menschentum — Vernunft und Freiheit, während ein Floh auf deinem Rücken dich zum Bewußtsein deiner Kläglichkeit hätte bringen müssen: Mathematik und reines Denken, eine bunte Seifenblase — Klang und Tanz — Musik und Vers — das Wort, der Ton — Ausdrucksformen der Beseffenheit und Geisteskrankheit, von der die menschliche Kreatur von Uranbeginn befallen war.

Was bedeuteten Lüfte und Sehnsüchte? . . . Glücks- und Abenteuerdrang? . . . Hunger und Durst nach Wissen und Kunst? . . .

Ueberwertige Ideen kamen aus leeren Hirnen.

Toll und ohne Sinn war das menschliche Spiel . . .

Wieder erschien ihm Friedrich Huller, der Vater, wie er ihn kurz vor Toreschluß, ehe er den letzten Schritt getan und zu den Hullers eingegangen war — an die breite Brust gedrückt und den Eid ihm abgenommen — den Eid, den er gebrochen hatte — und neben dem Vater stand die Mutter, wie er sie zuletzt erblickt hatte, in ihrer verzerrten Lächerlichkeit, mit ihrem jämmerlichen Aussehen, den verschredten Zügen, den erloschenen, glanzlosen Augen, die wie tote Glasperlen aus dem leeren Antlitz lugten.

Und um dieser willen hatte der Vater den Flötenspieler gemordet und an sich selber Hand angelegt . . .

Um dieser willen war seine ganze Jugend in trostlosen Jammer, in Finsternis und Dunkel getaucht gewesen . . .

Um dieser willen hatte er mit Bleigewichten an Armen und Beinen sich durch das Leben geschleppt!

Wenn Friedrich Hullers ganzes Tun und Leben ein Resultat der Sinnestäuschung gewesen — geflossen aus Dumpfheit — Unfreiheit und Wahnvorstellung, so war des Vaters Lotschlag und Selbstmord auch nur ein Beitrag zur Komödie und Krankengeschichte des Menschen. Und er, ein Affe seiner selbst, denn in ihm steckte ja der Vater — mußte den gleichen Irrsinn begehen — die nämliche Bahn durchmessen — so stand es geschrieben im Buche seines Schicksals.

Und wie er als Büblein in der Luft gehangen und mit den zarten Knabenhänden sich an der Bambusstange festgehalten hatte, so schwebte er auch jetzt zwischen Himmel und Erde, nur daß es gar keinen Halt

mehr für ihn gab — keinen Vater, keine Mutter, kein Weib, kein Kind, nicht einmal ein armseliges Bambusrohr, an das er sich hätte klammern können . . .

Tanze, kleine Törred . . . Wackelt mit den Köpfen, ihr gelackerten Chinesen . . . Und du, Mann, laß deine Teller ihren Spul aufführen . . . Ihr — — und ich . . . wir alle sind ein flüchtiges Abbild, ein blasser Widerschein dieser bunten Welt, in deren wilden Wirbel wir gestellt sind, ohne unser Zutun — — ohne unser Wollen . . .



Es war dreiviertel sieben in der Frühe. Langsam nahm er Stufe für Stufe, als gälte es bei jedem Schritt zu grübeln, zu sinnen, zu denken.

Im obersten Stock machte er Halt, ließ noch einmal eine kurze Spanne Zeit vergehen — atmete tief auf — und zog an der Glocke.

Eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . fünf . . . sechs, zählte er — und in diesen Sekunden zogen die Ereignisse seines Daseins mit Blitzesschnelle an ihm vorüber — als wollte der Kaufmann Stephan Huller noch einmal alle Posten prüfen, bevor er die letzte Bilanz zog und das Konto abschloß.

Eine Frauensperson, etwa in der Mitte der Dreißig, groß gewachsen, mit schwerem, blondem Haar und dunkeln Augen öffnete.

„Wohnt hier der Student Giacomo Spinetti?“

„Der wohnt hier!“

„So will ich zu ihm — ihn sprechen!“

Die Frau zog die Brauen zusammen.

„Es ist noch Schlafenszeit, kommen Sie später wieder. Der Herr braucht seinen Schlaf.“

„Sagen Sie, draußen stünde Stephan Huller. Für mich ist er zu sprechen — und wenn der Hahn noch nicht gekräht hätte,“ setzte er mit gewaltsamem Ausdruck hinzu.

„Der sind Sie — d e r !?“

Die Frau stieß es mit einem Ton des Hasses hervor. Dann richtete sie sich hoch auf.

„Rehren Sie vor einer anderen Tür. Lassen Sie meinen Herrn in Frieden.“

Stephan Huller lachte leise auf bei diesen Worten.

„Die auch,“ dachte er, und betrachtete sie durchdringend.

Eine heiße Blut schlug der Frau ins Gesicht. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie die Tür vor ihm zuschlagen, da schüttelte Huller nur den Kopf und schritt, indem er sie wie einen toten Gegenstand beiseite schob, über die Schwelle. Und — als wüßte er in jedem Winkel dieses Hauses Bescheid — ging er geraden Weges auf die Tür zu, die zu dem Zimmer des Giacomo Spinetti führte.

Der Student lag mit wachen Augen in seinem Bett.

„Ah, Sie sind's,“ sagte er mit beißendem Hohn, indem er sich aus den Rissen ein wenig erhob. „Sie sind erwartet, mein Herr.“ Und während er nach den

braunseidenen Strümpfen griff, die über der Stuhllehne abseits von seinem Bett hingen, fügte er hinzu: „Bitte drehen Sie sich ein paar Augenblicke zur Tür um. Es ist mir genant. Ich stehe Ihnen dann sofort zur Verfügung!“

„Gut, ich habe Zeit,“ sagte Huller und tat wie ihm geheißen.

Der Student schlüpfte aus dem Bett, in weiche, braunlederne Schuhe, die ihm bis über den Spann reichten; dann warf er einen langen, weißen Mantel über sich, der den schlanken Körper einhüllte.

„Ich bin zu Diensten! Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Huller!“

Und da Stephan unbeweglich dastand, setzte er sich selber und verschränkte die Arme.

Sie sahen sich eine lange Weile schweigend an, als müßten sie sich stumm, wortlos auf Herz und Nieren prüfen und ihre Kräfte messen. Zwei Ringende — zwei, die aufrechten Buchses und dunkeln Auges waren.

„Was nun?“ fragte endlich der Student.

Da trat Stephan Huller ganz dicht an ihn heran und wiederholte ebenfalls: „Was nun?“ Dabei hielt er seine rechte Hand in der Tasche und seine Züge waren bleich, kalt und hart wie Marmor.

Einen flüchtigen Moment überlegte er, ob er die Tür zuriegeln sollte.

„Tut nicht not,“ murmelte er vor sich hin. Dieser da stellte seinen Mann — würde, wenn er seinen Blut-

schein, den er links in der Rocktasche trug, jetzt präsentierte, zahlen, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Warum haben Sie mir die Frau gestohlen?“ brachte er mit schwerer Zunge hervor und fühlte, wie das Herz ihm bis zum Halse schlug.

Der Student erhob sich mit gekreuzten Armen.

„Gestohlen? Herr, ich lehne diesen Vorwurf ab, ich weise ihn zurück. Still, Herr, ich leugne nicht! Wer kann stehlen, wo es keinen Besitz gibt! Nichts besitzen wir — nicht so viel!“

Und während er tief in sich hineinlächelte, fügte er hinzu: „Eine Welle, die sich bricht — ein Atom weißen Schaums ist mehr Besitz, als wir in uns tragen.“

Huller zuckte zusammen. War es eine laufende Peitsche, die über seinen Scheitel fuhr? Wie kam dieser Mensch dazu, seine eigenen, innersten Gedanken — seine letzten Erkenntnisse auszusprechen!?

„Die Idee des Besitzes ist eine Wahnvorstellung, mit der die ganze Krankheit beginnt,“ fuhr der Student mit eisigem Hohne fort, „Besitzwahnsinn müßte der Mediziner sie taufen!“

Er verfärbte sich, als ob er plötzlich hinterrücks einen schweren Schlag erhalten hätte — ein fremder Zug trat in sein Gesicht. Und ohne weiteres verbeugte er sich tief vor Stephan Huller.

„Diese Dame ist in der Tat Ihr Besitz, mein Herr — sie gehört Ihnen. Denn sie liebt Sie,“ sagte er und fühlte bei seinen Worten, wie er langsam sank, wie das Wasser immer höher stieg und bis zur Kehle ihm drang. Er raffte sich mit letzter Kraft zusammen — mit dem Auf-

gebot aller seiner Energie. Dieser entsetzliche Schwindel, diese furchtbare Uebelkeit drohte ihn zu bewältigen. Und er wollte — wollte unter keinen Umständen schwach werden, zu Boden fallen. Mit seiner schmalen, weißen Geigerhand stützte er sich einige Sekunden schwer auf die Tischplatte, ehe er dicht auf ihn zutrat.

„Hier stehen Sie, Stephan Hüller — und hier stehe ich, Giacomo Spinetti! . . . Stimmt das? — Nun gut! In Ihrer Tasche halten Sie den Sechsläuser, und da in meinem Nachttisch liegt der Revolver, mit sechs Kugeln geladen. Warten Sie einen Augenblick — — hier ist er! Ihnen gehört er. Mit welcher Waffe wollen Sie abdrücken? — Nach Belieben, mein Herr. Ich bitte darum — und danke es Ihnen im voraus.“

Hüller sah mit großen Augen in dieses weltfremde, verstörte, vergrämte Antlitz, über dessen Stirn die langen Strähnen des bernsteingelben Haares fielen — der aufgerichtet, mit gekreuzten Armen vor ihm stand, die Brust der Kugel darbot ohne Zucken des Mundes.

„Warum liebe ich diesen Menschen?“ fragte er sich leise und gequält, „diesen erbärmlichen Menschen, der vor mir steht, als sei er der Heiland, den ich ans Kreuz geschlagen! Und seine Worte: „Diese Dame gehört Ihnen, denn sie liebt Sie,“ trafen wie eine tonlose Melodie sein Ohr! Und mit einemmal wußte er, daß er die Hand gegen ihn nicht heben konnte . . .

War einer zu viel — und einer war zu viel — so traf ihn das Los, ihn, den Eidbrüchigen, über den Gottes Gericht kam.

Ich nehme mein Schicksal auf mich! Vater im Himmel — ich beuge mich . . .

Er faltete die Hände und richtete das Haupt auf. „Was geschehen — ist geschehen,“ sagte er schwerfällig — „Sie und ich werden nichts daran ändern. — Ich will wissen,“ fuhr er fort, und eine große, feierliche Ruhe war über ihn gekommen, „ich will wissen,“ — wiederholte er kaum hörbar und empfand, wie es an seinem Herzen schmerzhaft zog — „ob dies nur ein Spiel war, oder ob Sie willens sind, jetzt und allzeit zu ihr zu stehen?“

Der Student antwortete mit einem Todeslächeln, das Huller zuerst nicht begriff.

„Tiens . . . tiens,“ sagte er dann, „Sie wollen mir die Dame schenken!“

Stephan schüttelte heftig den Kopf. Aber der Student sprach unbeirrt weiter:

„Sie sind im Mißverständnis, lieber Herr; sie läßt sich nicht verschenken! — Ach, was reden wir für klägliche Dinge. Sie sind zu früh gekommen, Herr Huller! Um einige Stunden zu früh! — Glauben Sie mir,“ setzte er mit wunderlichem Ton hinzu, „ein paar Stunden später wäre unsere ganze Unterhaltung kürzer ausgegangen!“

„Pfui Teufel!“ stieß Huller hervor und spuckte aus. Der Zorn packte ihn.

„Lassen Sie die Späße beiseite, Herr — ich schlage Sie sonst wie einen Hund nieder. — Die Frau kommt

zu Ihnen. Ich frage noch einmal: Werden Sie sich ihrer annehmen?" Der Student warf den Kopf zurück.

„Gott verdamme mich,“ entgegnete er mit völlig ausgetrockneter Kehle, „daß es hier keinen Richter und keinen Angeklagten gibt. Mir wäre am Ende wohler —“

„Antworten Sie!“ schrie Huller in tiefem Gram. „Antworten Sie! — Das werde ich wohl noch verlangen dürfen,“ setzte er hinzu, indem er sich noch einmal beherrschte.

„Sie sind ein Narr! Gehen Sie zu ihr und richten Sie dieselbe Frage in etwas anderer Form an sie. Dann kommen Sie zurück — und ich will Ihnen in Gottes und des Teufels Namen Rede stehen!“

Seine Stimme schlug über. Und in ganz verändertem, weichem Ton fuhr er plötzlich fort: „Sie sind ein großes Kind, Herr Huller. Die Dame lehnt mich ab! — — — Begreifen Sie endlich! — Die Dame liebt mich nicht — — hat mir nie gehört. Und wenn sie mir eine Minute gehört hat“ — er hielt inne, als müßte er eine kurze Weile nachsinnen — „Herr, wenn Sie mich auf der Stelle totschlagen — ich weiß nicht, ob sie mir auch nur eine Minute gehört hat — —, aber nehmen wir einmal an,“ fuhr er mit äußerster, unsagbarer Anstrengung fort — „nehmen wir es einmal an — — Herr“ — er ließ die Arme fallen, stand in hilfloser Demut da, und sein Gesicht strahlte überirdisch — „neiden Sie mir die eine Minute nicht — sie wiegt den Gram eines Lebens auf.“

Seine Züge strafften sich und wurden wieder düster.

„Von Nehmen — von Stehlen kann gar nicht die Rede sein,“ schloß er mit brüster Härte, „wenn es keinen Besitz gibt, dann gibt es auch kein Nehmen.“

Da beugte Stephan Huller tief den Kopf — und ging stumm zur Tür hinaus . . .

Der Student Giacomo Spinetti verharrte eine Zeitlang regungslos. Endlich setzte er sich an den Tisch und schrieb wenige Zeilen, die er versiegelte.

„Frau Conrad!“ . . . rief er hinaus.

Die Wirtin erschien.

„Frau Conrad, ich werde voraussichtlich heute nachmittag eine kleine Reise antreten. Wollen Sie diesen Brief gegen Abend an seine Adresse befördern — ich bitte darum!“ In dem Gesicht der Frau arbeitete es.

Sie wollte ein Wort sagen — ein einziges Wort — aber das Wort kam ihr nicht über ihre Zunge.

Sie nickte lautlos und ging.

Der Student blickte ihr flüchtig nach, fuhr über die Stirn und sank in seinen Stuhl zurück.

Er sann — träumte — lächelte verstohlen . . .



In sich getehrt, ging Stephan Huller seinen Weg. Die Straße war längst erwacht — das Leben saufte und brauste an ihm vorbei — die junge Morgensonne badete ihn. Er fror. Licht, Luft und Laut taten ihm weh.

Er stand auf einmal — er wußte selbst nicht wie — in der Brüderstraße vor dem Hause der Freunde und um ein wenig später ihnen gegenüber, die seine Frage stellten — still und leise den Handdruck erwiderten.

Ihm war es, als lägen Jahre zwischen heut und seinem letzten Besuch. Anders — ganz anders denn ehedem erschien ihm das Aussehen der Freunde. Nur noch einen leisen, roten Schimmer hatte das gebleichte Haupt- und Barthaar des Johannes — noch durchsichtiger als sonst dünkten ihm die blassen Züge, die weißen, schlanken Frauenhände; schmaler, dünner erschien die Nase. Und auf der gewölbten hohen Stirn traten die feinen, bläulichen Adern in immer klarerer Zeichnung hervor. Tiefer noch waren die Augen in ihre Höhlen gesunken — ihr sanfter, erlöschener Blick war jenseits der Welt.

Vom Tode geküßt war Johannes von der Ewigkeit...

Und der Philosoph neben ihm noch hagerer als ehedem — das bartlose Gesicht eingefallen, vom Fleische befreit — fast nur noch Haut und Knochen.

Standen uralte Männer oder uralte Frauen vor ihm? . . . Hatten die Jahre den Unterschied des Geschlechtes verwischt? . . . Stephan wußte es nicht . . . oder sah er vielleicht ganz anders in dieser Frühstunde, unter deren ersten Strahlen ihm die ganze Welt gewandelt schien?

Ach — ihn dünkte es, als ob Johannes tief in seine Seele drang, als er ihn jetzt so voller Güte und Verstehen anblickte.

Sie fragten nicht. Sie wußten, ohne zu fragen. Da wandte er sich ab. Diese ihre Art erschütterte ihn. Johannes sprach: „Ungezählte Male fällt ein Mensch von sich ab — und sündigt wider den Geist — — kehrt er zum Geiste zurück, so preisen wir ihn selig. Nun ist sie von Deinem Körper abgefallen — — mußte wohl abfallen — — aber an Deiner Seele hielt sie fest. Und Du, Stephan Huller, hebst das Richtbeil und willst den Henker machen!? — Ach, Liebster, zu welchem Ende? Flüchtig ist dies Dasein — zu kurz bemessen, als daß wir Zeit zum Richten hätten. Die Richter sind vom Uebel! Buchert und treibt es nicht im Schoße der Erde? Schießt nicht üppig Kraut hervor, was nie und nirgends gesät ward? — Ach, Stephan Huller, die Erde und die Mütter gleichen einander — ihr Reichthum — ihre Fülle — ihr Geheimnis ist über das Maß! . . . Begreife — begreife, lieber, lieber Sohn! Halt still, armes Menschenkind — vermiß Dich nicht!“

Er küßte ihn auf die Stirn — das erstemal — und drängte ihn hinaus.



Was war ein Mensch — was bedeutete er? Er brüllte in der Herde mit — schleppte im besten Falle Steine zum Bau.

Ein Riesenrad war die Menschheit, mit Speichen ungezählt wie Sterne, bewegt von unsichtbaren Kräften.

Der einzelne: ein winziger Punkt in dem Getriebe.

Und wenn Gott in einem Augenblick die Erde aufrührt, so versinkt sie — und mit ihr die Arbeit von Jahrtausenden.

Dann hält des Menschen Sohn sich betäubt die Schläfen, streckt wohl verzweifelt die schwachen Arme aus — und kann nicht helfen — nichts fassen — nichts fichten — nichts bergen — nichts retten.

Wie Ulder, welcher Frühlingsregen auf harte Wintererde fällt — sie lockert, sehnsüchtig nach neuem Leben — und empfänglich dafür macht — also zog in Stephan Hüllers Seele Erkennen:

Der einzelne mit seinem vermessenen Glauben an das Ich steht außerhalb der Bahn. Freiheit und Selbstbestimmung sind nichts als toter Formelkram.

Vom Mutterleibe an war das Menschenkind an ein Müssen — nicht an ein Wollen gebunden.

Wir müssen — müssen — müssen — dies war das Wort Gottes — das Wort Christi, des Heilands . . . das Wort des Menschen Heinrich Immanuel Kant.

Und nichts vermochte das Einzelwesen.

Vom Mutterleib an drängte es den Mann zum Weibe — das Weib zum Manne. Und erst Vereini- gung — Liebe schuf Bewegung, Zusammenklingen, Rhythmus. Unter dem Gesetz der Liebe wurde der Mensch ein Zauberer, ein Herr, ein Meister; tat er Wunder wie Gott — schuf er den Menschen.

Unter dem Gesetz der Liebe trafen sich die Bösen, und aus ihrem Samen wuchs Gutes, Edles, Schönes —

und die Guten vereinigten sich, und böse Frucht ging auf: denn alles Gute — und alles Böse lag in jedem Menschen dicht nebeneinander.

Und immer von neuem begann das gleiche Spiel des Lebens — ein Spiel, hinter dessen Sinn kein Menschenverstand zu bringen vermochte.

In immer neue Verwandlungen schlüpfen Geist und Seele — wanderten hin und her — her und hin — wahllos scheinbar, und doch unter einem Gesetze, das bestehen mußte.

Durch wieviel Leiber hatte die Seele zu gehen, ehe sie sich zur Wahrheit, Klarheit, Güte, Liebe durchgerungen hatte — ehe Gott lächelnd sprach: Nun, liebes Menschenkind, bist Du auferstanden, bist Gott, bist Geist geworden . . .

Und wenn er so gehandelt hätte wie Friedrich Hüller, der Vater, wie hätte es dann um seine Seele gestanden?

Wenn der Vater nicht anders hatte tun können, so war es von Gott bestimmt, daß der Sohn weiter kam — im Tiefschauen und im Fernsehen über den Vater hinauswuchs.

Denn dies war der Sinn des Lebens: Jeder an seinem Telle muß im Kampf mit bösen Daseinsmächten die arme Seele gesund baden, gesund beten — so „beten“ Arbeit und Ueberwindung des Ichs bedeutete.

Nur das Menschenkind, das zur Einfaßt und Demut zurückkehrte, bis zum Quellwasser der Erkenntnis drang —

seiner Unwesentlichkeit im All sich bewußt wurde — und in Liebe untertauchte — konnte wesentlich werden.

Aus tiefster Erniedrigung blühte das Selbst — das Ich erst wieder auf — jähem Sturz folgte der Aufstieg in die Höhe.

Der Vater stand mit allen seinen Möglichkeiten noch in nächtiger Finsternis — dem Sohn des Vaters und der Mutter lieh Gott die Fackel, damit er den unbewußten, trägen Haufen, der sich Menschheit nannte — fortbewegen — weiterführen konnte.

Dies alles ging vor sich, stand geheimnisvoll unter dem lebendigen, unaufhaltsam wirkenden und schaffenden Gesetz der Liebe.

„An das Müßigen ist der Mensch gebunden,“ sagte Stephan Hüller noch einmal kaum hörbar vor sich hin. „Mein Müßigen besteht darin, die Kelter zu treten. Wohlan!“

„Kleine Haïse, ich helfe Dir und ihm.“

„Die Bahn ist frei.“

„Zerbrich nicht!“

„Bist ein Mann — halte still, Stephan Hüller!“

„Noch einmal Deine Hand, kleine Haïse!“

„Laß Dir ins Auge schauen — ein letztes Mal — Dein Kamerad bleibe ich, bis Gott ruft.“



Was bedeutet eine Nacht und ein Tag im Leben eines Menschen?

Einen Tag und eine Nacht war Stephan Hüller von seiner Wohnung fern gewesen — was hatte er in dieser Spanne Zeit erlebt?

Als er jetzt vor seinem Hause haltmachte, da glaubte er, zwischen dem Gestern und dem Heute läge eine Ewigkeit — und das Haus erschien ihm anders — so seltsam, so wunderbar . . . so fremd — so nie gesehen.

Bersonnen stand er davor und betrachtete es lange.

Er rieb sich die Augen — und in rascher Folge zogen die Geschehnisse noch einmal an ihm vorbei, von seiner Rückkehr aus Dänemark bis zu der Fahrt ins Polizeipräsidium und Hotel der Prinzenstraße — von seiner Begegnung mit Klered bis zur Auseinandersetzung mit Spinetti und dem Wiedersehen mit Johannes.

An Abgründen war er vorbeigetaumelt — in Untiefen hatte sich der Blick verloren, und vor ihm war einer dahergeschlichen, der zum letzten Tanze aufgespielt, leise genickt und ihm gewinkt hatte, zum anderen Ufer zu folgen . . . Und lockend nahe schien das andere Ufer.

Er fuhr zusammen, und schmerzhaft zog es an seinem Herzen. Arme, kleine Häuse, was mochte sie in zwischen gelitten haben . . .

Er sah ganz deutlich, wie sie sterbensmatt in ihren Rissen lag — und mühselig zu lächeln versuchte um des alten Mannes willen, der an ihrem Bettrand saß und unaufhörlich Trost ihr zusprach.

Er meinte, die Stimme des Kammervirtuoson zu vernehmen.

Die Massengers lassen den Kopf nicht hängen — sind aufrechte Leute — beißen die Zähne zusammen — lassen sich nicht unterkriegen.

Arme, kleine Haïse — sollst fröhlich werden. Stephan Huller steht Dir nicht im Wege, ist Dein bester Kamerad, Dein Bruder.

Er küßt zum letzten Male sehnsüchtig Deinen schimmernden Scheitel.

Süße . . . Unsagbare Unvergeßliche! . . .

Er zieht die Uhr.

Auf Schlag zwölf weisen die Zeiger.

Das Richtschwert über Bord!

Die Schuldfrage wird nicht gestellt.

Es gibt keinen Richter.

Erhobenen Hauptes tritt er durch das Tor, steigt er die Treppen hinauf.

Den Schlüssel ins Schloß.

Tür auf — Tür zu.

Ein leiser Aufschrei.

Und vor ihm steht barfüßig — im langen weißen Nachtgewand Haïse, schlingt die Arme fest um ihn — und wehe Lippen finden nur das eine Wort: „Stephan . . . Stephan!“



Am späten Nachmittag kommt ein kleiner Junge und bringt einen versiegelten Brief — für Hase.

„Ach, Stephan . . . Stephan,“ schreit sie jammervoll auf und reicht ihm zitternd das Schreiben und verhüllt das Gesicht mit den Händen.

Was birgt das Siegel? . . .

Stephan Huller liest: „Liebe Dame!

Ein letzter — letzter Wunsch — küssen Sie mich im Tode noch einmal auf die Augen, die Sie sahen. Ich muß gehen, liebe Dame, weil ich ohne Sie nicht atmen kann — und weil ich fühle, daß ich nichts über Sie vermag. Gute Nacht, liebe Dame! Ich trete die Reise an. „Giacomo Spinetti.“

„Geh' zu ihm,“ sagt Stephan Huller und wendet sich ab.

Auch sein Blick ist umflort.



Sie trat an sein Lager.

Lieblich war Freund Hein gewesen und hatte gute Arbeit getan.

In wunderbarer Schönheit lag er da.

Seine Züge waren sanft — ihr Ausdruck ehern.

Rein und adlig — vom Tode verklärt war dies Antlitz.

Und um den feingeschwungenen Mund schmiegte sich ein letztes Lächeln, ahnungsvoll und von knabenhafter Anmut.

Da beugte sie sich über ihn, strich ihm mit linker Hand das bernsteingelbe Haar zurück und küßte ihn auf Stirn — Augen — Mund.

Dann erhob sie sich.

Unhörbar hatte sich die Lüre geöffnet.

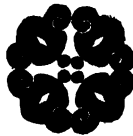
Ernst und fest blickte Stephan Hüller noch einmal auf den Toten — und neigte sich in Ehrfurcht.

Tiefe Stille umgab sie.

Ihre Herzen schlugen zusammen.

Und beide wußten, daß ihnen etwas sehr Schicksalsschweres, unnennbar Schönes dicht bevorstand.

Da sagte er kaum hörbar, und dennoch verstand sie jede Silbe: „Alle Fürchte und Angste liegen hinter uns. Um uns und in uns blüht es. Du — ich will Dir ein Hausvater sein.“





Von Felix Hollaender

erschienen bisher:

- Jesus und Judas 4. Auflage
Magdalene Dornis 5. Auflage
Pension Fratelli 3. Auflage
Frau Ellen Roethe 6. Auflage
Erlösung 3. Auflage
Letztes Glück 9. Auflage
Sturmwind im Westen 12. Aufl.
Der Weg des Thomas Truck 12. Aufl.
Traum und Tag 2. Auflage
Agnes Feustels Sohn 4. Auflage
Die Witwe 2. Auflage
Unser Haus 10. Auflage
Charlotte Abutti
Der Pflegesohn

Ullsteins 3 Mark = Romane

Margret und Offana

von

Georg Freiherr von Ompteda

Preis 3 Mark

Einen unverklimmerten Genuß verdanken wir Omptedas Subtiler Roman „Margret und Offana“. Der Schauplatz ist die durch eine verschwenderische Fülle von Naturschönheiten und ein wundervolles Klima ausgezeichnete Umgegend von Meran, das dem Dichter eine zweite Heimat geworden ist. Daraus ergibt sich eigentlich schon von selbst, daß die Landschaftsbildung einen breiten Raum einnimmt. Aber sie dient nicht als bequemes Füllmaterial, sondern vornehmlich zur Wesenserklärung der handelnden Personen, denen das Blut leicht durch die Adern rinnt als Kindern eines auch mäßige Arbeit überreich lohnenden Bodens. Das internationale Publikum tritt hinter der altansässigen einheimischen Adelsgesellschaft zurück, die in den Bergschlößern und Burgen mit historischen, wunderbar anheimelnden Namen wohnt und gleich ihnen in dem heimatischen Grunde verankert ist. Zu ihr gehört auch der alte, lebenslustige Baron Duraggi, dessen schöne Töchter Margret und Offana einander zum Verwechseln ähnlich und an Charakterveranlagung grundverschieden sind. Beide lieben denselben Mann. Die gutherzige, aber etwas unbedeutende Margret wird sein Weib; nach ihrem vorzeitigen Tode heiratet er die leidenschaftliche, aber auch gehaltvollere und tiefere Schwester. Ihre beiden Vergehungswandlungen sind, wie auch die des Mannes, mit feinspürender Psychologie aufgedeckt. Auch diesmal bewährte Ompteda seinen Ruf als glänzender Erzähler

(Breslau, Schlesiſche Zeitung)

In allen Buchhandlungen erhältlich

Ullsteins 3 Mark-Romane

Auf eigener Erde

von

Max Dreger

Preis 3 Mark

Eine Geschichte ohne schwere Probleme, sanft und still wie das Säuseln des Windes in den Getreidefeldern von Rotenmoor, von Duft und Luft des Landes gesund und stark durchweht, ein agrarischer Roman ohne agrarische Tendenz und doch voller Liebe zur Scholle, ein hübsches Buch, ansprechend in seiner Charakteristik, geschickt in seiner Entwicklung, in Atem haltend in der Fortführung der Handlung, ohne eine Hinneigung zum Spannungsraffinement zu zeigen, kurz ein Buch, wie es als Unterhaltungslektüre besser, würdiger und poetischer nicht geschrieben werden kann. . . . Die feingeläutete Form, die vornehme Sprache, die realistisch wahre und zugleich poetisch zarte Wiedergabe ländlichen Tuns und Lebens, die sorgsam zerfasernde und zugleich verankernde Charakterzeichnung, welche die Menschen vor uns werden läßt, sie in ihren verschiedenen seelischen Elementen und doch in ihrer inneren Einheitlichkeit zeigt, alle diese Vorzüge tragen den Roman Dregers . . . in die höheren und freieren Regionen künstlerischer Werke und Werte.

(München, Münchener Neueste Nachrichten)

In allen Buchhandlungen erhältlich

Ullsteins 3 Mark-Romane

Die Spur des Ersten

von

Fedor von Zobeltitz

Preis 3 Mark

In die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts führt Fedor von Zobeltitz seine Leser. In die Zeit, in der der dritte Napoleon das Schicksal Europas zu beherrschen schien. Dem Glanze des Pariser Hofes stellt er die Einfachheit und die schlichte Art des preussischen Hofes entgegen, und aus dieser Verschiedenheit, in der sich zugleich gallisches und deutsches Wesen verkörpert, konstruiert er den Gegensatz zweier Richtungen und Richtlinien des Lebens. Zobeltitz ist ein Meister der dichterischen Darstellungskunst. Dies bestätigt er wieder in seinem neuen Buch, das in den großen Bogen des Aufbaues und in den Details der Durchführung und Zeichnung den Kenner der Welt, den erfahrenen Schilderer menschlicher Eigenschaften und Leidenschaften auf jeder Seite zeigt. Was das Schaffen des Dichters so ungemein wertvoll erscheinen läßt, das kommt auch in seiner letzten Schöpfung zum Durchbruch; die nadelstarke Charakterisierungskunst, die meisterliche Gestaltungskraft, der hohe sittliche Ernst, die Beherrschung der Materie, die er zu künstlerischem Gebilde zu formen sich anstellt. Hinter der Fabel und ihrer Durchführung birgt sich tiefes menschliches Fühlen und dazu gefeilt sich die feine Gabe Zobeltitz', alles, was er sagt, in seiner anmutigen, alle Male fesselnden und interessanten Weise vorzutragen. Alles in allem ein Buch, das in seiner bemerkenswerten Eigenart zu den besten Werken des Autors zählt und den Leser in den Bann des Zaubers zieht.

(Hamburg, Hamburger Fremdenblatt)

In allen Buchhandlungen erhältlich

Ullsteins 3 Mark-Romane

Lieb Vaterland

von

Rudolph Straß

Preis 3 Mark

Schon das Neuzere nimmt für diesen Roman ein: hübscher Einband, guter Druck auf anständigem Papier, das ganze Buch trotz des Leinwandumschlages von sehr geringem Gewicht — lauter Vorzüge, die bei guten Büchern, und besonders bei billigeren Ausgaben, durchaus noch nicht so selbstverständlich sind, wie man bei dem Bestreben, das Kunstgewerbe auf alle Zweige der Industrie auszu dehnen, annehmen könnte. Von dem Inhalt möchte ich nichts verraten: das Buch ist wert, gelesen zu werden. Nicht nur, weil es dem Stoff nach eine Dase in der unerforschlichen Wildenei der heutigen Liebesliteratur bedeutet — an sich gewiß auch ein Verdienst! — sondern weil es warm ist und lebendig und von Menschen von Fleisch und Blut erzählt. Und dennoch ihre Schicksale, ihre Reiben, ihr Irren und Fehlen von einer hohen Warte aus betrachtet und ihren Wert danach bemißt, ob auch sie zu dieser Warte emporstauen und hinaufsteigen wollen. Denn so, als das Höchste, Vornehmste, als das, was einem Menschen erst Seele gibt, stellt Rudolph Straß die Vaterlandsiebe dar. Nicht öden, leeren Patriotismus, sondern die Verwurzelung mit dem Heimatland, ohne die auch der kraftvollste Mensch zugrunde gehen muß. Das Buch ist ein hohes Lieb der Vaterlandstreue. Solche Bücher brauchen wir jetzt mehr denn je!

(Eva Gräfin Daudiska in der Neuen Freien Presse, Wien)

In allen Buchhandlungen erhältlich

Ulsteins 3 Mark-Romane

Fasching

von

Paul Oskar Höcker

Preis 3 Mark

In den wilden Taumel des Münchener Karnevals, mit all seiner tollen Laune und dem fessellosen Leichtsinne des genußfrohen Künstlervolkes führt uns dieser neue Roman Paul Oskar Höckers. Dem Rausche der Faschingslust verfällt auch die schöne junge Frau des berühmten Architekten Peter Lenze, die sich an der Seite des flatterhaften Künstlers nicht glücklich fühlt. Erst in der tiefen Reue über das Geschehene erblickt der schuldgebeugten Frau ein neues Glück an der Seite eines vornehm denkenden Mannes, über dessen Liebe sie früher in verblendetem Ehrgeiz achtlos hinweggegangen ist. — Höckers Meisterhaftigkeit in der Schilderung mondänen Lebens bewährt sich auch in diesem seinem neuen Werke, das einen tiefen Einblick in das Künstlerleben gewährt und eine Fülle echt menschlicher, rührender, humorvoller und charakteristischer Gestalten in sich vereint.

(Barmer Zeitung, Darmen)

In allen Buchhandlungen erhältlich

Ullstein & Co



Berlin G 100

**THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY**

DATE DUE

DATE DUE		